NIETZSCHES GESAMMELTE WERKE

EINUNDZWANZIGSTER BAND

FRIEDRICH NIETZSCHE
GESAMMELTE WERKE

MUSARIONAUSGABE

EINUNDZWANZIGSTER BAND

AUTOBIOGRAPHISCHE SCHRIFTEN

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

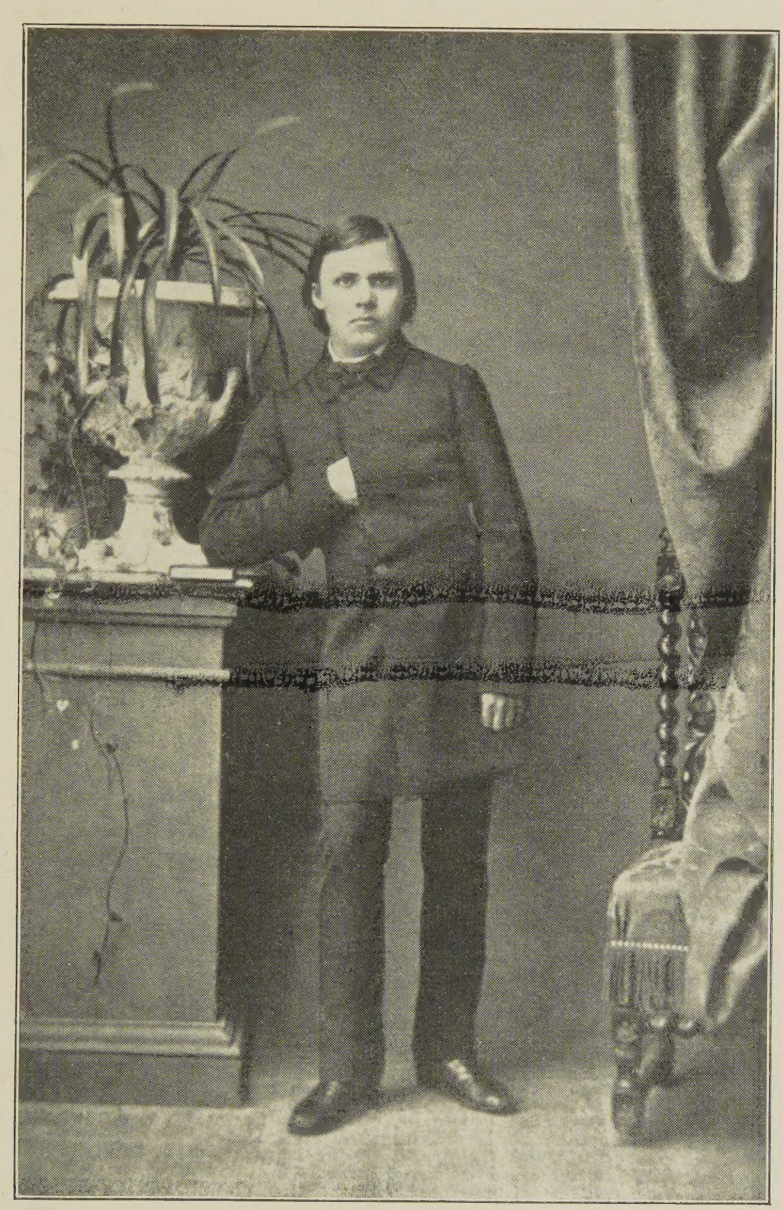
FRIEDRICH NIETZSCHE
GESAMMELTE WERKE

EINUNDZWANZIGSTER BAND

AUTOBIOGRAPHISCHE SCHRIFTEN UND AUFZEICHNUNGEN

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

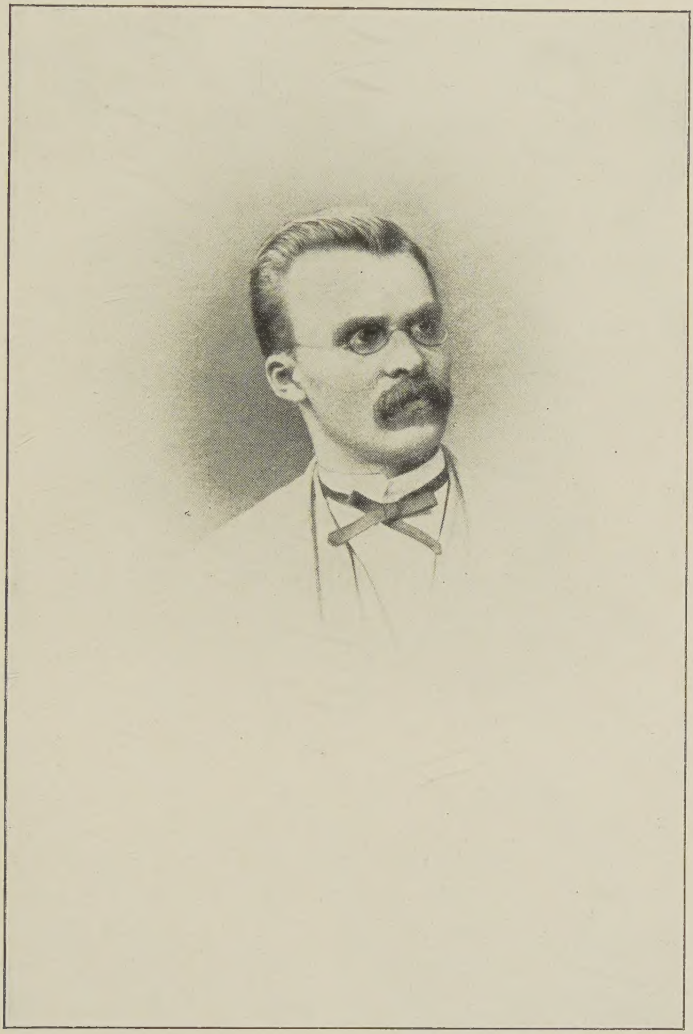
Copyright 1928 by Musarion Verlag München
Printed in Germany



Der 16-jährige Nietzsche

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_T5-BZO-037



Nietzsche als Student (1868)

Friedrich der Unzeitgemässe

(1874)

Friedrich Nietzsche.
(1882)

Proben der Handschrift Nietzsches

1. Brief an die Mutter v. 11. Novb. 1859
2. Brief an Peter Gast v. 31. Mai 1878
3. Gedicht „Vogel Albatroß“ April 1882
4. Brief an Peter Gast v. 1. Febr. 1883
5. Niederschrift aus der Umwertungszeit, Frühjahr 1886 (gedruckt Bd. XVI, S. 103 f.)
6. Entwurf des Titelblattes zur 2. Aufl. der „Morgenröte“ Herbst 1886
7. Gedicht „Ruhm und Ewigkeit“ Dezb. 1888

Aus E. v. Ungern-Sternberg, „Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift“, Verlag Alfred Kröner, Leipzig.

I

Liebe Mamma!

Endlich habe ich mindre einmal Zeit,
Dir auf Deinen lieben Brief zu antworten.
Ich habe auch heute Etwas zu vergüten, was
Dich indes affiren wird, nämlich den Anblick
meines Gesichtes. Bis Montag, den 9ten
Nov. war Ausgehetag mir gänzlich;
aber auf Montag um 4 Uhr standen
grosse wichtige Akten Stoß, zu durchsehen
lange Zeit, wegen Vorbereitungen getroffen
waren. Zuerst gingen um ½ Nine alle
Gesandten davon. Lucchesini, der ein ganzes
Conclus und um 4 alle Kaufleute, die

Die Festlichkeit wird aufgenommen, und begann, als das
Chor-Lied, das festlich aufgeschnitten war.
Zuerst wurden nun von den Primanern die
Festreden gehalten; die Rolle des Redners
übernahm Herr Prof. Robert Heinrich sich
bestellen, wo das in ganz vorzüglich. Darauf
wurde die Glocke, von Hornberg eingeweiht
aufgestellt und zwar mit Klang und Ge-
läutbegleitung. Es gelang ganz vorzüglich
und alles war sehr vorauf besonders bei
dem Feuerspruch, bei „Feierlich und Glücklich
soll man schallen hören. (Es hier geht Just
einigen Zeit mit in Donnerton und schlug
mit die Schuld, die Glocke mit einem zu

Kommers. Am andern Tage war wieder Abfahrtstag und bis ½ 10 Uhr Arbeitsstunde, darauf war wieder Abend im Kneipsaal der mit dem Chor „Brüder auf Kameraden" begann. Darauf folgte wieder Gedichte wie. zur Erinnerung über Rommels in Hellas Leben. Ganzzug und v. Löhning sangen dann mit Klavierbegleitung „Vor meinem Leben gehen" und „Aus diesen Thale Grunde" und Hr. Prof. Lobenstein begann das Kasten. Es soll nun ein gemütliches Leben werden, sondern so, dass es ein festgemeldetes Zeichen für Deutschland zu Kunst ist, dass die Gebäude liegt, sowie Kameraden

mehr. Nationalhoffen wurden, die Deutsch-
land noch seinen politischen Zwiespalt zu
einem Ganzen verbinden. Darauf war Hoff-
nungen und Künsten und Gaukeleien, und
bis 3 Uhr Nachts ging; ich besuchte die Land
Rosalie, die mich mit Thorlacks kam in Hotel
Abends holten die Kinnamer Ball, wir andern
aber Blieb auf dem Rangsaal. - Das ist doch
jedenfalls eine sehr schöne Einrichtung,
dass Plan Reisenden wieder nach Rem-
burg zu kommen gefallen wird sehr und es
freut sich immer sich auf dein schönes Fest

Dein L. v. Wolzogen.

Lebhaft danken ich dir besonders für deinen Brief:
Viele Grüße von den lieben Onkel

Lieber Freund, am Tage Voltaires kam prosaisch zu mir;
wissend und ungewiss war beides:
Ich trank und dann nun anzuzünden
Pfeife und Pfand, die süßen Voltaires, und nun Karte, auf der
sich nur der Worte befanden: l'âme
de Voltaire fait ses compliments
à Frédéric Nietzsche."
Nehmen sie zu Herzen die Leiden und
Freuden, welche sich wechselnd über mein
Leben ergossen haben, Nie
und Nietzsche (der es wiederholt
„das Dionysische Leben" genannt hat),
so haben sie einen Mann darüber, wie

Die Menschen lachen dann nicht,
wenn man sich eine schwache
Blöße gibt. Aber das wird
und kann es nicht, so sind es nur
die kleinlichen Schwächen unserer Zeit,
von Lächerlichkeit und Affekt in einen Satz
zu bannen: und gerade schmeckt
die große Kommunikation über
kleine Dinge zynisch und sündig. Nur
vertieft man, wenn Freunde das nicht
festhalten, während man sich
wohlig und sicher in der Nähe von
Menschen, vor denen niemand Rätsel
geheimnisvoll und gespannt wird. — Mögen
sich nun große Lebensmenschen, Größe
der Haltung zu fassen, verbürgerlichen
lassen. Nicht darf es mich verdrießen, wenn Du
in meiner Meinung über sie, noch
über mich.

Da, wenn man Freund und Bruder
Christ und auch sonst jetzt Zeit zu
einem tiefen Gespräch suchen wollte
wie Ihre Liebe Schwester so Raum und
Stand haben sowohl: nämlich Raum
an Gedanken und Gefühlen und eine
gewaltige Bewegung, wie als ob man in
einem gewaltigen Licht der Höhe gerissen
ist. Nun sagt, wir haben wirklich nun
einmal durch die Liebe eine ganze
Bewegung geschichtlicher Gemeinschaft erfahren,
durch Lebensnähe Gelegenheit i ganze Fülle
von Historischem Leben über uns stehen

Das aber ist das <u>Letzte</u>, was ich wo-
llte - die Lösung der Freundschaft als
Andacht und der Verwandtschaft der Mensch-
lichkeit in der Welt" (wie O. Linde-
mann sagte).

Wenn Sehnsucht Ausdruck ist, ich
bin unermüdlich im Hervorbringen
und unsagbar für-uns-sein-Denken.
Ich komme mir vor wie Feuerschein und
bin süß, wie wenn, der einst rauscht
[illegible] einst aus dem Gebüsch, so berühmt
ist. — Könnte ich doch bis ans Ende
[illegible] weiter leben! —

Und alles handelt von mir, weil
der ganze Stand von uns Lieben wollen
Mantel weise ich weltsamsten, den Tod
und die Ferne gegenüber Leute Lieben-
nis, die Kalkstein Entsprechung weiter
Lebenden und Freunde. —

Bleiben Du mir gut, in alter
Freiheit. — Dir wünsche ich Ihr „un-
bist und flüchtig, wie ähnlich sind Du
mir darin! — Nun wachsen Du fest
und fest! In diesem Bestreben bin ich immer

Dein Freund R.M.R.

Vogel Albatross.

O Wunder! fliegst du noch?
Du hast mich und kein
Flügel mehr!
Was hebt und trägt dich
doch?
Wer ist dein Ziel und Zug
und Zügel nun?

+ x x

Du flogst jahrtausend – nun hebt
Dich einmal selbst dein
eingeweiht Empfinden:
Nun weißt du Fell und Gehirn,
Den Zug von Hund und Ahn
Vergangen.

+ + x

Gemach Mann und Ewigkeit
Lebst du in süßen Licht, die
das Leben gleicht,
Mitleidig selbst dem Neid —:
Und hoch flog, wer ihn auch
nur schauen läßt!

\+ x x

O Vogel Albatros!
Zu süßen Weiten mit ewigem
Winde weist!
Ich danke dir: da floß
Mir Träne um Traum — ja,
ich liebe dich!

x + x

Liebster Freund, ich schreibe Ihnen lange nicht, und es war gut so. Meine Gedanken sollen sich wieder an Zustände gewöhnen, welche ich heute noch glaube: es war mein größtes Leid- und Verlangenland – wobei das einzige Trauer-Mittel meinen gewissen Ekel sein sollte.

Inzwischen gab es aber wieder neues Klare Tage, und jetzt bin ich auf wieder meinem stillen Feuer gewandert. Ein Glück bleibt es bei allem, wenn man in der Einsamkeit mit sich selber fertig werden kann: aber wenn Viele sind, gebunden und müssen sie Einen im Verkehr mit Menschen neu dazu gewinnen!

Gesprochen habe ich übrigens noch nur einmal, und jedenfalls niemals schreiben ge-

gehen. Eine Verabredung meinen Aufenthalt betreffend ist jetzt nötig: ich habe bemerkt daß jemand mich beobachtet, weshalb ich ein festes Quartier in Genua benutzen — aber die wünschenswerthe ist, daß der Herr, mit dem ich dann wohnen, sich anders nicht entschließen soll mich bleiben will.
Nun soll mich die alte gute Freundin Meysenbug nach Rom einladen: und wir mit Leichtigkeit Jemanden in Quartier bestellen, im Laufe 2 Monden mit mir wohnen will. Da ich gerade auch den Vorschlag Jemanden zum Abschreiben u Vorlesen nöthig habe, so will ich nach Rom übersiedeln — Sie wissen, was die Wissens, der Ort unsere Wahl ist.
Diesen barmherzigen Abschied ist Fräulein Cécile Horner, die Verwandte Bernard (ich habe sie nie gesehen)
Eben vielleicht haben die Vorgänge Veranlassung, mal wieder Ihnen und Ihrer

Freiheit zu machen pflegt. Es handelt sich um ein ganz kleines Buch — fünfzig Druckseiten etwa. Aber es ist mein Ernst, und ich habe meine Ehre darein gesetzt, daß kein Mensch Nein oder Ja zu ihm sagen kann wie zu einem Menschen. Es gibt nichts Persönliches von mir und auch nichts Persönliches; ich wünsche nur Ernsten, daß diese Farben — welche nicht einmal eine Wirklichkeit zu sein beanspruchen — immer mehr zu meinen Naturfarben werden. Das Buch soll heißen

Also sprach Zarathustra.

Ein Buch für Alle und Keinen.

Von

F. N.

Mit diesem Buche bin ich in mir einem „Ding" angelangt — von jetzt ab werde ich mehr in Deutschland tun als Vorbereitungen getroffen werden. Es ist mein unterirdisches Werk: mein „Morgen-Dämmern"

Mein Aufenthalt in Deutschland hat mich wohl
kaum zu dem gemacht, der ich bin. Ich bin
— nämlich dass ich mich nicht schämen soll,
ein Deutscher zu sein, mich nicht „deutsch-
fühlt" und mir auch mit Ihnen: Deutsch
(und „Kultur") hat mich ver-
wundert.

Doch wir sind Gesinnungsgenossen! — Denn
wir glauben, dass wir einen tiefen
Sinn in unserem Leben haben dürfen!

Unser Glaube war gemeinsam gewesen;
wir haben die wir selbst und Europa
nennt, einen besseren Willen wie einen
Vergangenheit — und einen besseren Lebens-
geist vor uns voraus.

Ich bin traurig. —

Also bis zum 10. Dez. werde ich
noch hier sein. Dann Roma per
Adresse. Ihnen innig treu in Er-
innerung & Wünschen Ihr F.N.

Morgenröthe.

Gedanken
über
die moralischen Vorurtheile.

Von
Friedrich Nietzsche.

„Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben."
Rigveda.

Neue Ausgabe
mit einer einführenden Vorrede.

Leipzig,
Verlag von E. W. Fritzsch.
1887.

Ruhm und Einsamkeit.

Still! –
Von großen Dingen – ich darf Großes! –
Soll man schweigen
oder groß reden:
muß groß, immer unerträglich Großes!

Ich darf Leben –
Aus vollem Herzmund:
– ich hasse, ich schweige, ich Todtenstillen Leben!...
Ich darf mir Zeichen –,
auf feuerstem Flammen
leicht lebendig sprühend mir Traumbild gegen mich.

INHALT / EINUNDZWANZIGSTER BAND

Aus meinem Leben 1844—1858 1

Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre, 17. Oktober 1865 bis 10. August 1867 37

Kritische persönliche Bemerkungen zu den eigenen Schriften der Frühzeit 1876—1879, Zeit des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ 65

Kritische persönliche Bemerkungen 1880—1881, Zeit der „Morgenröthe“ 75

Kritische persönliche Bemerkungen 1881—1883, Zeit der „Fröhlichen Wissenschaft“ und des „Zarathustra“ . . 91

Die Vorreden des Jahres 1886

Zur Neu-Auflage der „Geburt der Tragödie“ 111

Zur Neu-Auflage von „Menschliches, Allzumenschliches“, Band I 125

Zur Neu-Auflage von „Menschliches, Allzumenschliches“, Band II 137

Zur Neu-Auflage der „Morgenröthe“ 147

Zur Neu-Auflage der „Fröhlichen Wissenschaft“ 155

Ecce homo / 1888
Vorwort 167
Warum ich so weise bin 175
Warum ich so klug bin 191
Warum ich so gute Bücher schreibe 212
Die Geburt der Tragödie 223
Die Unzeitgemäßen 230
Menschliches, Allzumenschliches 235
Morgenröthe 242
Die Fröhliche Wissenschaft 245
Also sprach Zarathustra 247
Jenseits von Gut und Böse 262
Genealogie der Moral 264
Götzen-Dämmerung 266
Der Fall Wagner 268
Warum ich ein Schicksal bin 276

Nachbericht 287

Namen-Register zu den Bänden I—XXI 305

Aus meinem Leben

1844—1858

Aus meinem Leben

1844—58

Wenn man erwachsen ist, pflegt man sich gewöhnlich nur noch der hervorragendsten Punkte aus der frühesten Kindheit zu erinnern. Zwar bin ich noch nicht erwachsen, habe kaum die Jahre der Kindheit und Knabenzeit hinter mir, und doch ist mir schon so Vieles aus meinem Gedächtniss entschwunden und das Wenige, was ich davon weiss, hat sich wahrscheinlich nur durch Tradition erhalten. Die Reihe der Jahre fliegen an meinem Blicke gleich einem verworrenen Traume vorüber. Desshalb ist es mir unmöglich, mich in den ersten zehn Jahren meines Lebens an Daten zu binden. Dennoch steht Einiges hell und lebhaft vor meiner Seele und dieses will ich, vereint mit Dunkel und Düster, zu einem Gemälde verbinden. Ist es doch immer lehrreich, die allmähliche Bildung des Verstandes und Herzens und hierbei die allmächtige Leitung Gottes zu betrachten!

Ich wurde in Röcken bei Lützen den 15. Oktober 1844 geboren und empfing in der heiligen Taufe den Namen Friedrich Wilhelm. Mein Vater war für diesen Ort und zugleich für die Nachbardörfer Michliz und Bothfeld Prediger. Das vollendete Bild eines Landgeistlichen! Mit Geist und Gemüth begabt, mit allen Tugenden eines Christen geschmückt, lebte er ein stilles, einfaches, aber glückliches Leben und wurde von allen, die ihn kannten, geachtet und

geliebt. Sein feines Benehmen und heiterer Sinn verschönerten manche Gesellschaften, zu denen er eingeladen war und machten ihn gleich bei seinem ersten Erscheinen überall beliebt. Seine Mussestunden füllte er mit schönen Wissenschaften und mit Musik aus. Im Klavierspielen hatte er eine bedeutende Fertigkeit, besonders in freiem Variiren erlangt.[1])

Das Dorf Röcken liegt eine halbe Stunde von Lützen dicht an der Landstrasse. Wohl jeder Wanderer, der an ihm vorbei seine Strasse zieht, wirft ihm einen freundlichen Blick zu. Denn es liegt gar lieblich da mit seinem umgebenden Gebüsch und Teichen. Vor Allem fällt der bemooste Kirchthurm in die Augen. Wohl kann ich mich noch erinnern, wie ich einstmals mit dem lieben Vater von Lützen nach Röcken ging und wie in der Mitte des Weges die Glocken mit erhebenden Tönen das Osterfest einläuteten. Dieser Klang tönt so oft in mir wieder und Wehmuth trägt mich sodann nach dem fernen, theuren Vaterhause hin. Wie lebendig steht noch der Gottesacker vor mir! Wie oft fragte ich, wenn ich das alte, alte Leichenhaus sah, nach den Bahren und schwarzen Flören, nach alten Grabschriften und Denkmälern! Aber wenn kein Bild meiner Seele entweicht, am wenigsten würde ich wohl das traute Pfarrgebäude vergessen. Denn mit mächtigem Griffel ist es in meine Seele eingegraben. Das Wohnhaus war erst 1820 gebaut und desshalb in sehr nettem Zustande. Mehrere Stufen führten hinauf zum Parterre. Noch kann ich mich des Studierzimmers in der obersten Etage erinnern. Die Reihen Bücher, darunter manche Bilderwerke, diese Schriftrollen machten diesen Ort zu einem meiner Lieblingsplätze. Hinter dem Haus breitete sich der Obst- und Grasgarten aus. Ein Theil desselben pflegte im

[1]) Hier ist ein Blatt herausgerissen.

Frühjahr unter Wasser zu stehen und gewöhnlich war dann auch der Keller angefüllt. Vor der Wohnung erstreckte sich der Hof mit Scheune und Stallgebäuden und geleitete zu dem Blumengarten. In den Lauben und Sitzen verweilte ich fast immer. Hinter dem grünen Zaun lagen die vier Teiche, mit Weidengebüsch umgeben. Zwischen diesen Gewässern zu gehen, die Sonnenstrahlen auf der Spiegelfläche und die munteren Fischlein spielen zu sehen, das war meine grösste Lust. Noch muss ich etwas erwähnen, was mich immer mit geheimem Schauder erfüllte. Nämlich in der düsteren Sakristei der Kirche stand an der einen Seite das übermenschliche Bild des heiligen Georg, von geschickter Hand in Stein gegraben. Die hehre Gestalt, die furchtbaren Waffen und das geheimnissvolle Halbdunkel liessen mich ihn immer nur mit Scheu betrachten. Einst, so geht die Sage, sollen seine Augen erschrecklich gefunkelt haben, so dass alle, die ihn angesehen hätten, mit Grausen erfüllt worden wären. — Rings um den Gottesacker herum liegen die Bauernhöfe und -Gärten in trauter Stille. Eintracht und Friede walteten über jeder Hütte und wilde Erregungen blieben von ihnen fern. Ueberhaupt entfernten sich die Bewohner selten von dem Dorfe, höchstens an Jahrmärkten, wo muntere Schaaren von Burschen und Frauen sich nach dem belebten Lützen begaben und das Gewühl der Menschen und die glänzenden Waaren bewunderten. Sonst ist Lützen ein kleines und einfaches Städtchen, dem man nicht ansieht, welche welthistorische Bedeutung es hat. Zweimal wurden hier ungeheure Schlachten geschlagen und mit dem Blute fast aller europäischen Nationen ist dort der Boden getränkt. Ehrende Denkmäler erheben sich hier und verkünden mit beredter Zunge den Ruhm der gefallenen Helden. — Eine Stunde von Röcken liegt Poserna, berühmt als Geburtsort von Seume, jenem wahrhaft patriotisch gesinnten Mann und Dichter. Leider steht sein Haus

nicht mehr. Seit 1813 lag es in Trümmer und jetzt erst hat ein neuer Besitzer ein grosses schönes Haus auf derselben Stelle gebaut. — Das dreiviertel Stunden weit entfernte Dorf Sössen ist noch durch ein Hünengrab merkwürdig, das kürzlich ausgegraben wurde. — — Während wir in Röcken ruhig und still lebten, bewegten heftige Erregungen fast alle Nationen Europas. Schon lange Jahre vorher war der Zündstoff überall vorbereitet; es bedurfte nur eines Funkens, um alles in Brand zu setzen. — Da erscholl fern von Frankreich herüber der erste Waffenklang und Sturmessang. Die ungeheure Februarrevolution in Paris wälzt sich mit verheerender Schnelle umher. „Freiheit, Gleichheit, Brudersinn" ertönte es in allen Landen, der niedrige wie angesehene Mann ergriff das Schwert, theils für, theils gegen den König. Der Revolutionskampf in Paris findet in den meisten Städten Preussens Nachahmung. Und selbst bei schneller Unterdrückung blieb doch noch lange der Wunsch des Volkes „eine deutsche Republik". Nach Röcken drangen diese Erhebungen nicht; wohl aber kann ich mich noch erinnern, wie Wagen mit jubelnden Schaaren und wehenden Fahnen auf der Landstrasse dahinfuhren. Vor dieser verhängnissvollen Zeit bekam ich noch ein Brüderchen, in der heiligen Taufe Karl Ludwig Joseph genannt, ein allerliebstes Kind. Bis hierher hatte uns immer Glück und Freude geleuchtet, ungetrübt war unser Leben dahingeflossen wie ein heller Sommertag; aber da thürmten sich schwarze Wolken auf, Blitze zuckten und verderbend fallen die Schläge des Himmels nieder. Im September 1848 wurde plötzlich mein geliebter Vater infolge eines Sturzes sehr krank. Jedoch trösteten wir uns und er sich mit baldiger Genesung. Immer wenn wieder ein besserer Tag war, bat er, ihn doch wieder predigen und Confirmandenstunden geben zu lassen. Denn sein thätiger Geist konnte nicht müssig bleiben. Mehrere Ärzte bemühten sich, das Wesen

der Krankheit zu erkennen, aber vergebens. Da holten wir den berühmten Arzt Oppolzer, der sich damals in Leipzig befand, nach Röcken. Dieser vortreffliche Mann erkannte sogleich, wo der Sitz der Krankheit zu suchen wäre. Zu unser aller Erschrecken hielt er es für eine Gehirnerweichung, die zwar noch nicht hoffnungslos, aber dennoch sehr gefahrvoll sei. Ungeheure Schmerzen musste mein geliebter Vater ertragen, aber die Krankheit wollte sich nicht vermindern, sondern sie wuchs von Tag zu Tag. Endlich erlosch sogar sein Augenlicht und in ewigem Dunkel musste er noch den Rest seiner Leiden erdulden. Bis zum Juli 1849 dauerte noch sein Krankenlager; da nahte der Tag der Erlösung. Den 26. Juli versank er in tiefen Schlummer, und nur zuweilen erwachte er. Seine letzten Worte waren: Fränzchen, — Fränzchen — komm — Mutter — höre — höre — Ach Gott! — Dann entschlief er sanft und selig, † † † † den 27. Juli 1849. Als ich den Morgen erwachte, hörte ich rings um mich lautes Weinen und Schluchzen. Meine liebe Mutter kam mit Thränen herein und rief wehklagend: Ach Gott! Mein guter Ludwig ist todt! Obgleich ich noch sehr jung und unerfahren war, so hatte ich doch eine Idee vom Tode; der Gedanke, mich immer von dem geliebten Vater getrennt zu sehen, ergriff mich, und ich weinte bitterlich.

Die Tage darauf vergingen unter Thränen und Vorbereitung zum Begräbniss. Ach Gott! Ich war zum vaterlosen Waisenkind, meine liebe Mutter zur Wittwe geworden!

— — Den 2. August wurde die irdische Hülle meines theuren Vaters dem Schooss der Erde anvertraut. Die Gemeinde hatte das Grab ausmauern lassen. Um 1 Uhr Mittags begann die Feierlichkeit unter vollem Glockengeläute. Oh, nie wird sich der dumpfe Klang derselben aus meinem Ohr verlieren, nie werde ich die düster rauschende Melodie des Liedes „Jesu meine Zuversicht“ vergessen! Durch die Hallen

der Kirche brauste Orgelton. Eine grosse Schaar von Verwandten und Bekannten hatte sich eingefunden, fast sämmtliche Pastoren und Lehrer der Umgegend. Herr Pastor Wimmer sprach die Altarrede, Herr Superintendent Wilke am Grabe und Herr Pastor Osswald den Segen. Dann wurde der Sarg hinabgelassen, die dumpfen Worte des Geistlichen erschallten und entrückt war er, der theure Vater, allen uns Leidtragenden. Eine gläubige Seele verlor die Erde, eine schauende empfing der Himmel.

Wenn man einen Baum seiner Krone beraubt, so wird er welk und kahl und die Vöglein verlassen die Zweige. Unsere Familie war ihres Oberhauptes beraubt, alle Freude schwand aus unseren Herzen und tiefe Trauer herrschte in uns. Aber kaum waren die Wunden ein wenig geheilt, so wurden sie von Neuem schmerzlich aufgerissen. — In der damaligen Zeit träumte mir einst, ich hörte in der Kirche Orgelton wie beim Begräbniss. Da ich sah, was die Ursache wäre, erhob sich plötzlich ein Grab und mein Vater im Sterbekleid entsteigt demselben. Er eilt in die Kirche und kommt in kurzem mit einem kleinen Kinde im Arm wieder. Der Grabhügel öffnet sich, er steigt hinein und die Decke sinkt wieder auf die Oeffnung. Sogleich schweigt der rauschende Orgelschall und ich erwache. — Den Tag nach dieser Nacht wird plötzlich Josephchen unwohl, bekommt die Krämpfe und stirbt in wenig Stunden. Unser Schmerz war ungeheuer. Mein Traum war vollständig in Erfüllung gegangen. Die kleine Leiche wurde auch noch in die Arme des Vaters gelegt. — Bei diesem doppelten Unglück war Gott im Himmel unser einziger Trost und Schutz. Dies geschah Ende Januar 1850. — — —

Die Zeit, wo wir von unserm geliebten Röcken scheiden sollten, nahte heran. Noch kann ich mich des letzten Tags und der letzten Nacht erinnern, wo wir dort verweilten.

Am Abend spielte ich noch mit mehreren Kindern, gedenkend, dass es das letzte Mal sei. Die Abendglocke hallte mit wehmüthigem Ton durch die Fluren, mattes Dunkel verbreitete sich über die Erde, am Himmel strahlten der Mond und die funkelnden Sterne. Ich konnte nicht lange schlafen; schon Nachts halb Eins ging ich wieder in den Hof. Hier standen mehrere Wagen, die beladen wurden, der matte Schein der Laterne beleuchtete düster die Hofräume. Ich hielt es geradezu für unmöglich, mich an einem anderen Orte heimisch zu fühlen. Von diesem Dorfe zu scheiden, wo man Freude und Leid genossen hat, wo die theuren Gräber des Vaters und des kleinen Bruders sind, wo die Bewohner des Ortes immer nur mit Liebe und Freundlichkeit zuvorkamen, wie schmerzlich war es! Kaum erhellte der dämmernde Tag die Fluren, da rollte der Wagen hin auf der Landstrasse und führte uns Naumburg zu, wo uns eine neue Heimath erwartete. — Ade, ade, theures Vaterhaus!!

Die Grossmama mit Tante Rosalie und dem Dienstmädchen waren vorangefahren und wir folgten traurig, ja sehr traurig nach. In Naumburg erwarteten uns Onkel Dächsel, Tante Riekchen und Lina. Das Logis, welches man für uns bestimmt hatte, lag in der Neugasse und gehörte dem Eisenbahn-Spediteur Otto. Es war für uns schrecklich, nachdem wir so lange auf dem Lande gewohnt hatten, in der Stadt zu leben. Desshalb vermieden wir die düsteren Strassen und suchten das Freie, wie ein Vogel, der seinem Käfig entflieht. Denn nicht viel anders erschienen uns damals die Stadtbewohner. Als ich zum ersten Mal den Bürgergarten sah, soll ich gesagt haben in kindlicher Freude: O sieh! Lauter Christbäume! Ueberhaupt erschien mir in der ersten Zeit alles neu und unbekannt. Die grossen Kirchen und Gebäude, der Marktplatz mit Rathhaus und Brunnen, die ungewohnte Menge des Volks erregten meine grosse Bewunderung. Dann

erstaunte ich, wie ich bemerkte, dass die Leute oft miteinander unbekannt waren, denn auf dem stillen Dorfe kannte sich jedermann. Was mir aber mit am unangenehmsten war, das waren die langen gepflasterten Strassen. Der Weg zu den Tanten schien mir mindestens eine Stunde zu sein. — Sonst aber fügte ich mich sehr schnell in das Stadtleben, in den ersten drei Minuten war ich mit allen im Hause bekannt. Oben im Dachstübchen wohnte ein Stellmacher mit seiner Frau, rechtschaffene alte Leute. Zu diesen hinauf war mein erster Gang und die alterthümlichen Geräthe, Bilder und Zimmer setzten mich sehr in Verwunderung. Später wurde ich auch als Schüler dem Direktor der Bürgerschule gemeldet. Ich mag wohl zuerst etwas verwirrt unter so vielen Kindern gewesen sein, aber da ich schon vom Papa und Herrn Schulmeister in Röcken etwas unterrichtet war, machte ich schnelle Fortschritte. Aber schon damals fing mein Charakter an sich zu zeigen. Ich hatte in meinem jungen Leben schon sehr viel Trauer und Betrübniss gesehen und war desshalb nicht ganz so lustig und wild, wie Kinder zu sein pflegen. Meine Mitschüler waren gewohnt, mich wegen dieses Ernstes zu necken. Aber dieses geschah nicht allein in der Bürgerschule, nein, auch später im Institut und sogar im Gymnasio. Von Kindheit an suchte ich die Einsamkeit und fand mich da am wohlsten, wo ich mich ungestört mir selbst überlassen konnte. Und dies war gewöhnlich im freien Tempel der Natur, und die wahrsten Freuden fand ich hierbei. So hat auf mich stets ein Gewitter den schönsten Eindruck gemacht; der weithin krachende Donner und die hell aufzuckenden Blitze vermehrten nur meine Ehrfurcht gegen Gott. — Bald lernte ich auch meine späteren Freunde kennen, nämlich Wilhelm Pinder und Gustav Krug. Aber erst, als ich in das Institut vom Cand. Weber kam, erwachte unsere wahre Freundschaft. Ueberhaupt wird die wahre Freundschaft nur

durch gleiche Freuden und Leiden geknüpft; denn wo sich die Lebensereignisse mit denen eines anderen berühren, da verbinden sich auch die Seelen und je näher die äussere Verbindung tritt, desto fester wird die innere.

Herr Cand. Weber, ein christlicher tüchtiger Lehrer, kannte unsere Freundschaft und suchte sie nie zu trennen. Hier wurde der Grundstein für unsere zukünftige Bildung gelegt. Denn neben ausgezeichneten Religionsstunden empfingen wir auch den ersten Unterricht im Griechischen und Lateinischen. Wir waren nicht mit Arbeiten überladen und hatten desshalb Zeit für unseren Körper zu sorgen. Im Sommer wurden oft kleine Parthien in die Umgegend unternommen. So besuchten wir die lieblich gelegene Schönburg, Schloss Gosek, Freyburg, dann auch Rudelsburg und Saaleck, und gewöhnlich in Begleitung des ganzen Instituts. So ein gemeinsamer Spaziergang ist immer etwas sehr Erheiterndes; vaterländische Lieder erschollen, lustige Spiele wurden gespielt und wenn der Weg durch einen Wald führte, so schmückte man sich mit Laub und Zweigen. Die Burgen erklangen von dem wilden Getöse der Zechenden — mir fielen die Zechgelage der alten Ritter ein. In den Höfen und auf den Wällen unternahm man Ritterkämpfe und die grossartige Zeit des Mittelalters wurde im Kleinen nachgeahmt. Dann erstieg man die hohen Thürme und Warten, überschaute das im Abendschimmer vergoldete Thal und zog, wenn die Nebel sich auf die Wiesen senkten, unter lautem Gejubel der Heimath zu. Alle Frühjahre hatten wir ein Fest, das für uns die Stelle des Kirschfestes vertrat. Wir begaben uns nämlich nach Rossbach, einem kleinen Dorf in der Nähe von Naumburg, wo zwei Vögel unserer Armbrüste warteten. Es wurde mit grossem Eifer geschossen. Herr Cand. Weber vertheilte die Gewinne und alles war in Freude und Jubel. Im nächsten Walde spielten wir sodann Räuber und Gensdarm, wobei es

sehr wild herging und Prügel nach Noten vertheilt wurden, bis uns endlich der Herr Cand. zur Rückkehr ermahnte. — Während dieser Zeit waren die Blicke aller mit banger Besorgniss auf die Verwicklungen gerichtet, welche sich zwischen der Türkei und Russland entspannen. Die Russen hatten sofort die türkischen Donaufürstenthümer, die Moldau und Walachei besetzt und standen drohend der Pforte gegenüber. Zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts schienen die Türken durchaus nothwendig, desshalb traten Oesterreich, Preussen und die Westmächte für dieselben ein. Aber alle diese Vermittlungsversuche dieser vier Grossmächte erregten bei dem Kaiser Nikolaus nicht die gewünschte Wirkung. Der Krieg der Russen mit den Türken währte fort und endlich bewaffneten Frankreich und England Heer und Flotte und sandten sie der Pforte zu Hülfe. Der Kriegsschauplatz wurde auf die Krim verlegt und die ungeheuren Heere umgaben Sebastopol, wo die grosse russische Armee unter Menschikow stand. — Das war für uns etwas Angenehmes, sogleich wurde für die Russen Parthei genommen und wüthend forderten wir jeden Türkenfreund zum Kampf auf. Da wir bleierne Soldaten besassen, ebenso Baukästen, so hörten wir nicht auf, uns die Belagerung und die Schlachten zu vergegenwärtigen. Von Erde wurden Wälle aufgeworfen, jeder fand neue Arten, sie recht, recht fest zu machen. Wir schrieben jeder für sich kleine Bücher, die wir „Kriegslisten“ nannten, liessen uns Bleikugeln giessen und vermehrten unsere Heere durch neue Ankaufungen. So hatten wir uns öfter ein Bassin gegraben nach einem Plane vom Hafen Sebastopols, die Festungswerke genau aufgeführt und den gegrabenen Hafen mit Wasser gefüllt. Eine Menge Kugeln von Pech, Schwefel und Salpeter waren vorher geformt worden und diese wurden, nachdem sie angebrannt waren, auf die papierenen Schiffe geworfen. Bald loderten helle Flammen, die unsern Eifer vermehrten,

und wahrhaft schön war es, wenn, da unser Spiel sich oft bis spät Abends hinzog, die feurigen Kugeln durch das Dunkel sausten. Zum Schluss wurde gewöhnlich die ganze Flotte, ebenso alle Bomben verbrannt, wobei oft die Flamme zwei Fuss emporschlug. So verlebte ich glückliche Zeiten, nicht aber nur bei meinen Freunden, auch zu Hause mit meiner Schwester. Auch wir bauten untereinander Festungen mit unsern Baukästen, und durch grosse Uebung lernte ich alle die Feinheiten beim Aufbauen. Es ist wahr, alles was wir nur über Kriegswissenschaft fanden, wurde vollkommen geplündert, so dass ich mir eine ziemliche Kenntniss erwarb. Sowohl Lexica, als ganz neue militärische Bücher bereicherten unsere Sammlungen, und schon wollten wir ein grosses militärisches Wörterbuch gemeinschaftlich schreiben und hatten schon ungeheuere Pläne gemacht, da — doch ich will nicht vorgreifen; ich habe noch Mehreres aus der damaligen Zeit zu erwähnen. Als ich einst in Pobles bei den Grosseltern war, kam die Aufforderung vom Direktor des Hallischen Waisenhauses, mich unter die Zahl der Waisen aufnehmen zu lassen. Der Grosspapa in Pobles und die Grossmama in Naumburg stimmten allerdings bei, aber meine Mama konnte sich dennoch nicht entschliessen und schrieb es dem Herrn Direktor ab. Etwas gewann ich dabei, nämlich das Siegel des Hallischen Waisenhauses für meine Siegelsammlung. In meinen Jahren besass fast jeder Schüler eine, und vermehrte sie so gut er konnte. Auch fallen in diese Zeit meine ersten Gedichte. Das, was man in diesen ersten zu schildern pflegt, sind gewöhnlich Naturscenen. Wird doch jedes jugendliche Herz von grossartigen Bildern angeregt, wünscht doch jedes diese Worte am liebsten in Verse zu bringen! Grauenhafte Seeabentheuer, Gewitter mit Feuer waren der erste Stoff zu diesen. Ich hatte keine Vorbilder, konnte kaum mir denken, wie man einen Dichter nachahme und formte sie, wie die

Seele sie mir eingab. Freilich entstanden da auch sehr missgelungene Verse und fast jedes Gedicht hatte sprachliche Härten, aber diese erste Periode war mir dennoch bei weitem lieber als die zweite, die ich später erwähnen will. Ueberhaupt war es stets mein Vorhaben, ein kleines Buch zu schreiben und es dann selbst zu lesen. Diese kleine Eitelkeit habe ich jetzt immer noch; aber damals waren es immer nur Pläne, selten, selten wurde ein Anfang gemacht. Da ich Reim und Versmaass nicht sehr in meiner Gewalt hatte und es mir auch zu langsam vonstatten ging, machte ich reimlose Verse und ich besitze noch mehrere solche Gedichte. In dem einen wollte ich die Vergänglichkeit des Glücks schildern und liess desshalb einen Wandrer unter Carthagos Trümmern schlummern. Der Traumgott musste an seiner Seele jener Stadt einstiges Glück vorführen. Dann kamen die Schicksalsfälle und endlich — erwachte er. Noch manches Gedicht habe ich aus dieser Zeit, die aber alle durchgehend auch keinen Funken von Poesie in sich tragen. Durch die jährlichen Gemäldeausstellungen wurden wir auch auf die Malerei geleitet. So pflegt man in seiner Jugend gern alles, was gefällt, nachzuahmen. Dieser Nachahmungsgeist ist bei Kindern besonders gross; sie stellen sich alles leichter vor; aber nur das, wozu sie besondere Lust haben. Wohl schwerlich ahmt ein Jüngling, der einen Dichter oder Schriftsteller verachtet, dessen Art und Weise nach.

Noch habe ich aber meine Freunde mit nichts weiter als ihren Namen erwähnt. Will nun auch ihrer etwas näher gedenken, da ihre Freuden und Leiden fortan mit den meinigen eng verbunden sind. — Der eine von ihnen hiess Gustav Krug oder mit dem ganzen Namen Clemens Felix Gustav Krug, geboren den 16. November 1844. Er war der Sohn des Herrn Appellationsrath Krug in Naumburg, eines grossen Musikkenners und Virtuosen. Sogar mehrere an sich

treffliche Kompositionen hatte er geschrieben, unter andern einige Preissonaten und Quartette. Seine hohe imponirende Gestalt, sein ernstes geistreiches Gesicht, seine anerkannte Tüchtigkeit, alles dies machte auf mich grossen Eindruck. Er besass einen wundervollen Flügel, der mich so anzog, dass ich oft vor seinem Hause stehen blieb und den erhabenen Melodien Beethovens lauschte. Mendelssohn-Bartholdy war mit ihm sehr befreundet, ebenso die Gebrüder Müller, jene berühmten Violinvirtuosen, welche zu hören ich auch einmal das Glück hatte. In diesem Hause war oft ein ausgewählter Kreis von Musikfreunden versammelt und fast jeder Virtuos, der in Naumburg aufzutreten wünschte, suchte durch Herrn Rath Krug empfohlen zu werden. In einer solchen Familie wurde Gustav erzogen. Natürlich wurde er von Kindheit auf zu den Genüssen der Musik hingeleitet. So lernte er schnell Violine spielen, da er keine Mühe scheute, hierin Fertigkeit zu gewinnen. Später wurde ihm Musik so zur Nothwendigkeit, dass ich glaube, dass, wenn man sie ihm entrisse, man ihn seiner halben Seele beraube. — Wie oft sahen wir uns miteinander Musikalien an, sprachen unsere Meinungen gegeneinander aus, probirten dies und das, und spielten uns gegenseitig vor! Aber auch ausserdem, z. B. bei den Festungsspielen waren wir die besten Freunde, er war der glühendste Vertheidiger der Russen und nahm äusserst lebhaft an dem Fortgange der Belagerung Sebastopols Antheil. Hierzu schafften wir uns Bücher und Karten an, und bereicherten gegenseitig unser Wissen. Bei unseren Festungsspielen war er ein heftiger Vertheidiger und selten konnte man etwas gegen ihn gewinnen. Er besass in allem eine bedeutende Beharrlichkeit; wenn er einmal etwas, das ihm angenehm war, anfing, so ruhte er nicht, bis es vollendet war. Dies zeigte er vorzüglich im Notenabschreiben und -Arrangiren. Indessen ging diese Beharrlichkeit mitunter etwas zu weit; es entstand

daraus, dass er von der einmal gefassten Meinung nicht abliess, so dass man vergebens sich bemühte, ihn des Unrechts zu überzeugen. Auch erschien er fast etwas stolz, da er sich nie mit gewöhnlichen Dingen abgab. Aber dennoch habe ich ihn sehr lieb, und er hat mir immer mit gleicher Freundschaft vergolten. Wir sind fast immer Schulnachbarn gewesen, ein beredtes Zeugniss unserer gleichen Kenntnisse ... — Mein anderer Freund heisst Eduard Wilhelm Pinder und ist am 6. Juli 1844 geboren. Sein Vater war königlicher Appellationsgerichtsrath in Naumburg und besass ein geistvolles Gemüth. Sein feines gewandtes Benehmen machte ihn überall beliebt, aber auch sein frommer christlicher Sinn stand in hohen Ehren. Die Theologen, welche in Naumburg zu irgendeinem Feste zusammengekommen waren, pflegten sich bei ihm zu versammeln und zu unterreden. Auch war er Vorstand von Missions- und Armenvereinen und wirkte mit seiner thätigen Liebe mehr als mancher Prediger. Ebenso war er rastlos um die Verschönerung Naumburgs bemüht und war darin auch allgemein bekannt und geachtet. In seiner Familie war er stets ein treuer Hausvater, aber auch den Pflichten seines Amts lag er mit musterhafter Sorgfalt ob. Dann aber in seinen Mussestunden suchte er sich und seine Familie auch mit den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der Litteratur und Kunst bekannt zu machen und sein richtiger Blick liess die Schönheiten derselben durch manche geistvolle Bemerkung in wahrem Lichte erscheinen. — Da nun Wilhelm von Natur immer recht kränklich war, waren stets seine Eltern für ihn ängstlich besorgt und allerdings musste man grosse Vorsicht anwenden. Aber trotz aller Krankheiten des Körpers schritt der Geist desto rüstiger weiter. Wir arbeiteten fast immer zusammen und unsere Gedanken und Ideen stimmten desshalb sehr überein. Spaziergänge und Parthien machten wir immer gemeinsam und konnten nicht ohne einander

leben. Da Wilhelm bei weitem milder als Gustav war, ja sogar das Gegentheil von ihm, so war mir der Umgang mit beiden sehr vortheilhaft. Er fasste immer mit Vorsicht Entschlüsse; aber dann ging er ruhig seinen begonnenen Weg und ruhete nicht, bis er am Ziele war. Sein Fleiss war als Schüler stets musterhaft und stand bei allen Lehrern stets im guten Renommée. Schien es mitunter, als ob er an einzelnen Unternehmen nicht besonderen Antheil nehme, so täuschte hierbei nur, dass er nicht äusserlich so heftig und stürmisch sein Interesse bezeugte. Innerlich geschah es vielleicht noch gründlicher als bei Gustav. Sein liebevolles Benehmen gegen mich und gegen alle, mit denen er in Berührung kam, befreundete ihn jedermann und im Grunde hasste ihn keiner. Später, als unser Interesse für Poesie wuchs, da wurden wir uns ganz unentbehrlich und unserer Unterhaltung mangelte es niemals an Stoff. Wir tauschten wechselweise unsere Ideen über Dichter und Schriftsteller, gelesene Werke, über neue Erscheinungen im Gebiete der Litteratur, fassten gemeiniglich Pläne, gaben uns gegenseitig Gedichte auf und wurden nicht ruhig, bevor wir ganz unser Herz geöffnet hatten. — Dies waren meine Freunde und stets wuchs mit dem Alter auch die Freundschaft. Ja, es ist etwas Hohes, Edles, wahre Freunde zu haben, und unser Leben ist von Gott bedeutend verschönert worden, dass er uns Mitgefährten gab, die mit uns dem Ziele zustreben. Und besonders ich muss Gott im Himmel dafür loben, da mir ohne diese in Naumburg vielleicht nie heimisch geworden wäre. Aber so, indem ich hier lebende Freunde gewann, wurde mir der Aufenthalt auch hier theuer, und sehr schmerzlich würde mir es sein, von hier scheiden zu müssen. Denn wir drei waren eigentlich nie getrennt ausser in den Ferien, wo ich gewöhnlich mit Mama und Schwester verreist war. Gewöhnlich waren wir dann in Pobles; einmal jedoch

erfüllten wir den Wunsch der lieben Tanten in Plauen und blieben dort einige Wochen. Da die reichen Fabriksherren daselbst unsere Verwandten sind, so war das stets ein recht angenehmer Aufenthalt. Ausserdem ist Plauen eine sehr nette Stadt und besteht aus fast lauter neuen Gebäuden, die sämmtlich mit Schiefer gedeckt, sich stattlich präsentiren. Denn da der grosse Brand dreiviertel der Stadt in Asche legte, so wurde alsbald überall gebaut und schöner als zuvor erhob sich Plauen aus den Flammen. Auch noch des Aufenthaltes in Nirmsdorf erinnere ich mich, wo der liebe selige Onkel Pastor war. Wohl weiss ich noch, wie der Mond des Abends auf mein Bett strahlte und wie ich die goldene Aue im Silberglanze vor mir sah; wie dann die Tante Auguste sprach:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen“ usw.

Ach, nie werde ich diese Zeit vergessen.

Ich werde nun noch die zweite Periode meiner Gedichte erwähnen, dann wollen wir uns etwas in Naumburg umsehen. Waren meine ersten Poesien an Form und Inhalt unbeholfen und schwer, so versuchte ich in der zweiten in geschmückter und strahlender Sprache zu reden. Aber aus der Zierlichkeit wurde Ziererei und die schillernde Sprache zu phrasenartiger Verblümung. Und bei diesem allen fehlte noch die Hauptsache, die Gedanken. Jedenfalls steht deshalb die erste Periode noch weit über der zweiten, aber man sieht hieraus, wie man, hat man noch nicht festen Fuss gefasst, von Extrem zu Extrem wankt und erst in der goldnen Mittelstrasse seine Ruhe findet.

Nun habe ich genug geschrieben, kommt, lasst uns ein wenig die Stadt beschauen. — Wollen einmal zum netten Jakobsthor hineingehen. Wenn wir nun die schöne, breite Strasse mit ihren alterthümlichen Häusern herabgehen, so kommen wir auf den Marktplatz. Sieh da, gleich vor dir

steht das Rathhaus. Wie gross es doch ist! Welche Ausdehnung! Seine vier Fronten bilden fast vier Strassen und mit seinem Thürmchen ragt es düster in die Luft hinein. Dies dunkelfarbene Grau, diese alterthümlichen Erker lassen es mich immer nur mit Ehrfurcht betrachten. Wende nun deine Blicke rechts, da in der Mitte das grüne Haus! Das ist die Pindersche Wohnung! Hier wohnen Rath Krugs, hier wohnt die Frau Grossmama Pinder, die ehrwürdige Besitzerin des Hauses. In ihm soll einst Friedrich der Grosse logirt haben, ebenso Napoleon, und ein grosser Adler ist noch aus seiner Zeit da. (Nämlich ein Transparent! Bitte nicht an einen Vogel zu denken! Denn Napoleon glich auch so einem papiernen Adler. Wenn man die Lichter hinter ihm wegnahm, war er auch nur elend Papier und wurde in einen Winkel gesteckt! —) Links vom Rathhaus siehst du die hohe, ehrwürdige Stadtkirche hervorragen. Vor derselben, sieh, welches erbärmliche Gebäude da steht! Ei, wenn es doch weggerissen würde, hemmt es nicht die ganze Aussicht auf das Gotteshaus?! — Hinter der Kirche steht das königliche Kreisgericht, das mit zwei hohen Giebeln auf den Markt ragt. Wollen an der Kirche vorübergehen; ein ander Mal haben wir mehr Zeit, sie uns genau zu besehen. Lasst uns durch die Priestergasse spazieren! Gleich am Anfang steht die Knabenbürgerschule. Sie befindet sich jetzt in recht blühendem Zustande, den sie wohl am meisten ihrem Direktor, dem trefflichen Doktor Neumüller zu danken hat. Dicht daran stösst die Superintendentur. Da aber der liebe Herr Superintendent Jahr von hier nach Eisleben berufen ist und dem Rufe Folge leistete, so steht die Stelle leer und wir erwarten mit Sehnsucht den neuen Geistlichen, Herrn Superintendent Hammer. An diese Gebäude schliessen sich die übrigen Priesterwohnungen an, bis zu der Lücke, mit der das Besitzthum unseres Wirthes beginnt. Durch einen

grossen Thorweg gelangen wir in den Hof mit seinen vielen Nebengebäuden, bis wir das Wohnhaus, das mit seiner vorderen Front die Ecke der Neugasse bildet, erreichen. Gehen wir diese Strasse weiter herunter, so erblicken wir alsbald das hohe, schöne Gebäude des Bürgermeisters Rasch. Das Ende der Gasse bildet die stattliche Präsidentenwohnung, die jetzt Herr Präsident Koch inne hat. Rechts von diesen steht ein nettes Haus, in das ich so oft gegangen und aus dem ich immer meine Kenntnisse um ein wenig bereichert nach Hause brachte. Es ist nämlich des Herrn Weber Institut. In der nahen Kirche zu St. Othmar ist der liebe Mann nun als Pastor angestellt, behält aber trotzdem seine Schule bei, die aber nun in sein Amtsgebäude verlegt ist. — Also weiter! Vor diesem Hause dehnen sich Rasenplätze und Baumgruppen aus, bis zum Salzthore hin. Die Wachen an beiden Seiten sind mit einfachen dorischen Säulen geschmückt und gewähren einen stattlichen Anblick. Etwas weiter hinauf zeigen sich wieder ein paar sehr nette Häuser. Beide sind erst ganz kürzlich gebaut. Sie bilden den Anfang der Salzstrasse. Lassen wir diese beiseite liegen und gehen unsern früheren Weg fort, so kommen wir zur Lindenstrasse, die in ihrer Mitte eine mit Linden bepflanzte Allee bildet. Mitten in der Hälfte erhebt sie sich allmählich und bildet oben die Verbindung von Steinweg und Herrengasse. Letztere mit ihren düsteren, alterthümlichen Gebäuden will ich noch erwähnen, da in ihr die Wohnung von Rath Pinders ist. Auch liegt die Domrichsche Buchhandlung in derselben. Den Theil des Rathhauses, der in dieser Strasse liegt, will ich noch erwähnen, weil in demselben häufig Konzerte und Bälle gegeben wurden. — So, nun haben wir uns genug angesehen, ein andermal mehr.

Ich war an dem Himmelfahrtstag in die Stadtkirche gegangen und hörte den erhabnen Chor aus dem Messias: das

Halleluja! Mir war, als sollte ich mit einstimmen, deuchte mir doch, es sei der Jubelgesang der Engel, unter dessen Brausen Jesus Christus gen Himmel fuhr. Alsbald fasste ich den ernstlichen Entschluss, etwas ähnliches zu componiren. Sogleich nach der Kirche ging ich auch ans Werk und freute mich kindlich über jeden neuen Akkord, den ich erklingen liess. Indem ich aber davon jahrelang nicht abliess, gewann ich doch sehr dabei, indem ich durch die Erlernung des Tongefüges etwas besser vom Blatte spielen lernte. Dies ist auch, was mich die vielen verschriebenen Bogen Notenpapier nicht dauern lässt. Ich empfing dadurch auch einen unauslöschbaren Hass gegen alle moderne Musik und alles, was nicht klassisch war. Mozart und Haydn, Schubert und Mendelssohn, Beethoven und Bach, das sind die Säulen, auf die sich nur deutsche Musik und ich gründete. Auch mehrere Oratorien hörte ich damals. Das tief ergreifende Requiem war das erste; wie mir die Worte „Dies irae, dies illa“ durch Mark und Bein gingen. Aber das wahrhaft himmlische Benedictus!! — Die Proben besuchte ich sehr oft. Da die Seelenmesse gewöhnlich zum Todtenfeste aufgeführt wurde, so fielen diese in die nebligen Herbstabende. In dem heiligen Halbdunkel der Domkirche sass ich sodann und lauschte den hehren Melodien. Hier muss ich den trefflichen Musikdirektor Wettig erwähnen, einen durch und durch tüchtigen Musiker, sowohl im Dirigiren als Componiren. Seine kleine Kapelle hielt er in musterhafter Ordnung, die Chöre des Gesangvereins wurden von ihm ausgezeichnet eingeübt, aber er galt ausserdem auch für den besten Lehrer in Naumburg. Seine Gemahlin, eine frühere Opernsängerin, trug auch viel dazu bei, die Musikaufführungen zu verschönern. Ausser diesem haben wir noch zwei Directoren in Naumburg: Otto Claudius, Dirigent der früheren Liedertafel, einen tüchtigen Componisten, aber dabei höchst eitlen

und eingebildeten Menschen, und Fuckel, der den Stadtmusikchor leitete. — Ausserdem hörte ich noch Judas Makkabäus von Händel, und vor allem die Schöpfung von Haydn. Dann war ich auch bei der Aufführung des zarten, sinnigen Sommernachtstraums von Mendelssohn. Diese wundervolle Ouvertüre! Mir ist's, als ob Elfen in mondbeglänzter Silbernacht den luftigen Reigen tanzten! Nun will ich aber weiter erzählen, denn es trat jetzt eine wichtige Epoche für mich ein. — Ich wurde Gymnasiast —!! Wir wurden bei dem Herrn Director Förtsch, einem liebevollen guten Manne, angemeldet, etwas examinirt und nach Quinta versetzt. Weiss ich doch, mit welchem Zagen ich zum ersten Male die kleine Pforte durchschritt, die mich in das Schulgebäude führte. Indess hatten wir uns alles viel schrecklicher vorgemalt, und diese angenehme Enttäuschung hatte den gewünschten Erfolg. Der Ordinarius von Quinta war der Herr Dr. Opitz, von seinen Eigenheiten auch wohl Doktor Oĕ, der Augenverrenker oder der Dichter genannt. Daher folgender Vers:

Opitz terribili sonitu oĕ, oĕ! will er wohl! dixit!

Ausserdem aber strebte er immer danach, unsere Kenntnisse zu bereichern, hatte auch wohl ausgezeichnete Kenntnisse, besass aber gar nicht die Gabe, einem Schüler etwas klar zu machen. Was mir aber besonders weh that, war der wahrhaft erbärmliche Religionsunterricht, der allerdings bis Tertia fortdauerte. Aber das muss ich noch nachtragen: Sobald ich Quintaner war, stellte sich auch schon etwas Quintanerstolz ein. Es ist eigenthümlich, dass, sind wir etwas vorgeschritten und haben eine höhere Stufe betreten, wir sogleich etwas Gesetztes in unserm Wesen bemerken wollen. Am deutlichsten tritt dies bei einem Tertianer ein. Man denkt sich in die Zahl der höheren Klassen aufgenommen und viele finden darin ein Privilegium: sich mit Cigarren und Stock sichtbar zu machen und sich vor seinesgleichen aus-

zuzeichnen. Bis jetzt kann ich mir nicht denken, dass man an dergleichen als Knabe wahrhaften Genuss empfinden kann; ich sehe beides nur für Eitelkeit an.

Bis jetzt war unser Leben in Naumburg ungetrübt dahingeflossen wie ein klarer Bach. Doch plötzlich wurden die Fluthen wieder schwärzlich, ein Gewitter tobte durch die Natur, ein Wolkenbruch liess die dunklen Gewässer anschwellen und brausend dahineilen. — Meine liebe Tante Auguste war schon in Röcken immer sehr krank gewesen, aber das Unwohlsein steigerte sich in Naumburg fürchterlich. Den Grund der Krankheit konnten mehrere Aerzte nicht bestimmen, aber darin waren sie sicher, dass an der Lunge eine Veränderung vorgehe. Die vielen Arzeneien wollten alle nicht helfen und die liebe Tante zehrte immer mehr ab. Nun waren die Hundstage herangekommen, und der Onkel Edmund aus Pobles wollte mich zu den Grosseltern mitnehmen. Ich nahm von allen Abschied, auch von der lieben Tante. Wohl kann ich mich erinnern, wie sie weinte, und ich mit ihr. Es war das letzte Mal, dass ich sie sah. — Eines Tages kam der Briefbote nach Pobles und brachte einen Brief. Mit einiger Angst harrte ich der Nachrichten. Als ich aber den Anfang gehört hatte, ging ich hinaus und weinte bitterlich. — Als ich nach ein Paar Tagen nach Naumburg reiste, war sie schon begraben. — Nach dem Urtheil der Aerzte, welche sie sezirt hatten, war es die schwarze Krankheit, welche ihrem Leben ein Ende machte. Der ganze eine Lungenflügel soll verzehrt gewesen sein. — Es ist eigenthümlich, dass gerade die Tante starb, als ich nicht da war, und wiederum meine Schwester abwesend war, als acht Monate darauf die Grossmama starb. Diese liebe, ehrwürdige Matrone, die nun schon mehrere ihrer Kinder verloren hatte, wurde von dem letzten Todesfall sehr schmerzlich bewegt. In tiefer Trauer rief sie oftmals

klagend: Meine Auguste! Meine Auguste! — Nach nicht langer Zeit folgte sie auch derselben nach. — Als der 82jährige H. Rath Hunger begraben wurde, sprach sie mit Wehmuth: Bald, bald werden wir uns wiedersehen! Acht Monate nach dem Tode der Tante Auguste wurde sie auch eines Morgens plötzlich unwohl. Allmählich sank sie in einen sanften Schlummer, aber wir alle hatten nicht viel Hoffnung für ihr theures Leben. Die Mama sandte sogleich nach Lisbeth, die sich in Pobles aufhielt. Als diese abends ankam, fand sie die liebe Grossmama nicht mehr lebend. Mittag um zwei Uhr war sie sanft eingeschlafen. Der himmlische Vater weiss, was ich damals geweint habe. — Da sie in Naumburg allgemein geehrt und geliebt war, war ihr Sarg mit Kränzen und Kreuzen ungemein geschmückt. — Es ist ein merkwürdiger Zug des menschlichen Herzens, dass, haben wir einen grossen Verlust empfangen, wir uns nicht bemühen, denselben zu vergessen, sondern gerade uns denselben so oft als möglich vor die Seele führen. Es ist uns, als ob wir in dem öfteren Erzählen ordentlich Trost schöpften für unsern Schmerz. — Noch habe ich nicht erwähnt, dass ich während dieser Zeit nach Quarta versetzt wurde. Hier hatten wir als Ordinarius den Herrn Doktor Silber, einen Mann, den ich als Lehrer besonders sehr lieb gewonnen hatte. Sein geistreicher, fliessender Vortrag, seine überall durchschimmernde Kenntniss, die er sich über alle Fächer des menschlichen Wissens durch und durch gründlich angeeignet hatte, zeichneten ihn sehr angenehm vor Opitz aus. Auch besass er gerade das Talent, was diesem ganz fehlte, nämlich der Schüler Aufmerksamkeit zu fesseln. Bei ihm hatten wir die ersten griechischen Stunden, die uns allerdings sehr schwer fielen. Ebenso bereiteten mir Verse grosse Mühe und Schwierigkeit, obgleich ich sie sehr gern machte. Ueberhaupt hatten wir zuerst sehr viel zu arbeiten

und ich kann mich erinnern, dass ich oft bis 11, 12 Uhr (es war Winter) gearbeitet habe und doch noch um 5 Uhr aufstehen musste. Diese erste Zeit verlebte ich schon in der neuen Wohnung. Nach der Grossmama Tode hielten wir es für geratsamer, uns zu trennen, so dass die Tante Rosalie ein anderes Logis als wir bewohnte. Wir fanden eins in dem Hause der Frau Pastor Harseim, einer emsigen, sehr pflichttreuen Lehrerin an der Bürger-Mädchenschule. Dicht an die netten Gebäude stösst ein geräumiger Garten mit vielen Lauben und Obstbäumen. Es war in den Hundstagsferien, als wir einzogen. Auch das neue Pianoforte wurde zum ersten Mal in der neuen Wohnung gespielt, da es erst zwei Tage vorher gekauft und das alte die Tante Rosalie bekommen hatte. Dicht vor der Gartenthür steht die Marien-Magdalenen-Kirche, an der Herr Pastor Richter Geistlicher ist. Sie ist vor nicht langer Zeit wieder ausgebaut und recht nett mit Wandgemälden geschmückt. Von unsern Fenstern aus hatten wir eine sehr hübsche Aussicht. Die dicht belaubte Allee, weiter hinaus die Weinberge des Spechsart und rechts das alterthümliche Marienthor und -Thurm. Besonders im Herbst, wenn die rauhen Winde die Bäume entlaubt hatten, konnten wir ganz deutlich die Feuer und die mannigfachen Feuerwerke sehen und das Jubeln, Knallen und Schiessen der Winzer hören. Auch die recht nette Militärmusik genossen wir im Sommer jeden Morgen. Doch da fällt mir noch etwas ein, was ich im früheren Logis erlebt habe. Auch unser lieber König beehrte Naumburg mit seinem Besuch. Grosse Vorbereitungen waren hierzu getroffen. Die ganze Schuljugend war mit schwarz und weissen Schleifen geschmückt und harrte sehnlich des kommenden Landesvaters. Auch wir waren auf dem Marktplatz um 11 Uhr aufgestellt. Allmählich ergoss sich ein Regen über uns alle, der Himmel trübte sich und

der König wollte nicht kommen. Es schlug zwölf, der König kam nicht, bei vielen Kindern stellte sich Hunger ein. Es regnete von Neuem und alle Strassen wurden in Koth verwandelt. Es schlug eins, die Ungeduld stieg aufs höchste. Endlich um zwei Uhr begannen plötzlich die Glocken zu läuten, der Himmel lächelte mit Thränen im Blick nieder auf die freudig wogende Menge. Da hörten wir die Wagen rasseln, ein tobendes „Hurra" durchbrauste die Stadt. Jauchzend schwangen wir die Mützen und brüllten nach Vermögen unserer Kehle mit. (Die ganzen Gewerbe Naumburgs waren mit Fahnen und Feierkleidern vom Jakobsthor bis zur Herrenstrasse aufgestellt.) Ein lustiger Wind setzte die unzähligen Fahnen, die von den Dächern herabwinkten, in Bewegung, die gesammten Glocken brummten, die mächtige Menschenmasse schrie und tobte und schob förmlich die Wagen nach dem Dom zu. Dort waren in den Kirchennischen eine grosse Anzahl Mädchen mit weissen Kleidern und Blumenkränzen im Haar aufgestellt. Der König stieg hier aus, belobte die Vorbereitungen und begab sich in die für ihn bereitete Wohnstätte. Den Abend war die ganze Stadt illuminirt. Ungemein viel Menschen durchwogten die Strassen. Die Kranzpyramiden am Rathhaus und am Dom waren von unten bis oben mit Lämpchen bedeckt. Eine Menge Transparente zierten die Häuser. Auf dem Domplatz wurde Feuerwerk angezündet, so dass oft der düstere Dom in geisterhafter Beleuchtung vor uns stand. Am andern Morgen war Manöver bei Wethau. Ich versäumte auch nicht, mich dahin zu begeben. Da es das erste Mal war, dass ich so etwas sah, und mich damals für dergleichen sehr interessirte, so gefielen mir die schnellen Schwenkungen, Attacken und Rückzüge sehr. Noch muss ich erwähnen, dass der König sich unseren schönen Dom ansah und später für denselben zwei neue gemalte Glasfenster sandte, die indessen den alten weit nach-

stehen. — Noch etwas: Eines Tages kam Gustav zu mir und theilte mit erregter Miene mir mit, dass Sebastopol genommen sei. Nachdem alle Zweifel beseitigt waren, löste sich unsere Wuth in augenblicklichem Zorn gegen die Russen, „dass sie den Malakowthurm nicht besser vertheidigt hätten". Kurzum, wir ärgerten uns im höchsten Grad. — In dem neuen Logis wurden wir sehr bald eingewöhnt. Indessen versäumten wir nie, alle Ferien zu verreisen. Gewöhnlich nach Pobles: Der liebe, ernste, aber auch heitere Grosspapa, die so freundliche Grossmama, die Onkel und Tanten, überhaupt die echte deutsche Gemüthlichkeit, die in diesem Hause herrschte, zogen uns immer wieder hin und liessen uns diesen Ort sehr lieb gewinnen. Am liebsten hielt ich mich in des Grosspapa Studirstube auf und in den alten Büchern und Heften herumzustören war meine grösste Lust. In mancher Hinsicht war mir auch die Reise nach Schönefeld bei Leipzig sehr angenehm. Besonders, dass ich alle Tage nach Leipzig ging und hier Buch- und Notenhandlungen aufsuchte, auch mir Merkwürdigkeiten ansah, wie Auerbachs Keller, das that ich doch sehr gern. Ueberhaupt war es so nett, so ohne Ziel und ohne Strassenkenntniss hinzulaufen, wohin das Glück mich führte. Dann der schöne Park, der freundliche Garten, die Badestube, ist das nicht alles sehr angenehm? Auch waren wir einmal in Teutschenthal, einem Dorf bei Halle. Fast alle Tage fuhren wir nach dem salzigen See bei Eisleben, wo wir badeten. Oh, es ist wonnig, sich dem lauen Wasser des Sommers hinzugeben. Besonders empfand ich dies, als ich später schwimmen lernte. Sich der Strömung zu überlassen und ohne Mühe auf den weichen Fluthen hinzugleiten, kann man sich etwas Lieblicheres denken? Dazu erachte ich das Schwimmen nicht nur für angenehm, sondern auch für Gefahren sehr nützlich und für den Körper sehr stärkend und erfrischend. Es ist Jünglingen nicht genug zu empfehlen.

Seine Stelle vertrat im Winter das Schlittschuhlaufen. Es ist geradezu etwas Ueberirdisches, mit geflügeltem Fuss über die kristallene Fläche hinzugleiten. Wenn dazu der Mond seine silbernen Strahlen sendet, so gleichen solche Abende auf dem Eis Zaubernächten. Ringsum die lautlose Stille, die nur durch das Krachen des Eises und den tönenden Klang der Fahrenden unterbrochen wird, hat etwas Majestätisches in sich, das wir vergebens in Sommernächten suchen. Aber doch bleibt das Weihnachtsfest der seligste Abend des Jahres. Mit wahrhaft überseliger Freude harrte ich schon lange darauf, aber die letzten Tage konnte ich kaum mehr warten. Minute für Minute verging und so lang kamen mir die Tage wie im ganzen Jahre nicht vor. Eigenthümlich war, dass, wenn ich einmal rechte Sehnsucht hatte, ich mir alsbald einen Weihnachtszettel schrieb und mich dadurch förmlich in den Augenblick hineinversetzte, an dem sich die Thür öffnete und der leuchtende Christbaum uns entgegenstrahlte. In einer kleinen Festschrift schrieb ich hierüber: „Wie herrlich steht der Tannenbaum, dessen Spitze ein Engel ziert, vor uns, hindeutend auf den Stammbaum Christi, dessen Krone der Herr selbst war. Wie hell strahlt der Lichter Menge, sinnbildlich das durch die Geburt Jesu erzeugte Hellwerden unter den Menschen vorstellend. Wie verlockend lachen uns die rothwangigen Aepfel an, an die Vertreibung aus dem Paradies erinnernd! Und siehe! An der Wurzel des Baumes das Christkindlein in der Krippe; umgeben von Joseph und Maria und den anbetenden Hirten! Wie doch jene den Blick voll inniger Zuversicht auf das Kindlein werfen! Möchten doch auch wir uns so ganz dem Herrn hingeben!“ — — — Wenn nicht ganz so herrlich, aber doch ähnlich ist das Geburtstagsfest. Aber was ist die Ursache, dass wir nicht so wie am Christfest von Freude durchdrungen sind? Erstens fehlt ganz jene hohe Bedeutung,

die dies erstgenannte über alle andern Feste erhebt. Dann aber betrifft es nicht nur uns allein, sondern überhaupt die gesammte Menschheit, Arme und Reiche, Kleine und Grosse, Niedrige und Hohe. Und gerade diese allgemeine Freude vermehrt unsere eigene Stimmung. Kann man sich doch mit jedem darüber besprechen, sind ja doch alle Menschen gleichsam Mitharrende. Dann beachte man auch die Lage, dass es sozusagen den Culminationspunkt des Jahres bildet, bedenke man jene nächtliche Stunde, wie überhaupt die Seele am Abend viel erregter ist und endlich jene ganz aussergewöhnliche Feierlichkeit, mit der dieses Fest geehrt wird. Das Geburtstagsfest ist mehr Familienfest, Weihnachten ist aber das Fest der gesammten Christenheit. Aber dennoch habe ich meinen Ehrentag sehr lieb. Da er mit dem Geburtstag unseres lieben Königs zusammenfällt, so werde ich des Morgens schon mit Militärmusik geweckt. Nach beendigter Bescherungsceremonie wenden wir uns zur Kirche hin. Ist die Predigt auch nicht für mich geschrieben, so ziehe ich mir doch das Beste heraus und wende es auf mich an. Dann versammeln wir uns zur grossen Schulfeierlichkeit. Nach einer gewöhnlich langweiligen Rede eines Lehrers tragen noch mehrere Schüler ihre eigenen Aufsätze vor und empfangen dann zur Belohnung einige Bücher. Zum Schluss wurde noch ein herzliches vaterländisches Lied gesungen und der Director concilium dimisit. Nun aber begann für mich die frohe Zeit. Meine Freunde kamen und wir verlebten zusammen einen heiteren Nachmittag. — Bevor ich nun die dritte Periode meiner Gedichte behandle, will ich erst noch meine Gedanken über Musik anfügen (in Sentenzen).

Ueber Musik

Gott hat uns die Musik gegeben, damit wir *erstens* durch sie nach oben geleitet werden. Die Musik vereint alle Eigen-

schaften in sich, sie kann erheben, sie kann tändeln, sie kann uns aufheitern, ja sie vermag mit ihren sanften wehmüthigen Tönen das roheste Gemüth zu brechen. Aber ihre Hauptbestimmung ist, dass sie unsere Gedanken auf Höheres leitet, dass sie uns erhebt, sogar erschüttert. Vorzüglich ist das der Zweck der Kirchenmusik. Indess muss man bedauern, wie sich diese Gattung der Musik immer mehr von ihrer Hauptbestimmung entfernt. Hierzu gehören auch die Choräle. Aber es existirt jetzt so mancher Choral, der mit seiner schleppenden Melodie so ungemein von der Stärke und Kraft der älteren abweicht. Dann aber erheitert sich auch das Gemüth und vertreibt die trüben Gedanken. Ueber wen kommt nicht ein stiller, klarer Friede, wenn er die einfachen Melodien Haydns hört! Die Tonkunst redet oft in Tönen eindringlicher als die Poesie in Worten zu uns und ergreift die geheimsten Falten des Herzens. Aber alles, was uns Gott schenkt, kann uns nur dadurch zum Segen gereichen, wenn wir es richtig und weise anwenden. So erhebt der Gesang unser Wesen und führet es zum Guten und Wahren. Wird aber die Musik nur zur Belustigung gebraucht, oder um sich sehen zu lassen vor den Menschen, so ist sie sündlich und schädlich. Und doch findet man gerade dieses so häufig, fast die ganze moderne Musik trägt die Spuren davon. Eine andre recht traurige Erscheinung ist, dass viele neuere Componisten sich bemühen, dunkel zu schreiben. Aber gerade solche künstliche Perioden, die vielleicht den Kenner entzücken, lassen das gesunde Menschenohr kalt. Vorzüglich diese sogenannte Zukunftsmusik eines Liszt, Berlioz suchen etwas darin, so eigenthümliche Stellen wie nur möglich zu zeigen. Auch gewährt die Musik eine angenehme Unterhaltung und bewahrt Jeden, der sich dafür interessirt, vor Langeweile. Man muss alle Menschen, die sie verachten, als geistlose, den Thieren ähnliche Geschöpfe betrachten. Immer

sei diese herrlichste Gabe Gottes meine Begleiterin auf meinem Lebenswege, und ich kann mich glücklich preisen, sie lieb gewonnen zu haben. Ewig Dank sei Gott von uns gesungen, der diesen schönen Genuss uns darbietet!

In der dritten Periode meiner Gedichte versuchte ich die erste und die zweite zu verbinden, d. h. Lieblichkeit mit Kraft zu vereinen. In wie weit mir dies gelungen ist, weiss ich selbst noch nicht zu bestimmen. Diese Periode begann mit dem 2. Februar 1858. An diesem Tage nämlich ist meiner lieben Mutter Geburtstag. Gewöhnlich pflegte ich ihr eine kleine Sammlung Gedichte zu überreichen. Von da an nahm ich mir vor, mich etwas mehr in der Poesie zu üben, und wenn es geht, womöglich jeden Abend ein Gedicht zu machen. Dieses führte ich ein paar Wochen hindurch aus und jedes Mal gewährte es mir grosse Freude, wenn ich wieder ein neues Geistesprodukt vor mir liegen sah. Auch versuchte ich einmal, so einfach wie möglich zu schreiben, aber bald liess ich es sein. Denn ein Gedicht, das vollendet sein soll, muss allerdings so einfach als möglich sein, aber dennoch muss die wahre Poesie auf jedem Worte liegen. Ein gedankenleeres Gedicht, das mit Phrasen und Bildern überdeckt ist, gleicht einem rothwangigen Apfel, der im Innern den Wurm hat. Redensarten müssen in einer Dichtung vollständig fehlen; denn der häufige Gebrauch von Phrasen zeugt von einem Kopf, der nicht fähig ist, selbst etwas zu schaffen. Man muss überhaupt bei dem Schreiben eines Werkes vorzüglich die Gedanken berücksichtigen; eine Nachlässigkeit im Stil verzeiht man eher, als eine verwirrte Idee. Ein Muster hiervon sind die Goetheschen Gedichte in ihren goldklaren tiefen Gedanken.

Die Jugend, der noch *eigene* Gedanken fehlen, sucht ihre Ideenleere hinter einem schillernden glänzenden Stil zu ver-

bergen. Gleicht hierin die Poesie nicht der *modernen* Musik? Ebenso wird hieraus alsbald eine Zukunftspoesie werden. Man wird in den eigenthümlichsten Bildern reden; man wird wirre Gedanken mit dunklen, aber erhaben klingenden Beweisen belegen, man wird kurzum Werke im Stil des Faust (zweiter Theil) schreiben, nur dass eben die Gedanken dieses Stückes fehlen. Dixi!!

Ich will nun ein Verzeichniss meiner Gedichte folgen lassen:

1855—6

1. Geburtstagslied. „Ich bringe dir“
2. Meeressturm. „Eine drückende“
3. Elegie. „Schweigend in der Ab.“
4. Ueberfall. „Nachts um zehn Uhr“
5. Rettung. „Still neigte sich die“
6. Cyri Jugendjahre. „Astyages der“
7. Schiffbruch. „Ein Schifflein fährt“
8. Gewitter. „Eine Schauerregenfluth“
9. II Vergänglichkeit des Glücks.
10. Messenische Kriege. „Schwarze Wolken“
11. Andromeda. „Wer hat noch nicht von“
12. Cekrops. „Auf dem weiten grossen . .“
13. Abendlied.
14. Argonautenzug.

1857

15. III Geburtstagslied. „Lasst uns Gott“
16. Alfonso in 5 Gesängen. „Auf des Schlosses“
17. Dryope. „O sieh diesen bläulichen See“
18. Choral „Jesu, deine bittren Leiden“

Nachtrag zu I und II

19. Leonidas und Telakeus. „Melden will“
20. Ringgraf. „Ringgraf, ein Herr von“

21. In der Nacht. „Auf dem Meere ist“
22. Die Götter vom Olymp. „Seht Götter“
23. Sebastopol. „Auf der Südseite der“

1858

24. Geburtstagsgedicht. „Mit hoher Freude“
25. Der Winter in V Gesängen. „Es kommt“
26. Ein Gewitter. „Es herrscht eine Schwüle“
27. Nach Pforta. „Bei Naumburg im“
28. Wohin? „Ihr Vöglein in den Lüften“
29. Seesturm. „Ein Wetter nahet dumpf“
30. Die Lerche. „Wenn die Bergesspitzen“
31. An den Nebel. „Wunderbar Gebilde“
32. Dort möcht ich sein. „Dort, wo von“
33. Osterfeier. „Ich lag auf weichem“
34. Der Nachtigall Klage. „Durch die Dunk.“
35. Am Morgen. „Ein goldner Purpursaum“
36. Die Jagd. „Es sprengt aus der Veste“
37. Fata morgana. „Wenn ich allein bin“
38. Schönburg. „Es steht auf steilen“
39. Auf dem Eise. „Elfen im Mondenschein“
40. Hektors Abschied. „O Hektor, hörest du“
41. Zwei Lerchen. „Ich hörte zwei Lerchen“
42. Ahnfrau. „Sieh, meinen Gang hemmt“
43. Medea. „Jason hatte schon das Meer“
44. Conradin. „Vor dem Thore von Neapel“
45. Barbarossa. „Der alte Barbarossa ruht“
46. Im Sommer. „Als der Sommer kommen“

— Dies sind nicht die einzigen. Ich habe sie bloss in der Auswahl hingeschrieben, aber auch von den älteren mehrere, deren ich mich wohl noch erinnere, sie jedoch nicht mehr besitze. Auch habe ich zwei kleine Schauspiele im Verein mit Wilhelm geschrieben. Das eine von diesen heisst: Die

Götter vom Olymp. Wir haben es einstmals aufgeführt, aber obgleich es nicht recht gelang, hat es uns doch grossen Spass bereitet. Die silbernen und goldenen Panzer, Schilder und Helme, ebenso die prächtigen, von überall hergeholten Anzüge der Göttinnen spielten eine grosse Rolle. Das andere Stück hiess: „Orkadal", ein Trauerspiel, oder vielmehr eine Ritter- und Geistergeschichte, so ganz aus Banketten, Gefechten, Morden, Gespenstern und Wunderzeichen zusammengefügt. Wir hatten schon Vorbereitungen dazu gemacht, ich hatte eine rasende, vierhändige Ouvertüre componirt, da verfiel allmählich der ganze Plan. Ebenso ging es dem spätern Stück: „Die Eroberung Trojas", welches bis zum zweiten Akt vollendet war und aus Götterzänkereien bestand. Manche solche Entschlüsse, so einen sogar zu einer Novelle: „Tod und Verderben", fasste ich, als ich im letzten Semester von Quarta wegen Kopfschmerzen nicht die Schule besuchen durfte. Ich ging da alle Vormittage über den Spechsart und ersann dabei mancherlei, das aber selten zur Ausführung kam. Auch mein Freund Wilhelm Pinder war nicht länger vorher bedeutend krank gewesen und hielt sich desshalb im Seebad Heringsdorf auf. So war ich während dieser Zeit sehr allein, da Gustav der Schule halber nicht viel Zeit hatte, mich zu besuchen. Ich besuchte dann mit Wilhelm, welcher auch wieder zurückgekehrt war, von Neuem die Schule und wurde dann nach einem ziemlich günstigen Examen nach Tertia versetzt. So stehe ich denn am Ende meines zweiten Lebensabschnittes und ich erlaube mir noch einige Blicke zurückzuwerfen auf die dreizehn verflossenen Jahre. Mit dem neuen Buche wird dann auch mein Tertianerleben beginnen.

Rückblick

Ich habe nun schon so Manches erfahren, Freudiges und Trauriges, Erheiterndes und Betrübendes, aber in Allem hat

mich Gott sicher geleitet wie ein Vater sein schwaches Kindlein. Viel Schmerzliches hat er mir schon auferlegt, aber in Allem erkenne ich mit Ehrfurcht seine hehre Macht, die Alles herrlich hinausführt. Ich habe es fest in mir beschlossen, mich seinem Dienste auf immer zu widmen. Gebe der liebe Herr mir Kraft und Stärke zu meinem Vorhaben und behüte mich auf meinem Lebenswege. Kindlich vertraue ich auf seine Gnade: Er wird uns insgesammt bewahren, auf dass kein Unfall uns betrübe. Aber sein heiliger Wille geschehe! Alles, was er giebt, will ich freudig hinnehmen, Glück und Unglück, Armuth und Reichthum und kühn selbst dem Tod ins Auge schauen, der uns alle einstmals vereinen wird zu ewiger Freude und Seligkeit. Ja, lieber Herr, lass dein Antlitz über uns leuchten ewiglich! Amen!!

So habe ich denn mein erstes Heft beschlossen und ich blicke mit Freude auf es zurück. Ich habe es mit grosser Freudigkeit geschrieben und bin dabei nicht müde geworden. Es ist etwas gar zu Schönes, sich späterhin seine ersten Lebensjahre vor die Seele zu führen und die Ausbildung der Seele daran zu erkennen. Ich habe hier ganz der Wahrheit getreu erzählt, ohne Dichtung und poetische Ausschmückung. Dass ich mitunter etwas nachgetragen habe, ja noch nachtragen werde, wird man mir bei der Grösse des Werks verzeihen. Könnte ich doch noch recht viel solche Bändchen schreiben!

Ein Spiegel ist das Leben.
In ihm sich zu erkennen,
Möcht' ich das erste nennen,
Wonach wir nur auch streben!!

Geschrieben vom 18. August bis 1. September 1858.

Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre

17. Oktober 1865 bis 10. August 1867

Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre

17. Oktober 1865 bis 10. August 1867

Meine Zukunft liegt mir sehr im Dunkel, ohne mich deshalb besorgt zu machen. Gleichermaassen verhalte ich mich zu meiner Vergangenheit; im Ganzen vergesse ich sie sehr schnell, und nur die Linderungen und Befestigungen des Charakters zeigen mir von Zeit zu Zeit, dass ich sie verlebt habe. Bei einer solchen Lebensweise wird man von seinem eigenen Bildungsgange überrascht, ohne ihn zu verstehen; und ich verkenne nicht, dass dies Vorzüge hat, da das fortwährende Betrachten und Abwägen die naiven Aeusserungen des Charakters zu stören pflegt und seinem Wachsthum leicht hinderlich erscheint. Mitunter freilich will mir's vorkommen, als ob ein solches bewusstes Fortleben eben nur scheinbar und auch nur auf eine Zeit störend wirkt. Man denke an den Fusssoldaten, der zuerst fürchtet, das Gehen überhaupt zu verlernen, wenn er angeleitet wird, mit Bewusstsein den Fuss zu heben und dabei seine Fehler im Auge zu behalten. Es kommt nur darauf an, ihm eine zweite Natur anzubilden; dann geht er ebenso frei als vorher. Es ist sehr leicht die Moral zu dieser Fabel zu finden, und die nachfolgenden Blätter sollen zeigen, dass ich sie gefunden habe. Betrachten will ich mich, und um nicht gleich mit einem unvermittelten „heute" anfangen zu müssen, schicke ich etwas über den Gang der beiden letzten Jahre voraus. Zwei Jahre! In diesem Alter! Was saugt da nicht alles an dem jungen Wesen, was drückt da nicht seine Tatzen in den weichen Thon!

Ich gieng von Bonn weg wie ein Flüchtling. Als mich um Mitternacht Freund Mushacke an das Ufer des Rheins begleitete, wo wir auf das von Köln kommende Dampfschiff warteten, da war Nichts von wehmüthigen Empfindungen in mir, einen so schönen Ort und ein so blühendes Land verlassen zu müssen, abzuscheiden von einer Schaar jugendlicher Genossen. Vielmehr waren es gerade die letzteren, die mich fortscheuchten. Ich will nachträglich den guten Leuten nicht noch ungerecht sein, wie ich es früher öfter war. Aber meine Natur fand unter ihnen kein Genüge; ich selbst war noch viel zu scheu in mich versteckt und hatte nicht die Kraft, unter dem dortigen Treiben eine Rolle zu spielen. Alles war mir aufgenöthigt, und ich verstand nicht Herr zu sein über das, was mich umgab. In der ersten Zeit war mein Bemühen gewesen, mich in die Formen zu finden und das zu werden, was man einen flotten Studenten nennt. Da mir dies aber immer mehr misslang, da der Hauch von Poesie, der auf allem diesem Treiben zu ruhen scheint, für mich verflogen war und die rohe philiströse Gesinnung mitten aus jenem Uebermaass von Trinken, Lärmen und Schuldenmachen hervorsprang, da begann es leise in mir zu rumoren; immer lieber entzog ich mich jenen hohlen Vergnügungen, um stille Naturgenüsse oder gemeinsame Kunststudien aufzusuchen, immer fremder fühlte ich mich in diesen Kreisen, denen zu entgehen doch nicht möglich war. Dazu meldeten sich andauernde rheumatische Schmerzen, nicht minder drückte das Gefühl, nichts für die Wissenschaft und wenig fürs Leben, doch reichliche Schulden gewonnen zu haben. Das alles gab mir die Empfindung eines Flüchtlings, als ich in der feuchten regnerischen Nacht an Bord des Dampfschiffes stand und die wenigen Lichter langsam verschwinden sah, die Bonn am Ufer bezeichneten.

Unter den Nachwirkungen dieser Stimmung verbrachte ich

die Ferien. Die letzten vierzehn Tage war mir vergönnt bei meinem Freunde Mushacke in dessen elterlichem Hause zuzubringen. In Berlin spielte ich damals das Spiel des Unzufriedenen; noch zu deutlich lag die Vergangenheit in meinen Blicken, ihre Lasten drückten noch zu schwer auf meine Schultern, so dass ich meinem Freunde in meinen ewigen Lamentationen gewiss lästig fiel. Natürlich verfehlte ich nicht, jenes Unbehagen über Bonner studentische Verhältnisse zu verallgemeinern und insbesondere die deutsche Burschenschaft schwer mitzunehmen. Dass ich nun gerade mit Leuten dieser Rasse in einem Liebigschen Konzert zusammentreffen musste, war mir hochpeinlich; und ich war unartig genug, nach der nöthigen Begrüssung einen ganzen Abend lautlos an ihrer Seite zu sitzen. Als trotzdem einer von ihnen seiner Pflicht nach mich in ihre Kneipe einlud, gieng ich meinem Freunde Mushacke zulieb auch dorthin, blieb aber eben so stumm und unzugänglich wie bei der ersten Begegnung und mag also schwerlich vortheilhafte Begriffe über meine Begabung und Lebensart erweckt haben, zumal da ich wenig Bier trank und gar nicht rauchte. — Berlin selbst unbefangen anzusehen und zu würdigen, war ich damals gewiss nicht angethan, dagegen stimmt es zu dem damaligen unruhig unbefriedigten Zustand, dass Sanssouci und die Umgebung Potsdams in dem malerischen Kostüm des Frühherbstes mächtig auf mich wirkten. Insgleichen ist mir noch der Garten am Viktoriatheater in der schärfsten Erinnerung, ohne alles Grün, die Bäume wie Rattenschwänze, die Bänke und Stühle unordentlich übereinandergestellt: über die Giebel der umgebenden Häuser die matten Strahlen der Herbstsonne und die bleiche blaue Luft, in die die Dächer so schroff hineinragen. Auch unsere Unterhaltungen nährten meine verbitterte Laune; da waren es die Sarkasmen des vortrefflichen Mushacke, seine Einblicke in die höhere Schulverwaltung, sein Zorn über das

jüdische Berlin, seine Erinnerungen aus der Zeit der Junghegelianer, kurz die ganze pessimistische Atmosphäre eines Mannes, der viel hinter die Koulissen geschaut hat, die meiner Stimmung neue Zufuhr gaben. Ich lernte damals mit Behagen schwarz sehen, nachdem es mir selber, wider meine Schuld, wie mir schien, schwarz gegangen war.

Es war am 17. Oktober 1865, als ich mit Freund Mushacke in Leipzig auf dem Berliner Bahnhofe anlangte. Wir zogen zunächst planlos in die innere Stadt und erfreuten uns der hochgethürmten Häuser, der belebten Gassen und des regen Treibens. Dann ruhten wir uns in der Mittagszeit in der Reisseschen Restauration (Klostergasse) aus und fanden es hier leidlich, obwohl auch dieser Dunstkreis nicht frei von schwarz-roth-goldnen Jünglingen war. Hier begann mein Studium des Tageblattes, das ich später regelmässig in der Mittagsstunde zu treiben pflegte. An jenem Tage notirten wir uns die angebotenen Wohnungen, jene „anständigen" oder gar „eleganten" Zimmer mit „Schlafkabinet" usw. Darauf schickten wir uns an, strassauf, strassab, treppauf, treppab uns die bezeichneten Herrlichkeiten anzuschauen und fanden sie durchschnittlich über alle Maassen scheusslich. Welche Gerüche empfiengen uns da, welche Ansprüche von Reinlichkeit setzte man bei uns voraus! Genug, wir waren bald ärgerlich und misstrauisch und folgten daher nur zaudernd einem Antiquar, der eine Wohnung zu vermiethen hatte, wie sie uns passend erscheinen würde. Schon dauerte uns der Weg zu lang, und wir wurden müde, als er in einer kleinen Seitengasse, die den Namen „Blumengasse" trägt, Halt machte, uns durch ein Haus durch in einen Garten führte und in dem dort sich anschliessenden Gebäude eine kleine Stube nebst Kammer aufwies, die einen freundlich zurückgezogenen Eindruck machte und sich für

die Behausung eines Gelehrten wohl eignen mochte. Genug, wir wurden handelseinig: ich wohnte von jetzt ab bei dem Antiquar Rohn in der Blumengasse Nr. 4. Freund Mushacke fand im Hause nebenan ein Unterkommen. Und zwar hatte ich, wie wir später häufig bemerkten, bei dieser Wohnungswahl den besseren Theil erwählt. An jenem Tage aber giengen wir nach Beendigung unserer Geschäfte in das benachbarte Café und tranken da in herbstlich schauriger Luft, aber doch noch im Freien, unsere Nachmittagsschokolade, mit wartendem Herzen über alles das, was sich an der neuen Stätte unseres Daseins zutragen würde.

Am andern Tage meldete ich mich auf dem Universitätsgericht; es war gerade ein Tag, den die Universität durch eine Festschrift und durch Doktorernennungen feierte, der Tag, an dem vor hundert Jahren Goethe sich in das Album eingezeichnet hatte. Ich kann nicht sagen, wie erfrischend dieses zufällige Ereigniss auf mich wirkte; sicherlich war es ein gutes Omen für meine Leipziger Jahre, und die Zukunft hat dafür gesorgt, dass es mit Recht ein gutes Omen heissen konnte. Der damalige Rektor Kahnis suchte uns gemeinsam Aufzunehmenden, die wir einen grossen Kreis bildeten, deutlich zu machen, dass ein Genie seine absonderlichen Bahnen gehe und dass Goethes Studienzeit somit durchaus für uns nicht mustergültig sein solle. Wir erwiderten die Anrede des kugelrunden, beweglichen Männchens mit einem verstohlenen Lächeln und reichten ihm darauf den üblichen Handschlag, indem sich der ganze Kreis an dem schwarzen Punkte vorbei schob. Später empfiengen wir unsere Papiere.

Das erste fröhliche Ereigniss war für mich das erste Auftreten Ritschls, der glücklich an seiner neuen Küste gelandet war. Nach akademischer Sitte war er jetzt genöthigt, seine Antrittsvorlesung öffentlich in der Aula zu halten. Man war

allgemein hoch gespannt auf die Erscheinung des berühmten Mannes, dessen Benehmen in den Bonner Affairen seinen Namen in die Zeitungen und in aller Mund gebracht hatte. In reichster Fülle war darum die akademische Bürgerschaft versammelt, aber auch zahlreiche Nichtstudenten standen im Hintergrunde. Da kam er denn hineingerutscht in den Saal, auf seinen grossen Filzschuhen, im Uebrigen in tadellosem festlichen Anzug mit weisser Binde. Heiter und aufgeräumt blickte er sich in dieser neuen Welt um und bald entdeckte er auch Gesichter, die ihm nicht fremd waren. Indem er sich hinten ihm Saale herumtrieb, rief er plötzlich: „Ei, da ist ja auch Herr Nietzsche“ und winkte mir lebhaft mit der Hand. Bald hatte er einen ganzen Kreis von Bonner Schülern um sich gesammelt, mit denen er auf das Gefälligste plauderte, während der Saal sich mehr und mehr füllte und die akademischen Würdenträger erschienen waren. Da er dies merkte, stieg er mit Heiterkeit und Unbefangenheit auf das Katheder und sprach seine schöne lateinische Rede über den Werth und Nutzen der Philologie. Sein freier Blick, die energische Jugend seines Wortes, das behende Feuer in seinem Mienenspiel riefen offenbar Staunen hervor. Ich hörte, wie ein alter gemüthlicher Sachse nachher sich aussprach: „Ne, was der alte Mann für ein Feier hat.“ Auch in der ersten Vorlesung im Auditorium Nr. 1 war die Menschenmenge erdrückend. Er begann seinen Vortrag über des Aeschylus Tragödie „Die Sieben von Theben“, dessen wichtigsten Theil ich mit angehört und nachgeschrieben habe.

Hier will ich gleich eine Bemerkung über meinen Collegienbesuch machen. Da spricht denn vor Allem die Thatsache, dass ich kein einziges vollständiges Collegienheft besitze, sondern nur traurige Bruchstücke. Für diese meine Unregelmässigkeit empfand ich zeitweise Besorgniss und Unruhe, endlich aber gieng mir auch hier die erlösende Formel auf.

Im Grunde nämlich zog mich bei den meisten Collegien der Stoff durchaus nicht an, sondern nur die Form, in der der akademische Lehrer seine Weisheit an den Mann brachte. Die Methode war's, für die ich lebhafte Theilnahme hatte; sah ich doch, wie wenig auf Universitäten Stoffliches gelernt wird und wie trotzdem der Werth derartiger Studien allseitig aufs Höchste geschätzt wird. Da wurde mir deutlich, dass das Vorbildliche der Methode, der Behandlungsart eines Textes u. s. w. jener Punkt sei, von dem die umschaffende Wirkung ausgehe. Also beschränkte ich mich darauf, zu beachten, wie man lehrt, wie man die Methode einer Wissenschaft in junge Seelen überträgt. Immer versetzte ich mich in die Stellung eines akademischen Lehrers und gab von diesem Standpunkte aus meine Zustimmung oder mein Verdikt zu den Bemühungen bekannter Dozenten. So habe ich mich denn mehr beflissen, zu lernen, wie man Lehrer ist, als zu lernen, was man sonst auf Universitäten lernt. Dabei hielt mich immer das Bewusstsein aufrecht, dass es mir einmal nicht an den Kenntnissen fehlen werde, die man bei einem Akademiker beansprucht, und vertraute dabei der Eigenheit meiner Natur, dass sie sich durch eigenen Trieb und nach eigenem System das Wissenswürdige zusammenholen werde. Und meine Erfahrung hat dies Vertrauen bis jetzt gutgeheissen. Als Ziel schwebt mir vor, ein wahrhaft praktischer Lehrer zu werden und vor Allem die nöthige Besonnenheit und Selbstüberlegung bei jungen Leuten zu wecken, die sie befähigt, das Warum? Was? und Wie? ihrer Wissenschaft im Auge zu behalten.

Man wird nicht verkennen, dass in dieser Betrachtungsweise ein philosophisches Element liege. Der junge Mann soll erst in jenen Zustand des Erstaunens gerathen, den man das φιλόσοφον πάθος κατ' ἐξοχήν genannt hat. Nachdem das

Leben sich vor ihm in lauter Räthsel zerlegt hat, soll er bewusst, aber mit strenger Resignation sich an das Wissensmögliche halten und in diesem grossen Gebiete seinen Fähigkeiten gemäss wählen. Wie ich zu diesem Standpunkte gekommen bin, will ich zunächst erzählen. Hier erscheint denn zum ersten Male der Name Schopenhauer auf diesen Blättern.

Verstimmungen und Verdriesslichkeiten persönlicher Art pflegen bei jungen Leuten leicht einen allgemeineren Charakter anzunehmen, wenn sie sonst nur zur δυσχολία geneigt sind. Ich hieng damals gerade mit einigen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen ohne Beihülfe einsam in der Luft, ohne Grundsätze, ohne Hoffnungen und ohne eine freundliche Erinnerung. Mir ein eigenes, anpassendes Leben zu zimmern, war mein Bestreben von früh bis Abend; dazu brach ich die letzte der Stützen ab, die mich an meine Bonner Vergangenheit fesselte: ich zerriss das Band zwischen mir und jener Verbindung. In der glücklichen Abgeschiedenheit meiner Wohnung gelang es mir, mich selbst zu sammeln, und wenn ich mit Freunden zusammentraf, so war es eben mit Mushacke und von Gersdorff, die für ihren Theil mit gleichen Absichten umgiengen. — Nun vergegenwärtige man sich, wie in solchem Zustande die Lektüre von Schopenhauers Hauptwerk wirken musste. Eines Tages fand ich nämlich im Antiquariat des alten Rohn dies Buch, nahm es als mir völlig fremd in die Hand und blätterte. Ich weiss nicht, welcher Dämon mir zuflüsterte: „Nimm dir dies Buch mit nach Hause.“ Es geschah jedenfalls wider meine sonstige Gewohnheit, Büchereinkäufe nicht zu überschleunigen. Zu Hause warf ich mich mit dem erworbenen Schatze in die Sofaecke und begann jenen energischen, düsteren Genius auf mich wirken zu lassen. Hier war jede Zeile, die Entsagung, Verneinung, Resignation schrie, hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt, Leben und eigen Gemüth in entsetzlicher Grossartigkeit

erblickte. Hier sah mich das volle, interesselose Sonnenauge der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Das Bedürfniss nach Selbsterkenntniss, ja Selbstzernagung packte mich gewaltsam; Zeugen jenes Umschwunges sind mir noch jetzt die unruhigen, schwermüthigen Tagebuchblätter jener Zeit mit ihren nutzlosen Selbstanklagen und ihrem verzweifelten Aufschauen zur Heiligung und Umgestaltung des ganzen Menschenkerns. Indem ich alle meine Eigenschaften und Bestrebungen vor das Forum einer düsteren Selbstverachtung zog, war ich bitter, ungerecht und zügellos in dem gegen mich selbst gerichteten Hass. Auch leibliche Peinigungen fehlten nicht. So zwang ich mich 14 Tage hintereinander immer erst um 2 Uhr Nachts zu Bett zu gehen und es genau um 6 Uhr wieder zu verlassen. Eine nervöse Aufgeregtheit bemächtigte sich meiner und wer weiss, zu welchem Grade von Thorheit ich vorgeschritten wäre, wenn nicht die Lockungen des Lebens, der Eitelkeit und der Zwang zu regelmässigen Studien dagegen gewirkt hätten.

In jene Zeit fällt die Gründung des philologischen Vereins. Eines Abends waren mehrere ehemalige Bonner Studenten zu Ritschl eingeladen, darunter ich selbst. Nach Tische regte uns unser Gastgeber lebhaft zu der Idee an, welche dem philologischen Vereine zu Grunde lag. Die Frauen waren gerade im Nebenzimmer, und so störte nichts den Erguss des lebhaften Mannes, der aus der Erfahrung von der Wirksamkeit und dem Einfluss solcher Vereine zu erzählen hatte. Der Gedanke fasste in uns Vieren Wurzel, d. h. in Wisser, Roscher, Arnold und mir. Wir sahen uns im Kreise unserer Bekannten um und luden dann für einen Abend die Auserwählten in die „Deutsche Bierstube“ zur Konstituirung eines Vereins zusammen. Acht Tage später hielten wir unsere erste regelmässige Versammlung. Wir

verlebten das erste halbe Jahr ohne Präsidenten und machten immer am Beginn eines Vereinsabends einen von uns zum Vorsitzenden. Was gab es da für aufgeregte, zügellose Debatten! Wie schwer war es da, aus dem allgemeinen Lärm nur etwas als Meinung des gesammten Vereins zu retten!

Es war am 18. Januar 1866, als ich meinen ersten Vortrag hielt und damit gewissermaassen mein Debut in der philologischen Welt: Ich hatte angekündigt, dass ich in der Restauration von Löwe, Nikolaistrasse, über die letzte Redaktion der Theognidea sprechen werde. Hier im gewölbten Raume konnte ich, nachdem ich die erste Schüchternheit überwunden hatte, kräftig und mit Nachdruck mich ausgeben und hatte auch den Erfolg, dass meine Freunde den grössten Respekt vor dem Gehörten äusserten. Erstaunlich erquickt kam ich tief in der Nacht nach Hause und setzte mich an mein Pult, um in das Buch der Betrachtungen bittere Worte zu schreiben und auf der Tafel meines Bewusstseins die genossene Eitelkeit möglichst zu vertuschen.

Dieser günstige Erfolg machte mir Muth, meine Arbeit, wie sie war, in Folio, durch und durch mit Randglossen versehen, eines Mittags zu Ritschl zu bringen, dem ich sie in Gegenwart Wilhelm Dindorfs schüchtern einhändigte. Später erfuhr ich, wie unangenehm und lästig Ritschl derartige Zumuthungen sind. Genug, er nahm die Arbeit an, vielleicht beeinflusst durch die Anwesenheit Dindorfs. Einige Tage darauf wurde ich zu ihm gerufen. Er sah mich bedenklich an und hiess mich Platz nehmen. Zu welchem Zwecke, fragte er, haben Sie diese Arbeit bestimmt? Ich sagte das Zunächstliegende, dass sie, einem Vortrage unseres Vereins zu Grunde gelegt, schon ihren Zweck erfüllt habe. Jetzt fragte er nach meinem Alter, meiner Studienzeit usw.,

und als ich ihm Bescheid gegeben, erklärte er, noch nie von einem Studierenden des dritten Semesters etwas Aehnliches der strengen Methode nach, der Sicherheit der Kombination nach gesehen zu haben. Darauf forderte er mich lebhaft auf, den Vortrag zu einem kleinen Buche umzuarbeiten, und verhiess mir seine Hülfe, um einige Kollationen mir zu beschaffen. Nach dieser Scene gieng mein Selbstgefühl mit mir in die Lüfte. Mittags machten wir Freunde zusammen einen Spaziergang nach Gohlis, es war schönes sonniges Wetter, und mir schwebte mein Glück auf den Lippen. Endlich im Gasthofe, als wir Kaffee und Pfannkuchen vor uns hatten, hielt ich nicht mehr zurück und erzählte den neidlos staunenden Freunden, was mir widerfahren sei. Einige Zeit gieng ich wie im Taumel umher; es ist die Zeit, wo ich zum Philologen geboren wurde, ich empfand den Stachel des Lobes, das für mich auf dieser Laufbahn zu pflücken sei.

Besonders einem meiner Umgebung mochte ich durch das Erlebte imponirt haben. Das war der junge Gottfried Kinkel, mit dem ich von Stund an in nähere Berührung kam. Von diesem seltsamen Kauze muss ich einiges sagen. Ein kleines schwächliches Männchen mit altem bartlosem Gesicht. Dabei eine Geschmeidigkeit der Bewegung, die an vielen Umgang mit Frauen erinnerte. Eine englische Gleichgültigkeit und Apathie gegen etwas, was er nicht bemerken wollte. Merkwürdig aber war vor allem, dass, obgleich er sich selbst in kleinen Verhältnissen bewegte, auch als Philolog kaum andere als halb mechanische Arbeiten trieb, er doch alles gleichsam mit Vergrösserungsgläsern um sich erblickte, vor allem seine Freunde. Wenn er einen von uns zu beschreiben anfieng, so sahen wir uns mit Gelächter in hyperbolische Wesen verwandelt. Genug, dies war seine Art, und er sonnte sich wahrscheinlich selbst gemächlich im Glanze seiner selbstgeschaffnen Sonnen. Wir luden uns öfter gegen-

seitig ein, musizirten miteinander und ergiengen uns in Gesprächen über Ziele der Philologie. Er, dem immer die politischen Principien seines Vaters vorschwebten, er, der mitunter Vorträge in Arbeitervereinen hielt, wollte durchaus, dass politische Zwecke im Hintergrunde stehen müssten, während ich nach meiner Art die selbstlose Würde der Wissenschaft vertrat. Plötzlich war er umgestimmt, erhob sich, erfasste meine Rechte und schwur, von jetzt ab nach meinen Grundsätzen zu leben. Unser Umgang mit ihm war ein Komplex von Respekt, Mitleid und Erstaunen. Seine kleinen wissenschaftlichen Arbeiten von entschiedenem Unwerthe pflegte er doch jedesmal druckfertig zu machen, weil er sie als kleine Meisterstücke ansah. Dass er dabei auch dichtete, weiss ich, und er mochte oft den Wunsch hegen, seine Geburten mir vorzulegen, wenn ich nicht mit grösster Entschiedenheit mich gegen alle diese Jugenddichtereien erklärt hätte; ich pflegte die Zeit der Selbsterkenntniss von da an bei einem Jüngling zu datiren, wo er seine Dichtungen in den Ofen steckt, und habe es selbst dieser meiner Anschauung gemäss in Leipzig gemacht. Friede auch dieser Asche!

Damals speiste ich mit meinen Freunden zusammen bei Mahn am grossen Blumenberg in nächster Nähe des Theaters. Von dort giengen wir regelmässig in das Café Kintschy, das für mich besondere Vorzüge hatte. Es verkehrte dort nur ein auserwählter Kreis von Stammgästen, darunter Professor Wenzel, den wir den „Kater“ nannten, ein kleiner Mann mit lebhafter Verbissenheit und flatternden weissen Haaren, dann der Redakteur der Leipziger Signale, die wir unschuldigerweise, bevor wir den Herrn erkannten, zum Objekte unserer schalkischen Bemerkungen gemacht hatten. Viel Neigung brachten wir dem liebenswürdigen Schweizer Kintschy zu, einem wohlwollenden, aufgeklärten Manne, der sich gern

seiner früheren Gäste Stallbaum, Herlosssohn und Stolle erinnerte, deren Bilder an den alterthümlichen braunen Wänden hiengen. In diesen überwölbten Räumen durfte nicht geraucht werden; mir geschah damit etwas sehr Angenehmes. — Abends und besonders Sonnabends waren wir in der neugegründeten Weinstube von Simmer zu finden. Hierhin kam mein Freund Mushacke, hierhin von Gersdorff, mit dem ich viel auszutauschen hatte, nachdem er in Göttingen ähnliche Dinge erlebt und ausgestanden hatte, wie ich in Bonn. Jetzt waren diese beiden Freunde die ersten, auf die ich den vollen Strom meiner Schopenhauerischen Batterie lenkte, weil ich beurtheilen konnte, dass sie für solche Anschauungen empfänglich seien. Wir drei fühlten uns fortan lebhaft im Zauber des einen Namens verbunden. Auch schauten wir uns lebhaft nach anderen Naturen um, die wir in dasselbe Netz ziehen wollten. Von diesen ist einer bemerkenswerth, namens Romundt aus Stade in Hannover. Mit einem schreienden peinlichen Organ schreckte er zuerst die Menschen von sich ab. Und so gieng es auch mir, bis ich mich gewöhnte, über diesen äusseren Eindruck hinwegzuhören. Er befand sich in unglücklichen Verhältnissen. Seine begabte Natur wies ihm nach keiner Seite hin ein bestimmtes zu erstrebendes Ziel an. Die Elemente eines Forschers, Dichters, Philosophen waren trostlos gemischt, so dass er sich in ewigem Ungenügen verzehrte. Dass auch seine Augen auf den Namen Schopenhauer gebannt wurden, versteht sich von selbst, nachdem ich einiges über seine Natur gesagt habe. Bei andern misslangen mir meine Bekehrungsversuche völlig. Z. B. bei Wisser, bei dem zunächst ein verwandter Fond zu bemerken war. Es fehlte ihm aber überhaupt an Neigung zu philosophischer Vertiefung und an der dazu nöthigen Vorbildung. An ihm fiel mir vor allem ein rastlos wühlender Ehrgeiz auf, der, weil er keine Befriedigung fand, seine ganze

Natur, vornehmlich sein Nervensystem, in Aufregung versetzte. Er sehnte sich darnach, in seiner Wissenschaft etwas zu entdecken und war mitunter glücklich über einen angeblich bedeutenden Fund, in dem wir anderen bei genauerer Besichtigung nichts als Schlacken zu entdecken vermochten. Dabei besass er eine liebenswürdige Neigung, mit Kindern und alten Bürgersleuten umzugehen, und fühlte sich in einfachen ländlichen Verhältnissen, wo er etwas gelten konnte, am wohlsten. Uns quälte er bald mit einer neuen Zertheilung des Johannesprologs, bald mit Ausscheidungen des Tibull aus Tibull und konnte recht böse werden, dass wir an seinen Bestrebungen keinen Nutzen und Mangel an Methode herausfühlten. Hoffentlich geht es diesem gutherzigen, schwärmerischen Gemüthe besser.

Ich benutze die Gelegenheit, hier etwas von andern Personen einzuschieben, die mit mir in Berührung kamen. Da fällt mir zunächst Hüffer ein, der unsere beiden Bekannten Romundt und Wisser fortdauernd auf das wunderlichste quälte und neckte und sich dadurch Wissers Feindschaft und Romundts Freundschaft auf den Hals schaffte. Ein talentvoller Mensch, dem die Natur den Begriff der Taille versagt hatte, trieb er die schönen Künste, vornehmlich Musik, mit Eifer, übersetzte gewandt aus dem Französischen und sah sich, da er sehr vermögend war, mit Ruhe dem Strome des Litteratenthums entgegenschwimmen. Wir lagen uns immer in den Haaren in musikalischen Punkten; vornehmlich über die Bedeutung Wagners gieng uns nie die Stimme und die Galle aus. Ich gebe ihm jetzt nachträglich zu, dass sein musikalisches Urtheilen und Empfinden feiner, vor allem gesunder entwickelt war als das meinige. Aber damals vermochte ich dies nicht einzusehn und empfand manchen Schmerz über seinen rücksichtslosen Widerspruch. Ueberhaupt stiess er leicht einmal mit seinem

ungenirten Wesen an. So waren wir einmal zusammen in die Familie Ritschls eingeladen. Hüffer wälzte seine breite Gestalt auf einen Sessel und rief, als dieser von der ungewohnten Last knackte, lustig aus: „Oho, der ist nicht koscher", ein Wort, das die Frau Ritschl, eine getaufte Jüdin, offenbar stark verletzen musste. Nicht anders ergieng es ihm, als wir einmal im ersten Range des Leipziger Theaters uns freimüthig über eine am Tage zuvor aufgetretene Sängerin unterhielten. Wir lobten ihren Gesang, umso mehr aber missfiel ihr wunderlich hässliches Gesicht, dessen Seltsamkeit Hüffer in verschiedenen Bildern laut und heftig beschrieb. Welche Empfindung aber, als eine Dame drei Schritt schräg vor uns sich ruhig umdrehte und den öffentlichen Tadelern ihr Gesicht, eben jenes wunderlich hässliche Gesicht, zuwandte. Aergerlich, jemand umsonst verletzt zu haben, machten wir unsere Sache nicht besser, als wir ihr nach dem Theater ein Bouquet mit der Inschrift „Der Nachtigall die Rose" zuschickten. Ein gewandter Dienstmann war bald angeworben und ergötzte uns nachher, als wir im italienischen Garten zu Abend assen, mit der Schilderung, wie er den augenblicklichen Aufenthalt der betreffenden Dame erfahren habe.

Seit jenem Tage, wo Ritschl meine Theognispapiere so günstig abgeschätzt hatte, war ich zu ihm in ein näheres Verhältniss gekommen. Fast wöchentlich ein paar Mal gieng ich in der Mittagsstunde zu ihm und fand ihn da jederzeit bereit, ein ernstes oder lustiges Gespräch anzuknüpfen. Gewöhnlich sass er in seinem Lehnstuhl und hatte die Kölnische Zeitung vor sich, die er sammt der Bonner Zeitung aus alter Anhänglichkeit noch las. Auf dem Tische stand gewöhnlich unter einer wüsten Menge von Papieren ein Glas Rothwein. Wenn er arbeitete, so bediente er sich eines Sessels, den er selbst gepolstert hatte, indem er die Stickerei

eines ihm geschenkten Ruhekissens abtrennte und auf einen dürftigen Holzschemel, der ohne Lehne war, nagelte. In seinen Gesprächen war er frei von jeder Zurückhaltung; sein Zorn gegen seine Feinde, Unzufriedenheit über bestehende Zustände, Schäden der Universität, Marotten der Professoren, alles sprudelte aus ihm heraus, so dass er hierin wohl das Gegenstück eines diplomatischen Naturells aufwies. Ebenso scherzte er über sich selbst, über seine geringe Wirthschaftlichkeit z. B., mit der er früher die eingenommenen Gelder in 10, 20, 50, 100-Thalerscheinen in Bücher versteckt habe, um sich über ihr Wiederfinden zu freuen. Dass dabei mitunter durch das Verborgen von Büchern seltsame Zustände hervortraten, dass mancher arme Student sich durch eine Gabe überrascht fühlte, für die es kaum anständig war, Dank und Empfang auszusprechen, das pflegte uns seine Frau zu erzählen, und Vater Ritschl musste mit verschämten Mienen seine Zustimmung geben. In der That war sein Eifer, andern Leuten zu nützen, wahrhaft grossartig; und daher kommt es, dass so viele junge Philologen ausser der Förderung, die sie ihm in wissenschaftlichen Dingen schuldeten, sich ihm auch noch persönlich zur nächsten Anhänglichkeit verpflichtet fühlten. Er besass unbedingt eine Ueberschätzung seines Fachs und hatte demgemäss eine Abneigung dagegen, dass Philologen sich näher mit der Philosophie einliessen. Seine Schüler hinwiederum suchte er möglichst schnell der Wissenschaft nutzbar zu machen; daher pflegte er die produktive Ader eines jeden leicht etwas zu überreizen. Dabei war er frei von jedem Credo in der Wissenschaft; und besonders verdross ihn ein unbedingtes urtheilsloses Hingeben an seine Resultate.

Eine völlig verschiedene Natur lernte ich an Wilhelm Dindorf kennen. Eines Tages wurde ich von Ritschl befragt, ob ich wohl einmal eine Arbeit für ein reichliches

Honorar unternehmen wolle, die der Wissenschaft von entschiedenem Nutzen sei. Ich entgegnete, dass ich nicht abgeneigt sei, falls ich selbst dabei meine Rechnung fände und etwas Hinreichendes lernen könne. Da vertraute mir denn Ritschl, dass es Prof. Dindorf viel an Fertigung eines neuen Index zum Aeschylus liege und er mit mir darob zu sprechen wünsche. Da stand ich zum ersten Male in meinem Leben in einer grossen Gefahr von einer Seite aus, wo man mir wohl wollte. Ich gieng also eines Abends zu Dindorf und wurde, nachdem man mir erst vormachen wollte, dass der Professor nicht zu Hause sei, nach Nennung meines Namens vorgelassen. Ein starker Mann mit pergamentnen Zügen und formeller Höflichkeit, eine Persönlichkeit, die einen altmodischen Eindruck machte, die aber in dem forschenden, unbeweglich scheinen wollenden Auge einen Zug hatte, welcher aufforderte, dass man auf seiner Hut sei: ein solcher Mann öffnete mir die Thür und geleitete mich in ein altfränkisches Zimmer. Wir suchten uns über die verlangte Aufgabe zu verständigen. Er verlangte von meiner Seite eine Probe, die ich ihm versprach. Bei späteren Besuchen, nachdem er mein opusculum über Theognis kennen gelernt hatte, wurde er mir bedenklich durch die freie, ja freche Art, mit der er mich lobte, ingleichen mit seinen hingeworfenen Ansichten, die einen starken, aber unethischen Pessimismus verriethen: anderseits leuchtete ein widerwärtiger, merkantiler Egoismus hervor. Sein Markten mit Conjekturen, sein Hin- und Herverkaufen seiner Ausgaben an deutsche und englische Buchhändler, noch mehr sein Zusammenhang mit dem berüchtigten Simonides haben mich allmählich scheu gemacht, so dass ich endlich mich von ihm zurückzog und alle gemachten Propositionen aus den Händen fallen liess. Schliesslich war dies sogar der Rath Ritschls, der selbst mancherlei von Dindorfs angeblichen Dienstfertigkeiten zu leiden hatte.

Später wurde ich auch mit dem entschiedensten Gegner Dindorfs bekannt, mit dem weit und breit berühmten Tischendorf. Es waren meinen Händen einige Pergamentblätter verschiedner Jahrhunderte, darunter ein Palimpsest aus dem Nachlasse des Prof. Keil anvertraut worden, über deren etwaigen Werth ich im Interesse der Witwe Erkundigungen einziehen sollte. Diese Gelegenheit benutzte ich, um mir Zutritt zu einem Manne zu verschaffen, der im Ausland als Vertreter der spezifisch deutschen Wissenschaft zu einem unerhörten Ansehn gekommen war und darüber in dem engeren Kreis deutscher Gelehrter selbst seinen Ruf vollkommen eingebüsst hatte. Ich wusste, mit wem ich zu thun hatte, als ich eines Abends in einer entfernten, schönen, ruhigen Strasse nach seinem Namen fragte. Der „Hofrath" war gerade abwesend, und ich würde abgewiesen sein, wenn ich nicht dem Diener, sowie nachher der Gattin plausibel gemacht hätte, dass er in jedem Moment kommen müsse. So gewann ich denn das Terrain seiner Studirstube, in der ich nichts Gelehrtes entdecken konnte; Briefkuverte und griechische Bibeltexte lagen in Menge herum. Dagegen erzählt man sich von einem Fache, in dem die opera omnia des grossen Mannes zu finden seien und von einem Schranke, der zum Hüter der zahllosen Orden und Auszeichnungen bestimmt sei, mit denen Fürsten und Akademien den glücklichen Finder geehrt haben. Als er darauf erschien, der kleine, etwas bucklige Mann mit frischem, rothem Gesichte und schwarzem, gekräuseltem Haupthaar, legte ich ihm mein Anliegen vor, das er denn auch mit Recht als Bagatelle behandelte, aber doch dabei an zwei Zügen seinen Charakter hervorblicken liess. Sobald er das eine Blatt mit einer musterhaft schönen, griechischen Kursivschrift des 11. Jahrhunderts erblickte, behauptete er kühnlich, er besitze das andere dazugehörige Stück dieses Blattes, ohne übrigens den

Beweis dafür anzutreten. Wie ich ihn darauf auf jene total verwischte Schrift eines andren Blattes hinwies, auf dem nur einzelne zerstreute Buchstaben dem angestrengten Auge deutlich wurden, las er eben so rasch als verwegen an einer Stelle, wo ich fast nichts erblickte, ein Wort heraus, das sich nur einmal im Markusevangelium finden soll und das demnach beweisen dürfte, dass wir es mit einem Stück jenes Evangeliums zu thun hätten. Ich freute mich innerlich über diesen Taschenspielerstreich, wie er sich auch seinerseits freuen mochte, ein scheinbar so glänzendes specimen ingenii gegeben zu haben. Dadurch vertraulicher gemacht, begann er mir eine Menge ausgezeichneter Blätter vorzulegen und zugleich meinen Appetit nach seinem angekündigten Colleg über Paläographie auf das äusserste zu reizen. Dies ist auch wirklich das Colleg, was ich mit stetem Eifer gehört habe, obgleich hier für Methode und systematischen Vortrag gar nichts zu lernen war. Ob man dieses Colleg eine Paläographie oder „Tischendorfsche Erlebnisse und Erinnerungen" betiteln sollte, konnte man zweifelhaft sein. Jedenfalls war es von einem haut goût umflossen, der gerade an einem Verfechter gläubiger Theologie doppelt pikant war. Einen Hauptpunkt bildete die bis in die unsauberen Details ausgemalte Darstellung des Simonidesbetrugs und der Enthüllung durch Tischendorf. Dabei waren trotz der Principlosigkeit des Vortrags die eingestreuten Bemerkungen und Beobachtungen von äusserstem Werthe für Freunde der Paläographie, weil jedenfalls der Mann noch nicht gelebt hat, noch lebt, der wie Tischendorf 200 griechische Handschriften, die vor das 9. Jahrhundert zu datiren sind, mit geübtem Auge betrachtet und zu paläographischen Zwecken studirt hat. Zugleich war er im Besitz der kostbarsten Proben und Belege für alle Arten von Schriftcharakteren, wie er anderseits unsere Neugierde durch den Hinweis auf verborgene, irgendwo noch

unberührt schlummernde Schätze zu wecken verstand. So lockte er uns mit einem kostbaren Papyrus voll grosser Homerstücke, der in den Händen eines Engländers in Alexandrien befindlich sei, aber nur dem Bräutigam seiner Tochter, einer braunen, nicht mehr jungen Dame, ausgehändigt werden solle. Ebenso erzählte er mir von einem noch unbenutzten Palimpsest in Neapel. Durch seine Vermittlung wurden mir auf der Universität die noch nicht gelesenen Palimpseste eingehändigt, die unter einer derben syrischen Schrift die Charaktere des 7. Jahrhunderts enthalten. In diesen circa 30 Blättern schlummern die Reste eines griechischen Grammatikers, der, wie es scheint, περὶ ὀρθογραφίας handelt. Noch will ich bemerken, dass ich hierin ein Hesiodfragment von zwei Worten vorfand.

Im Privatverkehr war Tischendorf unerschöpflich in Ausbrüchen der naivsten und ungetrübtesten Eitelkeit. Stolz war er vor allem, dass der grosse Deutschenfresser Cobet an ihm sein Behagen gefunden habe. „Die deutschen Philologen verstehen alle nichts", soll er gesagt haben, „Du allein bist der wahre Kerl." „Als Hermann einmal etwas von ihm wünschte, so antwortete ihm Cobet nicht einmal. Mir aber schrieb er glühende Liebesbriefe." In dieser Art plauderte er von seinen Freunden, über deren Unwissenheit in paläographischen Dingen er in anderen Stunden hinwiederum Witze riss. Tischendorfs Eitelkeit ist verletzend und ekelerregend: aber man sagt sich nach zwei Minuten seiner Bekanntschaft, dass man hier vor einem psychologischen Problem steht. In dem Bilde dieses Mannes stehen mehrere disparate Züge: äusserst klug und gewandt, ja diplomatisch schlau, schwärmerisch, frivol, äusserst scharfblickend in seinem Fach, peinlich genau bei seinen Publikationen, naiv eitel ohne jede Grenze, geizig, defensor fidei, Höfling, buchhändlerischer Spekulant: voilà eine Karte seiner Charaktereigenschaften, die bunt genug aussieht. Jedenfalls eine ψυχὴ ποικίλη.

In dem zweiten Winter, den ich in Leipzig verlebte, habe ich mich angelegentlich mit paläographischen Studien befasst. Ich hatte durch Ritschl einen fast unbeschränkten Zutritt zu den handschriftlichen Schätzen der Leipziger Rathsbibliothek erlangt und befand mich hier bei der Zuvorkommenheit der Bibliothekare äusserst wohl. In dem düsteren Zimmer des Gewandhauses sass ich in den Nachmittagsstunden wohlgemuth am langen grünen Tische, vor mir eine lateinische Handschrift, sei es eine des Terenz oder des Statius oder des Orosius. Nicht wenig zogen mich auch die Räthsel des Aldhelmus an, für die ich werthvolle und zahlreiche Varianten entdeckte. An einen Orosius cod. des 11. Jahrhunderts fand ich eine Art Wortregister angeheftet, demselben Jahrhundert zugehörig, mit zerstreuten deutschen Worten darin, z. B. steofvater, frosco, snebal, rocchen u. s. w. Aus der reichen Masse älterer Drucke ist mir ein Walter Burley aufgefallen, den die bibliographischen Handbücher nicht kennen: Walter Burley de vita philosophorum.

Hier ist auch der Ort der ausgezeichneten Zuvorkommenheit zu gedenken, mit der mich die Beamten der Universitätsbibliothek jederzeit behandelt haben. Ihr Benehmen erinnerte an die viel gerühmte sächsische Höflichkeit und Gefälligkeit, ohne deren Schattenseiten zu haben. Meine Bücherwünsche sind oft mit Aufopferung von Zeit und Mühe durch die vortrefflichen Herren besorgt worden; niemals haben sie mir ihren Missmuth gezeigt, wenn ich allzu häufig und mit allzu viel Ansprüchen erschien. Ich nenne mit besonderer Anerkennung den Namen des Prof. Pückert.

In unserm philologischen Verein habe ich vier grössere Vorträge gehalten und zwar diese:

1. Die letzte Redaktion der Theognidea.
2. Die biographischen Quellen des Suidas.

3. Die πίναχες der aristotelischen Schriften.
4. Der Sängerkrieg auf Euböa.

Diese Thematen kennzeichnen ungefähr die Hauptrichtungen meiner Studien. Dabei muss ich bemerken, dass zu dem dritten Punkte ich als Hintergrund die Laertianische Quellenkritik aufbaute. Zu dieser Studie fühlte ich von Anfang an Neigung; schon in meinem ersten Leipziger Semester ist manches hierauf Bezügliche zusammengestellt worden. Auch erzählte ich Ritschl manches hierüber. So geschah es denn, dass er eines Tages geheimnissvoll andeutend mich fragte, ob ich eine Untersuchung über die Quellen des Laertius auch unternehmen würde, wenn ich von einer andern Seite aus eine bestimmte Anregung erhielte. Ich quälte mich lange mit dem Sinne dieser Worte, bis ich in einem Momente der Erleuchtung die Sicherheit gewann, dass das nächste von der Universität zu stellende Preisthema jene Frage zum Objekt haben werde. Am Morgen, wo die Themata publizirt werden, eile ich zu Kintschy und ergreife aufgeregt die Leipziger Nachrichten; richtig, da fällt mein Auge auf die ersehnten Worte: „de fontibus Diogenis Laertii". Die folgende Zeit beschäftigten mich die einschlägigen Probleme fast Tag und Nacht; Combination reihte sich an Combination, bis endlich in den Weihnachtsferien, die ich zu einer Sichtung der bisherigen Resultate benutzte, plötzlich jene Erkenntniss herausprang, dass zwischen den Suidas- und den Laertiusfragen ein bestimmtes Band zu bemerken sei. Ich bewunderte an jenem Abend, wo ich die Erkenntniss fand, den glücklichen Umstand, dass ich erst über die Quellen des Suidas, dann über die des Laertius, wie durch einen sichern Instinct getrieben, geforscht hatte, und nun plötzlich die Zügel für beide Fragen in der Hand hielt. — So schnell und behend ich mit meiner Combination von Tag zu Tag vorrückte,

um so schwerer konnte ich mich nachher zur Ausarbeitung meiner Resultate entschliessen. Aber die Zeit drängte immer furchtbarer; und trotzdem verstrich mir die schöne Zeit des Sommers im fröhlichen Genusse und im Umgang mit Freund Rohde, ja, neue wissenschaftliche Interessen fingen an mich zu quälen und zum anhaltenden Nachdenken zu zwingen. Vornehmlich die Homerfrage, auf die mein letzter Vortrag im Verein mit vollen Segeln lossteuerte. Endlich, als keine Stunde mehr zu verlieren war, setzte ich mich wieder zur Laertiusarbeit und schrieb so einfach und schlicht wie möglich meine Ergebnisse zusammen. Der erschreckliche letzte Tag des Juli begann; ich drückte die Sporen mit aller Energie ein und erreichte es, dass ich Abends um 10 Uhr mit dem fertigen Manuskript zu Rohde laufen konnte in dunkler regnerischer Nacht. Dort wartete mein Freund bereits auf mich und hatte zu meiner Erquickung Wein und Gläser bereit gesetzt.

Rohde hat in einem Briefe an mich selbst einmal das Bild gebraucht, dass wir beiden im letzten Semester gewissermassen auf einem Isolirschemel gesessen haben. Dies ist völlig richtig, ergab sich mir aber erst, als das Semester vorüber war. Ganz ohne unsere Absicht, aber durch einen sicheren Instinkt geleitet, verbrachten wir weitaus den grössten Theil des Tages miteinander. Viel gearbeitet in jenem banausischen Sinne haben wir nicht, und trotzdem rechneten wir uns die einzelnen verlebten Tage zum Gewinn. Ich habe es bis jetzt nur dies eine Mal erlebt, dass eine sich bildende Freundschaft einen ethisch-philosophischen Hintergrund hatte. Gewöhnlich sind es die gleichen Studienwege, die die Menschen zusammenführen. Wir beide haben aber unsere Gebiete in der Wissenschaft in ziemlicher Entfernung voneinander und waren nur einig in der Ironie und im Spott gegen philologische Manieren und Eitelkeiten. Für gewöhnlich lagen wir uns in den Haaren, ja, es gab eine ungewöhnliche Menge

von Dingen, über die wir nicht zusammenklangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen, und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang. Ist es aber nicht bei den meisten Freundschaften und Bekanntschaften umgekehrt? Und hat nicht hier gerade der junge Mensch manche arge Enttäuschung zu erleiden? Darum denke ich jetzt mit grossem Vergnügen an jene ganze Zeit und rufe mir oft das Bild jener heiteren Schützenhausnächte oder jener stillen Ruhestunden an einem lieblichen Winkel der Pleisse zurück, die wir als Künstler beide zusammen genossen haben, momentan losgelöst von dem Drängen des unruhigen Lebenswillens und reiner Betrachtung hingegeben.

Ich bemerke soeben, dass ich bei der Schilderung meiner Leipziger Vergangenheit etwas planlos hin- und herspringe und Personen und Halbjahre durcheinander werfe. Zur Orientirung für mich selbst notire ich hier in Form eines Registers die bemerkenswerthen Punkte für ein jedes Semester.

Semester I. Oktober 1865 bis Ostern 1866.

Winter. Wohnung bei Rohn, Blumengasse 4, im Garten.
Schopenhauer wird mir bekannt.
„Kyrie“ componirt.
Das „Buch der Betrachtungen“.
Gründung des Vereins.
Vortrag der Theognidea.
Bekanntschaft mit Ritschl.
Umgang mit Mushacke, von Gersdorff.
Riedelscher Verein: Johannespassion, hohe Messe.
Th. v. Arnold, Zukunftsmatineen.
Der sächsische König in Leipzig.
Kneipgelage der Leipziger Philologen.
Arbeitsame Osterferien.

Semester II. Ostern 1866 bis Oktober 1866.

Sommer. Wohnung bei Riedigs, Elisenstr. 7, part.
Politische Aufregung.
Abschätzung Bismarcks in Leipzig.
Der deutsche Krieg.
Einzug der Preussen in Leipzig.
Umschwung der politischen Bekenntnisse.
Vortrag über Quellen des Suidas.
Ausarbeitung der Theognidea für das rheinische Museum in der Sadowawoche.
Hedwig Raabe in Leipzig.
Umgang mit Romundt, Windisch, Hüffer, Kleinpaul.
Kahnpartien.
Dindorfs Antrag.
Ferien in Kösen auf der Flucht vor der Cholera.
Lexikalische Studien.
Versucht wird eine Systematik der Interpolation in griechischen Tragikern.

Semester III. Oktober 1866 bis Ostern 1867.

de fontibus Laertii wird angegriffen.
Weihnachten werden die Resultate gefunden.
Abhandlung über die aristotelischen πίνακες geschrieben.
Auf der Rathsbibliothek codd. verglichen.
Bekanntschaft mit Tischendorf.
Präsident im philologischen Verein.
Mitglied der philologischen Societät.
Onomatologische Studien.

Semester IV. Ostern 1867 bis Herbst 1867.

Sommer. Wohnung Weststrasse 59.
Schützenhausnächte.
Umgang mit Rohde und Kleinpaul.

Beendigung der Laertiusarbeit.
Vortrag über den Sängerkrieg auf Euböa.
Konjekturenabend bei Simmer.
Reitstunden mit Rohde bei Bieler.
Letzte Vereinskneiperei.
Offenbachs schöne Helena.
Letzten Tage wohne ich im italiänischen Garten eine Treppe höher als Rohde.
Die Freunde zum letzten Male bei uns eingeladen. Abschied vom Studententhum.
Naturfreuden. „Nirwana".
Abschied von Ritschl.
Reise in den bayrischen Wald mit Rohde.

Kritische persönliche Bemerkungen zu den eigenen Schriften der Frühzeit

1876–1879

(Zeit des „Menschlichen, Allzumenschlichen“)

Kritische persönliche Bemerkungen zu den eigenen Schriften der Frühzeit 1876—1879

Wie einer, der auf immer Abschied nimmt, auch den weniger beachteten Bekannten mit wärmerem Gefühle entgegentritt und die Hand reicht, so fühle ich mich gewissen Arbeiten früherer Jahre gerade jetzt gewogener, wo ich mich von den Ufern, an die ich damals mein Schiff lenkte, unaufhaltsam entferne.

Darstellung der Geburt der Tragödie: schwebende Wolkenguirlanden, weiss bei Nachthimmel, durch welche Sterne hindurchschimmern — undeutlich, allzudeutlich, geisterhaft erhelltes Thal.

Damals glaubte ich, dass die Welt vom ästhetischen Standpunkt aus ein Schauspiel und als solches von ihrem Dichter gemeint sei, dass sie aber als moralisches Phänomen ein *Betrug* sei: wesshalb ich zu dem Schlusse kam, dass nur als ästhetisches Phänomen die Welt sich rechtfertigen lasse.

Wie wurmstichig und durchlöchert das Menschenleben sei, wie ganz und gar auf Betrug und Verstellung aufgebaut, wie alles Erhebende, wie die Illusionen, alle Lust am Leben dem

Irrthum verdankt werden — und wie insofern der Ursprung einer solchen Welt nicht in einem moralischen Wesen, vielleicht aber in einem Künstler-Schöpfer zu suchen sei — wobei ich meinte, dass einem solchen Wesen durchaus keine Verehrung im Sinne des Christenthums (welches den Gott der Güte und Liebe aufstellt) gebühre und sogar die Andeutung nicht scheute, ob dem deutschen Wesen diese Vorstellung, wie sie gewaltsam inoculirt worden ist, auch gewaltsam wieder entrissen werden könnte. Damit meinte ich in Wagner's Kunst den Weg zu einem deutschen Heidenthum entdeckt zu haben, mindestens eine Brücke zu einer specifisch unchristlichen Welt- und Menschenbetrachtung. „Die Götter sind schlecht und wissend: sie verdienen den Untergang, der Mensch ist gut und dumm — er hat eine schönere Zukunft und erreicht sie, wenn jene erst in ihre endliche Dämmerung eingegangen sind" — so werde ich damals mein Glaubensbekenntniss formulirt haben, während ich jetzt —

Ich war verliebt in die Kunst mit wahrer Leidenschaft und sah zuletzt in allem Seienden nichts als Kunst — im Alter, wo sonst vernünftigermaassen andere Leidenschaften die Seele ausfüllen.

Wenn ich auf den Gesammtklang der älteren griechischen Philosophen hinhorchte, so meinte ich Töne zu vernehmen, welche ich von der griechischen Kunst und namentlich von der Tragödie gewohnt war zu hören. In wie weit dies an den Griechen, in wie weit aber auch nur an meinen Ohren (den Ohren eines sehr kunstbedürftigen Menschen) lag, — das kann ich auch jetzt noch nicht mit Bestimmtheit aussprechen.

Unzeitgemässe Betrachtungen. — Ich habe zusammengebunden und gesammelt, was Individuen gross und selbständig macht, und auch die Gesichtspunkte, auf welche hin sie sich verbünden können. Ich sehe, wir sind im *Aufsteigen:* wir werden der Hort der ganzen Cultur in Kürze sein. Alle anderen Bewegungen sind culturfeindlich (die socialistische ebenso als die des Grossstaates, die der Geldmächte, ja die der Wissenschaften).

Ich habe mir hier und da in den Unzeitgemässen Betrachtungen *Ausfallspforten* noch gelassen.

Spannung der Empfindung beim Entstehen der ersten Unzeitgemässen Betrachtung. Angst für den Genius und sein Werk und dabei der Anblick der Straussischen Behäbigkeit. Das *Gefälschte* aller geistigen Lebensmittel! Die *Erschlaffung* aller Erkennenden! Die wankende Moralität in Recht und Unrecht, und die unbändige Genusssucht im Gemeinen! Die verlogene Art von Glück!

Nach dem Kriege missfiel mir der *Luxus*, die *Franzosenverachtung*, das Nationale. Wie weit zurück gegen Goethe! Ekelhafte Sinnlichkeit.

Mir schien es nach dem Kriege, dass Macht Pflicht sei und eine Verschuldung in sich enthalte.

„Bildungsphilister.“ Aber es ist wohl gut, den Winden predigen, dass sie uns den Staub nicht in's Gesicht blasen: sie laufen doch, wohin sie müssen.

Unsere Jugend empörte sich gegen die *Nüchternheit* der Zeit. Sie warf sich auf den Cultus des Excesses der Leidenschaft, der Exstase, der schwärzesten, herbsten Auffassung der Welt.

„Bildungsphilister“ und „historische Krankheit“ fiengen an mich zu beflügeln.

Bei Schopenhauer: zuerst im Grossen ihn *festhaltend* gegen das Einzelne, später im Einzelnen gegen das Ganze.

Das grösste Pathos erreichte ich, als ich den Schopenhauerschen Menschen entwarf: den *zerstörenden* Genius, gegen alles Werdende. Als Gegenbedürfniss brauchte ich den aufbauenden metaphysischen Künstler, der einen schön träumen macht in solchem unheimlichen Tagewerk.

Der Schopenhauersche *Mensch* trieb mich zur Scepsis gegen alles Verehrte, Hochgehaltene, bisher Vertheidigte (auch gegen Griechen, Schopenhauer, Wagner), Genie, Heilige, Pessimismus der Erkenntniss. Bei diesem *Umweg* kam ich auf die *Höhe*, mit den frischesten Winden. — Die Schrift über Bayreuth war nur eine Pause, Zurücksinken, ein *Ausruhen*. *Dort* gieng mir die *Unnöthigkeit* von Bayreuth für mich auf.

Ich kann Glocken läuten (Schrift über Richard Wagner).

Wiederschöpfung des Porträts aus Ahnung, angesichts der Werke: „Richard Wagner in Bayreuth". Wie das Werk das Bild des Lebenden verzaubert! Es giebt Idealbildungen —

Mein Irrthum über Wagner ist nicht einmal individuell; sehr viele sagten, mein Bild sei das richtige. Es gehört zu den mächtigen Wirkungen solcher Naturen, den Maler zu täuschen. Aber gegen die Gerechtigkeit vergeht man sich ebenso durch Gunst als durch Abgunst.

Ich habe dabei das Loos der Idealisten gezogen, welchen der Gegenstand, aus dem sie soviel gemacht haben, dadurch verleidet wird. Ideales Monstrum: der wirkliche Wagner schrumpft zusammen.

Mein Gemälde Wagner's gieng über ihn hinaus, ich hatte ein *ideales Monstrum* geschildert, welches aber vielleicht im Stande ist, Künstler zu entzünden. Der wirkliche Wagner, das wirkliche Bayreuth war nur wie der schlechte allerletzte Abzug eines Kupferstichs auf geringem Papier. Mein Bedürfniss, wirkliche Menschen und deren Motive zu sehen, war durch diese beschämende Erfahrung ungemein angereizt.

Dies sah ich ein, mit Betrübniss, manches sogar mit plötzlichem Erschrecken. Endlich aber fühlte ich, dass ich, gegen mich und meine Vorliebe Partei ergreifend, den Zuspruch und Trost der Wahrheit vernehmen würde; ein viel grösseres

Glück kam dadurch über mich, als das war, welchem ich jetzt freiwillig den Rücken wandte.

Ich habe gesagt: „man könne sehr viel über die Entstehung des Kunstwerks aus Wagner's Schriften lernen." Nämlich die tiefe Ungerechtigkeit, Selbstlust und Ueberschätzung, die Verachtung der Kritik u. s. w.

Schrecken, bis zu *welchem* Grade ich selbst an Wagner's Stil Vergnügen haben konnte, der so nachlässig ist, dass er eines solchen Künstlers nicht würdig ist.

Mein Fehler war der, dass ich nach Bayreuth mit einem Ideal kam: so musste ich denn die bitterste Enttäuschung erleben. Die Ueberfülle des Hässlichen, Verzerrten, Ueberwürzten stiess mich heftig zurück.

Einsicht in die *Ungerechtigkeit des Idealismus*, darin, dass ich mich für meine getäuschten Erwartungen an Wagner rächte.

Ich rathe Jedem, sich vor gleichen Pfaden (Wagner und Schopenhauer) nicht zu fürchten. Das ganz eigentlich *unphilosophische* Gefühl, die Reue, ist mir ganz fremd geworden.

Aber hinterdrein wurde mir der Blick für die *tausend* Quellen in der Wüste geöffnet. Jene Periode sehr nützlich gegen eine vorzeitige Altklugheit.

Jetzt tagte mir das Alterthum und Goethe's Einsicht der grossen Kunst und *jetzt* erst konnte ich den *schlichten* Blick für das *wirkliche* Menschenleben gewinnen: ich hatte die *Gegenmittel* dazu, dass kein vergiftender Pessimismus daraus wurde. Schopenhauer wurde „historisch", *nicht* als Menschenkenner.

Das „Lied an die Freude" (22. Mai 1872) eine meiner höchsten Stimmungen. Erst jetzt fühle ich mich in *dieser* Bahn. „Froh wie seine Sonnen fliegen, wandelt Brüder eure Bahn." — Was für ein gedrücktes und falsches „Fest" war das von 1876. Und jetzt qualmt aus den Bayreuther Blättern alles gegen das Lied an die Freude.

Ich sah in Wagner den Gegner der Zeit, auch in dem, wo diese Zeit Grösse hat und wo ich selber in mir Kraft fühlte. Eine Kaltwasserkur schien mir nöthig. Ich knüpfte an die Verdächtigung des Menschen an, an seine Verächtlichkeit, die ich früher benützte, um mich in jenen übermüthigen metaphysischen Traum zu heben. Ich *kannte* den Menschen gut genug, aber ich hatte ihn falsch gemessen und beurtheilt: der Grund zum Verwerfen fehlte.

Die Freude über Rée's „psychologische Beobachtungen" eine der allergrössten. Woher? So empfand ich: die Motive des Menschen sind nicht viel werth. Wie Socrates von den weisen Menschen, so ich von den moralischen. Damals machte ich *Ausnahmen;* um diese recht hoch zu stellen, stellte ich jene so tief (und missverstand dabei gewiss den Autor).

Wie kann man nur solchen Genuss an der *Trivialität* haben, dass *Selbstliebe die Motive aller* unserer Handlungen abgiebt! 1) Weil ich lange nichts davon wusste (metaphysische Periode); 2) weil der Satz sehr oft erprobt werden kann und unseren Scharfsinn anregt und so uns Freude macht; 3) weil man sich in Gemeinschaft mit allen Erfahrenen und Weisen aller Zeiten fühlt: es ist eine Sprache der Ehrlichen, selbst unter den Schlechten; 4) weil es die Sprache von *Männern* und nicht von schwärmerischen Jünglingen ist (Schopenhauer fand seine Jugendphilosophie, namentlich das vierte Buch, sich ganz fremd); 5) weil es antreibt, es auf *unsere Art* mit dem Leben aufzunehmen, und falsche Maassstäbe abweist, es *ermuthigt*.

Ich hatte die Lust an den Illusionen satt. Selbst in der Natur verdross es mich, einen Berg als Gemüthsfactum zu sehen. — Endlich sah ich ein, dass auch unsere Lust an der Wahrheit auf der Lust der Illusion ruht.

Ich glaubte mich Wunder wie fern vom Philosophen und gieng in Nebel und Sehnsucht vorwärts. Plötzlich —

Ich will den Menschen die *Ruhe* wiedergeben, ohne welche keine Cultur werden und bestehen kann. Ebenso die *Schlichtheit*.

Ruhe, Einfachheit und Grösse!

Auch im Stil ein Abbild dieses Strebens, als Resultat der concentrirtesten Kraft meiner Natur.

Kritische persönliche Bemerkungen

1880—1881

(Zeit der „Morgenröthe“)

Kritische persönliche Bemerkungen

1880—1881

Mein früherer Stil: weite Perspectiven, viel Verhülltes, Geheimnissvolles, Wunderbares. Die Thatsachen aufblitzend wie scheinbare Erhellungen dieser Geheimnisse. Grundglaube: das Wesen nicht mittheilbar, eine gehobene, ahnungsvolle Stimmung *macht* Offenbarungen. Die Nüchternheit *schadet* diesem Verständniss. Die contemplative Ruhe und die Erinnerung an Furchtbares und Sehnsüchtiges wechseln ab.

Als ich Schopenhauer gleich meinem Erzieher feierte, hatte ich vergessen, dass bereits seit langem keines seiner Dogmen meinem Misstrauen Stand gehalten hatte; es kümmerte mich aber nicht, wie oft ich „schlecht bewiesen" oder „unbeweisbar" oder „übertrieben" unter seine Sätze geschrieben hatte, weil ich des mächtigen Eindrucks dankbar genoss, den Schopenhauer selber, frei und kühn vor die Dinge, gegen die Dinge hingestellt, auf mich seit einem Jahrzehnt geübt hatte. Als ich später Richard Wagner meine Verehrung bei einem festlichen Anlass darbrachte, hatte ich wiederum vergessen, dass seine ganze Musik für mich auf einige hundert Tacte, hierher und dorther entnommen, zusammengeschrumpft war, welche mir am Herzen lagen und denen ich am Herzen lag — es wird wohl noch jetzt der Fall sein —, und nicht weniger hatte ich vergessen über dem Bilde dieses Lebens

— dieses mächtigen, in eigenem Strome und gleichsam den Berg hinanströmenden Lebens — zu sagen, was ich von Richard Wagner in Ansehung der Wahrheit hielt. Wer möchte nicht gern anderer Meinung als Schopenhauer sein, habe ich immer gedacht — im Ganzen und Grossen: und wer *könnte einer* Meinung mit Richard Wagner sein, im Ganzen und im Kleinen!

Ich habe den Mann geliebt, wie er wie auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Hass *verschloss:* so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt, in der Strömung nationaler Gier und nationaler Gehässigkeit schwimmend, dem Bedürfniss dieser jetzigen, durch Politik und Geldgier verdummten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jetzigen zu thun, — ich war wohl ein Narr!

Ich habe die Menschen durchsucht und mein Ideal nicht unter ihnen gefunden.

Ich bin nicht im Stande, irgend eine Grösse anzuerkennen, welche nicht mit *Redlichkeit gegen sich* verbunden ist: die Schauspielerei gegen sich flösst mir Ekel ein: entdecke ich so Etwas, so gelten mir alle Leistungen nichts; ich weiss, sie haben überall und im tiefsten Grunde diese Schauspielerei. — Dagegen ist die Schauspielerei nach aussen (zum Beispiel Napoleon's) mir begreiflich: wahrscheinlich ist sie vielen Leuten nöthig. — Dies ist eine Beschränktheit.

Ich habe die Verachtung Pascal's und den Fluch Schopenhauer's auf mir! Und kann man anhänglicher gegen sie

gesinnt sein als ich! Freilich mit jener Anhänglichkeit eines Freundes, welcher aufrecht bleibt, um Freund zu bleiben und nicht Liebhaber und Narr zu werden!

1) Mein *Erfolg* bei den Schwarmgeistern: dessen war ich bald müde und misstrauisch.

2) Ich habe nie über Nicht-Beachtung geklagt und kenne das Gefühl nicht.

3) Ich hoffe *schrittweise* den höheren Naturen näher zu kommen, weiss aber kaum, wo sie sind und *ob* sie da sind! Bisher habe ich immer auch meine Lobredner und Tadler überwunden, wenn ich eine Stufe weiter gieng (und *mich* überwand).

Das Peinlichste für mich ist, mich vertheidigen zu müssen. Dabei werde ich inne, dass ich erst meine Art zu sein mit der anderer vergleichen müsse und dass ich ihr *verständliche Motive unterschieben* müsse: daran nicht gewöhnt, weiss ich, dass es mir misslingt. Ja, jede Präsentation meines Bildes durch Andere setzt mich in Verwirrung: „*das* bin ich ganz gewiss nicht!“ ist meine Empfindung; wenn ich mich bedanken wollte, erschien ich mir *unredlich*.

Bist du denn *ruhmbegierig?* Ich habe es nie geglaubt. Aber das fällt mir auf, dass ich es unerträglich finde, nicht mit dem beschäftigt und verwachsen zu sein, was mir das Wichtigste auf der Welt scheint. — Als ich dies von der Kunst *nicht* mehr glaubte, trat ich sehr abgekühlt bei Seite, mit einer Art von *Hass* — sie schien mir eine Betrügerin, die mich dem Wichtigsten entziehen wollte.

Täglich erstaune ich: *ich kenne mich selber nicht!*

Ich habe Mozart für heiter gehalten — wie tief muss ich melancholisch sein! *Daher* meine *Begierde!!* nach Helle, Reinlichkeit, Heiterkeit, Schmuckheit, Nüchternheit, meine Hoffnung, dass alles dies mir die *Wissenschaft* geben werde! sie!

Man wird älter, es ist mir schwer mich von einer Gegend, und führe sie die berühmtesten Namen, zu überzeugen. Ich habe fehlerhafte Linien bei Sorrent gesehen. Die bleichsüchtige Schönheit des lago maggiore im Spätherbst, welche alle Linien vergeistigt und die Gegend halb zur Vision macht, entzückt mich nicht, aber redet *traulich-traurig* zu mir — ich kenne dergleichen nicht nur aus der Natur.

Rein melancholisch — aber ein Princip der Tapferkeit von Kindheit an macht, dass ich viele kleine Siege habe und in Folge dessen heiterer bin, als es meiner Melancholie geziemt.

Ich finde an Nichts genug Freude — da fange ich an, mir selber ein Buch nach dem Herzen zu schreiben.

Es sind Aphorismen! Sind es Aphorismen? — Mögen die, welche mir daraus einen Vorwurf machen, ein wenig nachdenken und dann sich vor sich selber entschuldigen. Ich brauche kein Wort für mich.

Ich habe meine Schriften jederzeit mit meinem ganzen Leib und Leben geschrieben: ich weiss nicht, was rein geistige Probleme sind.

Darf ich doch mitreden! Alle die Wahrheiten sind für mich blutige Wahrheiten, — man sehe meine früheren Schriften an.

Diese Dinge kennt ihr als Gedanken, aber eure Gedanken sind nicht eure Erlebnisse, sondern das Nachklingen von denen anderer: wie wenn euer Zimmer zittert, wenn ein Wagen vorüberfährt. Ich aber sitze im Wagen, und oft bin ich der Wagen selber.

Empfindet ihr nichts von der Noth, *gegen* einen Menschen Recht zu haben und es öffentlich zu bezeugen? Wird euch Kritik so leicht? Ist es nur, dass ihr euch aufstellt, nachdem jener sich aufstellte? Merkt ihr nicht, dass er euch sein Bestes geben wollte und dass ihr es annehmen solltet, selbst wenn es euch nicht werthvoll, ja schädlich schiene? Aber ihr thut als solche, die in der Nothwehr leben, ihr habt auch Recht. Mit Mühe haltet ihr euch aufrecht, und jener will euch etwas auflegen, das ihr nicht tragen könntet. Er sagt: ein Geschenk! Ihr sagt: eine Aufgabe.

Vielen Erkenntnissen wissen die Menschen nichts Kräftigendes abzugewinnen, es sind *verbotene* Speisen, zum Beispiel mein Buch.

Sie machen es sich leicht und versuchen mich aus dem Uebergange in's andere Extrem zu verstehen — sie merken

nichts von dem fortgesetzten Kampfe und den gelegentlichen wonnevollen Ruhepausen im Kampfe, merken nicht, dass diese früheren Schriften solchen entzückten Stillen, wo der Kampf zu Ende schien, entsprungen sind, und wo man über ihn schon nachzudenken und sich zu beruhigen begann. Es war eine Täuschung. Der Kampf gieng weiter. Die extreme Sprache verräth die Aufregung, die kurz vorher tobte, und die Gewaltsamkeit, mit der man die Täuschung festzuhalten suchte.

Was habe ich gethan? Für mein Alter gesorgt: für die Zeit, wo die Seele nichts Neues mehr unternimmt, die Geschichte ihrer Abenteuer und Seefahrten verzeichnet. So wie ich die Musik mir aufspare für die Zeit, wo ich blind bin.

Etwas zu schreiben, das in ein paar Jahren alle Bedeutung verloren hat — das wird mir unmöglich, mir vorzustellen. Es ist wohl ein Zeichen von Beschränktheit. Denn alles, was ich selber *überlebe*, gilt mir immer noch wichtig als Denkmal eines Zustandes, der mir werthvoll war. Ich wünsche mein Alter umringt von solchen Denkmälern.

Seltsam! Ich werde in jedem Augenblick von dem Gedanken beherrscht, dass meine Geschichte nicht nur eine persönliche ist, dass ich für viele etwas thue, wenn ich so lebe und mich forme und verzeichne: es ist immer, als ob ich eine Mehrheit wäre, und ich rede zu ihr traulich-ernst-tröstend.

Ich will nie zum Widersprechen herausfordern; vielmehr: *helft*, mit mir das Problem zu gestalten! Sobald ihr *gegen*

mich empfindet, versteht ihr meinen Zustand und folglich meine Argumente nicht! Ihr müsst das Opfer *derselben Leidenschaft* sein!

Man hat mir Etwas vom ruhigen Glück der Erkenntniss vorgeflötet — aber ich fand es nicht, ja ich verachte es, jetzt wo ich die Seligkeit des Unglücks der Erkenntniss kenne. Bin ich je gelangweilt? Immer in Sorge, immer ein Herzklopfen der Erwartung oder der Enttäuschung! Ich segne dieses Elend, die Welt ist reich dadurch! Ich gehe dabei den langsamsten Schritt und schlürfe diese bitteren Süssigkeiten.

Ich will keine Erkenntniss mehr ohne Gefahr: immer sei das tückische Meer oder das erbarmungslose Hochgebirge um den Forschenden!

Die Vorstellung: „dieser Gedanke *könnte nicht wahr sein!*" *erschüttert* mich. „Er wird als nicht wahr *gelten!*" — lässt mich kalt, *ich setze es voraus:* denn sie haben nicht so viel Zeit und Leidenschaft zuzusetzen wie ich.

Vielleicht weiss das schon alle Welt: aber ich weiss es erst seit gestern, da fiel es mir ein! Und nun lebe ich so fort, jeden Tag nur meine gestrige Entdeckung auf der Seele und bereit, sie an die Wand zu schreiben, damit alle Welt sich mit mir ihrer erfreue. — Welche Narrheit!

Dieser Gang ist so gefährlich! Ich darf mich selber nicht anrufen, wie ein Nachtwandler, der auf den Dächern lustwandelt, ein heiliges Anrecht hat, nicht bei Namen genannt

zu werden. „Was liegt an mir!“ Dies ist die einzige tröstende Stimme, die ich hören will.

Es ist mein Fleiss und mein Müssiggang, meine Ueberwindung und mein Nachhängen, meine Tapferkeit und mein Zittern, es ist mein Sonnenlicht und mein Blitz aus dunklem Wolkenhimmel, es ist meine Seele und auch mein Geist, mein schweres, ernstes, granitenes Ich, das aber wieder zu sich sprechen kann: „was liegt an mir!“

Wie die Italiäner sich eine Musik *aneignen,* dadurch dass sie dieselbe in ihre Leidenschaft hineinziehen — ja diese Musik wartet darauf, so persönlich interpretirt zu werden, und hat davon mehr als von aller Kunst der Harmonie — so lese ich die Denker, und ihre Melodien singe ich nach: ich weiss, hinter allen den kalten Worten bewegt sich eine begehrende Seele; ich höre sie singen, denn meine eigene Seele singt, wenn sie bewegt ist.

Ich höre euren Sirenengesang, ihr Weisen! Ach, nichts bewegt mich so! Aber ich sage euch: ihr selber habt ihn euch vorgesungen, ihr waret wie ich! Ihr waret die Narren dieser schönen Paradiese „Gerechtigkeit, Mässigung“: in Wahrheit sind es *Utopien.*

Ich glaube, ich stelle mir die Freude der Weisheit und Gerechtigkeit zu hoch vor — wie die Griechen. Ich bin bezaubert bei allem, was dorthin winkt — wahrscheinlich weil ich sehr leidenschaftlich bin! — Ich bin äusserst miss-

trauisch gegen die beredten Verehrer der Leidenschaftlichkeit — ich muthmaasse, sie *möchten* gern etwas vorstellen. — Die Griechen lebten nur in der Gefahr: sie verehrten in der Kraft, der Ruhe, der Gerechtigkeit ihre *Erholung*, ihr *Aufathmen*, ihr *Fest*. Sie wollten nicht die Emotion noch —: nur in der Tragödie: die des Mitleids (weil sie für gewöhnlich *hart* waren).

Warum ich der Leidenschaft in's Wort falle? Ich könnte volltönend und heftig und hinreissend meine Sache vorbringen, wie ich sie empfinde, — aber hinterher bin ich halbtodt und leidend, auch voller Verdruss über Uebertreibungen, Auslassungen u. s. w. Andere haben in der Leidenschaft ihren Geist *ganz:* ich in der *unterdrückten* und bekämpften Leidenschaft. Es thut mir alles *wohl*, was mich an *diesen meinen Zustand* erinnert!!

Woran liegt es, dass ich immer nach Menschen *dürste*, welche *nicht* Angesichts der Natur, eines Ganges auf den befestigten Höhen über Genua, klein werden? Weiss ich sie nicht zu finden?

Eure Seele ist nicht *stark* genug, so viele Kleinheiten der Erkenntniss, so viel Geringes und Niedriges mit in die Höhe hinaufzutragen! So müsst ihr euch über die Dinge belügen, damit ihr eures Kraft- und Grössengefühls nicht verlustig geht! Anders Pascal und ich. — Ich brauche mich der kleinen, erbärmlichen Details nicht zu entäussern — ich will ja keinen Gott aus mir machen.

Es ist eine Beschränktheit, aber so empfinde ich. Das *Bedürfniss* nach *Luxus* scheint mir immer auf eine tiefe innerliche *Geistlosigkeit* hinzudeuten; wie als ob jemand sich selber mit Coulissen umstellt, weil er nichts Volles, Wirkliches ist, sondern nur Etwas, das ein Ding vorstellen soll, vor ihm und vor anderen. Ich meine, wer Geist habe, könne viel Schmerzen und Entbehrungen aushalten und dabei noch glücklich sein, ja er müsse sich im Verhältniss zu einem, der Ehren und Luxus und Kameradschaft nöthig hat, schämen, weil er bei der Vertheilung der Güter zu gut weggekommen ist. Ich habe eine tiefe Verachtung gegen einen Banquier. Wer Luxus um sich hat, nun, mitunter muss er sich so stellen, dass er anderer wegen hineinpasst, aber dann soll er auch die Ansichten dieser Anderen haben und ertragen. Freisinnige, kühne, neue Ansichten halte ich für Schwindel oder eine widerliche Art Luxus, wenn sie nicht zur Armuth und zur Niedrigkeit drängen. Mit einer Art von weisser Wäsche hat sich zum Beispiel Lassalle für mich widerlegt. Leute mit solchen Bedürfnissen sollten fromm werden und als Magistratspersonen Ansehen erstreben, es giebt so viel Gutes zu erhalten und zu repräsentiren. Aber den *Geist* sollen sie nicht repräsentiren wollen! Wer geistig reich und unabhängig ist, ist so wie so auch der mächtigste Mensch, es ist, wenigstens für so humane Zeiten, schimpflich, wenn er noch mehr haben will: es sind die Unersättlichen. Einfachheit in Speise und Trank, Hass gegen geistige Getränke, — es gehört zu ihm, wie die Getränke zu jenen gehören, welche sagen könnten: „das Leben wäre völlig reizlos", u. s. w.

Ich habe keinen Begriff von mir aus von einem Menschen, welcher so sein will, wie es der *gute Ton verlangt:* der nicht zu lieben, zu hassen, zu urtheilen wagt, bevor er nicht weiss,

wie hier der gute Ton befiehlt. Ich habe also gewiss keinen guten Ton! Ja ich verachte jeden, der so sein will wie ein Anderer! der hinblickt, um zu sehen, was die Anderen zu seinem Thun sagen! der immer an die Anderen denkt, nicht um ihnen zu nützen, sondern um vor ihnen nicht lächerlich zu sein — wäre er lächerlich, so würde er ihnen Vergnügen machen! entsetzlich! — Aber warum sollten wir nicht zu lachen geben! Wir selber haben den Vortheil davon, wenn unsere Mitmenschen guter Dinge sind! — „Aber sie achten nicht mehr, wenn sie lachen!“ — Aber warum sollen sie euch *fürchten?* Und wehe mir, wenn etwas Lächerliches an mir genügt, um mir meine eigene Achtung vor mir zu nehmen! Das aber geschieht bei den Eitlen, die sich *vernichten* möchten, nach einem Etikettefehler.

Die Veredelung der alltäglichen Gewohnheiten. Früher beim Priester theilweise: sein Gang, sein Handerheben, seine Stimme. Dann am Hofe: die Lust sich zu beherrschen und seine Empfindungen nicht merken zu lassen (oder in ein seidenes Gewebe eingehüllt) wurde gross. — Aber was heisst jetzt veredeln, dem Ideal dienen! Welchem Ideal? Sofort müssen wir ein Ideal *haben!* Und woher nehmen und nicht stehlen! — Das meine ist: eine nicht das Auge beleidigende Unabhängigkeit, ein gemilderter und verkleideter Stolz, ein Stolz, welcher sich abzahlt an die Anderen, dadurch dass er nicht um ihre Ehren und Vergnügungen concurrirt und den Spott aushält. Dies soll meine Gewohnheiten veredeln: nie gemein und stets leutselig, nicht begehrlich, aber stets ruhig strebend und aufwärts fliegend; einfach, ja karg gegen mich, aber milde gegen andere. Ein leichter Schlaf, ein freier, ruhiger Gang, kein Alkohol, keine Fürsten, noch andere

Berühmtheiten, keine Weiber und Zeitungen, keine Ehren, kein Umgang ausser mit dem der höchsten Geister und ab und zu des niederen Volkes — dies ist unentbehrlich wie der Anblick von mächtiger und gesunder Vegetation — die bereitesten Speisen, welche uns nicht in das Gedränge begehrlichen und schmatzenden Gesindels bringen, womöglich selbst bereitete oder der Bereitung nicht entbehrende.

Ideale der Art sind die vorwegnehmenden Hoffnungen unserer Triebe, nichts weiter. So gewiss wir Triebe haben, verbreiten diese auch in unserer Phantasie eine Art Schema von uns selber, *wie wir sein sollen,* um unsere Triebe recht zu befriedigen — dies ist idealisiren. Auch der Schurke hat sein *Ideal:* nicht gerade für uns erbaulich. Es hebt ihn auch!

Es drängt mich zu einer idealen Unabhängigkeit: Ort, Gesellschaft, Gegend, Bücher können *nicht hoch genug* gewählt werden, und anstatt sich zu accommodiren und gemein zu werden, muss man entbehren können *ohne* Dulderfalten.

Ich bin *passionirt für die Unabhängigkeit*, ich opfere ihr alles — wahrscheinlich weil ich die abhängigste Seele habe und an allen kleinsten Stricken mehr gequält werde als andere an Ketten.

Ich kenne einen, der sich durch den kleinen Windhauch seiner „Freiheit" so verwöhnt hat, dass die Vorstellung, zu einer Partei zu gehören, ihm Angstschweiss macht, — selbst wenn es seine eigene Partei wäre!

Ich gebe meinem Hang zur Einsamkeit nach, ich kann nicht anders: „obgleich ich es nicht nöthig hätte“ — wie die Leute sagen. Aber ich *habe* es nöthig. Ich verbanne mich selber.

Ich will nur mit Menschen umgehen, welche ihr eigenes Muster haben und *nicht* in *mir* es sehen. Denn dies machte mich für sie verantwortlich und zum Sclaven.

Ich bin oft beschämt darüber, wie gut ich es jetzt habe, und es spornt mich gewaltig an, zu denken, was einer mit dieser Musse machen könnte — und ich!

Ich habe oft geglaubt, dass ich die Menschen belehren könne, und eine aus Stolz und Liebe gemischte Empfindung gegen sie gehabt. Jetzt, am Schlusse, sehe ich ein, dass ich nichts zu lehren habe, aber dass ich von Herzen bitte, es möchte solche geben, welche mich würdigten, von ihnen zu lernen.

Erhebt euch und geht, Freunde, schon viel zu lange habt ihr mich reden lassen. Der Wind wird kühler und lebhafter, das Gras auch — diese stille Höhe zittert, und es geht gen Abend. Geht und thut sofort, ich bitte euch, wenn ihr in das Thal kommt, eine kleine Thorheit, damit alle Welt sehe, wessen ihr hier von mir belehrt seid.

Kritische persönliche Bemerkungen

1881—1883

(Zeit der „Fröhlichen Wissenschaft“
und des „Zarathustra“)

Kritische persönliche Bemerkungen

1881—1883

Mir die ganze *Immoralität* des Künstlers in Hinsicht auf meinen Stoff (Menschheit) zu erobern: das war die Arbeit meiner letzten Jahre, — die *geistige Freiheit* und *Freudigkeit* mir zu erobern, um schaffen zu können und nicht durch fremde Ideale tyrannisirt zu werden. Im Grunde kommt wenig darauf an, *wovon* ich mich loszumachen hatte: meine Lieblings-*Form* der Losmachung aber war die künstlerische: das heisst, ich entwarf ein *Bild* dessen, was mich bis dahin gefesselt hatte: *so Schopenhauer, Wagner, die Griechen,* Genie, der Heilige, die Metaphysik, alle bisherigen Ideale, die höchste Moralität — zugleich ein *Tribut der Dankbarkeit.*

Es sind vorläufige Abrechnungen mit dem, was mich am meisten im Leben gehemmt und gefördert hat, Versuche, von Einigem loszukommen, dadurch dass ich es verunglimpfte oder verherrlichte —: ach, die Dankbarkeit im Guten und Bösen hat mir immer viel zu schaffen gemacht! — So weit ich Etwas von meinen Zeitgenossen weiss, habe ich von Schopenhauer und Wagner den besten Gebrauch gemacht: vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, denn ich habe sie um einen Zoll zu tief kennen gelernt.

Ich könnte sie Juvenilia et Juvenalia nennen, deutlich genug, wie ich meine, aber in einer Latinität, welche mich

erröthen macht. Viel Jugendliebe und Jugendhass ist darin, in allen Arten.

Geburt der Tragödie 1) gegen Wagner's Satz „die Musik ist Mittel zum Zweck" und zugleich Apologie meines Geschmacks an Wagner; 2) gegen Schopenhauer und die moralische Deutung des Daseins, — ich stellte *darüber die ästhetische, ohne die moralische zu leugnen* oder zu ändern.

„Dies habe ich zu hoch geschätzt und zu theuer bezahlt! — wie so Vieles! Ich wähnte zu bezahlen und ich beschenkte. Ich bin arm geworden, weil ich an einige Dinge geglaubt habe, als seien sie überaus schätzenswerth — ach, und so, wie ich bin, werde ich immer noch ärmer werden!"

Hinter meiner *ersten Periode* grinst das Gesicht des *Jesuitismus*, ich meine: das bewusste Festhalten an der Illusion und zwangsweise Einverleibung derselben als *Basis der Cultur*. Oder aber: *Buddhismus* und Verlangen in's Nichts. (Der Schopenhauerische Widerspruch zwischen Theorie und Praxis unhaltbar.) Der ersten Gefahr ist Wagner erlegen.

Es that Noth, mich *von dem Wahne zu erlösen*, dass die Natur *verlernen* müsse, *Ziele zu haben*. Lösung von der *Weltmüdigkeit:* dafür jetzt meine Lehre von der *Erlösung des Menschen von sich selber*.

„Sie haben erkannt, und es ekelt sie zu handeln." (Geburt der Tragödie p. 56.) „Sie *rettet* die Kunst, und durch die Kunst rettet sie sich das Leben." Grundgedanke. *Mein weiteres Leben ist die Consequenz*.

Künstler (Schaffender), Heiliger (Liebender) und Philosoph (Erkennender) in *einer Person* zu werden: — *mein practisches Ziel!*

Die Bescheidung: um Raum und Kraft und Muth zum Schaffen zu finden. Begrenzung auf das Menschliche, im Gegensatz zu „Weltprocess" und „Hinterwelt".

Um mir Freiheit von den alten Idealen zu schaffen, wandte ich mich mit Wohlwollen hin nach den *entgegengesetzten Idealen:* ich suchte das Beste auch *an dieser Zeit* heraus.

✦

Eisumschläge. — Mein Ekel an den Menschen war zu gross geworden. Ebenso der Gegenekel an der moralischen Arroganz meines Idealismus. Ich näherte mich dem Verachteten, ich suchte in mir alles das, was ich verachtete: ich wollte meine Gluth dämpfen. Ich nahm die Partei *gegen* alle die *Ankläger* der Menschheit — ich entriss ihnen und *mir* das Recht zu *hohen* Worten.

Der kritische Trieb wollte das Leben. —

Heroismus darin von der *geringsten Kost* zu leben: Wüste.

Heroismus, sich den intellectuellen Trieb selber zu erniedrigen, als Affect auszudenken. Ich verunglimpfte den Affect, um *nachher* zu sagen: *ich hatte* einen Affect, nichts mehr!

Das Leben unter der Moral gar nicht auszuhalten (Bedrückung Wagner's schon früher).

✦

Wagner hat viele Wohlthaten von seinen Zeitgenossen empfangen: aber er meinte, die grundsätzliche Ungerechtigkeit gegen Wohlthäter gehöre zum „grossen Stile": er lebte immer als Schauspieler und im Wahne der Bildung, wie sie Schauspieler zu haben pflegen.

Ich selber bin vielleicht sein grösster Wohlthäter gewesen. Es ist möglich, dass in diesem Falle das Bild länger lebt als der, welchen es abschilderte: das liegt darin, dass in meinem Bilde noch Raum ist für eine ganze Anzahl wirkliche Wagner: und vor allem für viel reicher begabte und reiner wollende.

Ich habe hoch über Wagner die Tragödie mit Musik gesehen — und hoch über Schopenhauer die Musik in der Tragödie des Daseins gehört.

Zur *Ueberwindung* der bisherigen Ideale (Philosoph, Künstler, Heiliger) that eine *Entstehungs-Geschichte* Noth.

An Stelle des Heiligen-Liebenden stellte ich den, der alle Phasen der Cultur liebevoll-gerecht nachempfindet: *den historischen Menschen der höchsten Pietät.*

An Stelle des Genie's setzte ich den Menschen, der über sich selber *den Menschen hinausschafft* (neuer Begriff der Kunst, gegen die Kunst der Kunstwerke).

An Stelle des Philosophen setzte ich den freien Geist, der dem Gelehrten, Forscher, Kritiker überlegen ist und über vielen Idealen noch leben bleibt: der, ohne Jesuit zu werden, trotzdem die unlogische Beschaffenheit des Daseins ergründet: *den Erlöser von der Moral.*

Es gereicht einem Zeitalter nicht immer zum Vorwurf, wenn es seinen grössten Geist nicht erkennt und für das erstaunlichste Gestirn, das aus seiner eigenen Nacht emporsteigt, keine Augen hat. Vielleicht ist dieser Stern bestimmt, viel ferneren Welten zu leuchten; vielleicht wäre es sogar

ein Verhängniss, wenn er zu früh erkannt würde — es könnte sein, dass damit das Zeitalter von *seiner* Aufgabe weggelockt würde und dadurch wieder einem kommenden Zeitalter Schaden zufügte: dadurch dass es ihm eine Arbeit übrig liess, die bereits hätte abgethan sein sollen und welche vielleicht gerade den Kräften dieses kommenden Zeitalters weniger angemessen ist.

Meine Gedanken betreffen zu hohe und ferne Dinge, sie könnten nur wirken, wenn der stärkste persönliche Druck hinzukäme. Vielleicht wird der Glaube an meine Autorität erst durch Jahrhunderte so stark, um die Menschen zu vermögen, ohne Beschämung das Buch dieser Autorität so streng und ernst zu interpretiren wie einen alten Classiker (zum Beispiel Aristoteles). *Der Glaube an den Menschen* muss wachsen, damit sein Werk nur den nöthigen Grad von entgegenkommender Intelligenz findet: der Glaube also und das Vorurtheil. Deshalb bestand man ehemals so auf „Inspiration“: jetzt — — —

Mir ist nie einen Augenblick der Gedanke gekommen, dass etwas von mir Geschriebenes nach ein paar Jahren einfach todt sei und somit einen Erfolg in der Bälde haben müsse, wenn es einen Erfolg haben wolle. Ohne je den Gedanken der gloria gehabt zu haben, ist mir nie der Zweifel aufgestiegen, dass diese Schriften länger leben als ich. Dachte ich je an Leser, so immer nur an verstreute, über Jahrhunderte hin ausgesäte Einzelne: und mir geht es nicht so wie dem Sänger, dem erst ein volles Haus die Stimme geschmeidig, das Auge ausdrucksvoll, die Hand gesprächig macht.

Im Alterthum hatte jeder höhere Mensch die Begierde nach dem Ruhme, — das kam daher, dass Jeder mit sich die Menschheit anzufangen glaubte und sich genügende Breite und Dauer nur so zu geben wusste, dass er sich in alle Nachwelt hinein dachte, als mitspielenden Tragöden der ewigen Bühne. Mein Stolz dagegen ist: „ich habe eine *Herkunft*", — deshalb brauche ich den Ruhm nicht. In dem, was Zarathustra, Moses, Muhammed, Jesus, Plato, Brutus, Spinoza, Mirabeau bewegte, lebe ich auch schon, und in manchen Dingen kommt in mir erst reif an's Tageslicht, was embryonisch ein paar Jahrtausende brauchte. Wir sind die ersten Aristokraten in der Geschichte des Geistes — der historische Sinn beginnt erst jetzt.

Wenn ich von Plato, Pascal, Spinoza und Goethe rede, so weiss ich, dass ihr Blut in dem meinen rollt — ich bin stolz, wenn ich von ihnen die Wahrheit sage — die Familie ist gut genug, dass sie nicht nöthig hat, zu dichten oder zu verhehlen: und so stehe ich zu allem Gewesenen, ich *bin stolz auf die Menschlichkeit*, und stolz gerade in der unbedingten Wahrhaftigkeit.

Was liegt an meinem Buche, wenn es nicht aushält, wenigstens sub specie trecentorum annorum betrachtet zu werden?

Ich will das Ganze als eine Art Manfred und ganz persönlich schreiben. Von den Menschen suche ich weder „*Lob noch Mitleid noch Hülfe*", ich will sie vielmehr „durch mich *überwältigen*".

Ihr beklagt euch darüber, dass ich schreiende Farben gebrauche? Nun, ich nehme die Farben aus der Natur, — was kann ich für die Natur! Aber ihr sagt, es sei dies meine Natur und nicht die eure und die aller Welt! Und ihr habt vielleicht Recht: vielleicht habe ich eine Natur, welche *schreit*, — „wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser". Wäret ihr selber dieses frische Wasser, wie gefällig würde euch meine Stimme klingen! Aber ihr seid verdriesslich darüber, mir nicht von meinem Durste helfen zu können — und ihr möchtet vielleicht mir so gerne helfen? — —

Rede ich wie einer, dem es offenbart worden ist? So verachtet mich und hört mir nicht zu. — Seid ihr noch solche, welche Götter nöthig haben? Hat eure Vernunft noch keinen Ekel dabei, so billig und schlecht sich speisen zu lassen?

Sind diese Dinge denn wichtig? Ich gehe durch grosse Städte und finde keinen, der sie dafür halten würde — oder solche, die es heucheln — von Berufs wegen. *Wichtig ist aber, dass sie es nicht mehr wichtig nehmen!* Savonarola in Florenz ist vorüber! ganz!

Erst müssen die Menschen die neue *Begierde* lernen, — und dazu muss Jemand da sein, der sie ihnen erregt, ein Lehrer: ich vertraue, dass sie dann schon fein und erfindsam genug sein werden, die Wege zur Befriedigung der Begierde selber zu finden, — schritt- und versuchsweise, wie sie es gewöhnt sind. — Es thut nichts, wenn meine Vorschläge „unpracticabel" sind, — sie sollen nur dem Appetit Reiz geben.

Ich verwundere mich mehr über einen Tadel als ein Lob; ich verachte das Lob mehr als den Tadel.

Es lebt Niemand, der mich loben dürfte.

Warum finde ich die Menschen nicht unter den Lebenden, die höher hinaus schauen als ich und mich unter sich sehen müssen? Habe ich denn nur schlecht *gesucht?* — Und es verlangt mich so gerade nach *solchen!!*

Was habe ich gelernt bis heute (15. October 1881)? Mir selber aus allen Lagen heraus *wohlzuthun* und anderer *nicht zu bedürfen.*

Ich habe etwas zu lange in der Nähe des Todes gelebt, um mich noch vor dem Leben zu fürchten!

Meine Art, krank *und* gesund zu sein, ist ein gutes Stück meines Charakters — und rechtfertigt sich und mich.

Meine Virtuosität: das zu ertragen, was mir unangenehm ist, ihm gerecht zu sein, ja artig dagegen — Mensch und Erkenntniss. Darin bin ich am besten geübt.

Ich bin am verbindlichsten gegen Leute, die mich sehr gut kennen (mich selber eingerechnet): gegen einen Fremden bin ich vorsichtig, bis er meine Vorgebirge und Klippen

gewahr geworden ist: ich will nicht, dass er sich an mir stosse und sich über sich selber dabei verdriesse.

So will ich es doch eingestehen, — ich stelle mich *vor mir selber* erzürnt über die gelegentliche Kälte und Vernachlässigung, die ich von Freunden und ehemaligen Vertrauten erfahre: — im tiefsten Grunde lässt dies alles mich *unbewegt,* und das Gefühl dieser gewöhnlichen Unbewegtheit ist es, welches mich mitunter wünschen macht, es möchte etwas recht stark mich erschüttern und herumreissen. Ich suche ein Mittel gegen die *Langeweile,* wenn ich mich erzürnt über solche Dinge stelle, und es gelingt mir schlecht damit — ich bin euch gut und bleibe der Mensch des versöhnlichsten Herzens! —

„Gut von den Menschen denken — das begreift sich bei dir! Sie verstellen sich in deiner Gegenwart und werden vielleicht sogar besser, — genug, du lernst sie so kennen, als ob sie Spiegel wären, in denen du selber widerstrahlst." Auf Reisen! ego.

Ich habe eine Neigung, mich bestehlen, ausbeuten zu lassen. Aber als ich merkte, dass alles darauf aus war, mich zu *täuschen,* gerieth ich in den *Egoismus.*

Gelegentlich habe ich eine ungeheure Geringschätzung der *Guten* — ihre Schwäche, ihr Nichts-erleben-wollen, ihr Nichtssehen-wollen, ihre willkürliche Blindheit, ihr banales Sichdrehen im Gewöhnlichen und Behaglichen, ihr Vergnügen an ihren guten „Eigenschaften" u. s. w.

Jene haben nöthig, Nacht zu machen, um ihr Licht leuchten zu lassen, — was hätte ich mit ihnen zu thun, der ich nicht zum Nachtlicht tauge? Ja, ich leugne öfter, als gut ist, die Nacht, wo sie nicht erst zu machen ist.

Es soll für mich keinen Menschen geben, vor dem ich Ekel oder Hass habe.

Meine *stärkste* Eigenschaft ist die Selbstüberwindung. Aber ich habe sie auch am meisten nöthig, — ich bin immer am Abgrunde.

So wie ich vom Leben und der Welt denke: sitze ich gleichsam inmitten eines *tragischen Hausraths*, und wohin ich blicke, sind Anreizungen, Tragödien zu dichten — ja kaum kann ich verhindern, dass diese heimlichen leidenschaftlichen Mücken nicht selber Tragödie spielen und mich in ihr Spiel hineinlocken: ein solcher Drang ist um mich jetzt.

Mit meinen halbblinden und arbeitsscheuen Augen gehe ich jetzt die Wege am liebsten, wo meine Füsse nicht mehr zu denken brauchen, — ich kann und mag nicht mehr im Gebirge und in schlecht gepflegten Kleinstädten wohnen, wo Leben *und Stolpern* zusammengehört.

Dazu sehe ich schlecht und meine Phantasie ist (im Traum und im Wachen) an manches gewöhnt und hält manches für möglich, was anderen nicht immer bereit sein würde. — Ich fliege im Traum, ich weiss, dass es mein Vorrecht ist,

ich erinnere mich darin nicht eines Zustandes, wo ich nicht zu fliegen vermöchte. Jede Art von Bogen und Winkeln mit einem leichten Impuls auszuführen, eine fliegende Mathematik — das ist ein so eignes Glück, dass es gewiss bei mir die Grundempfindung des Glücks auf die Dauer durchtränkt hat. Wenn es mir ganz wohl zu Muthe werden will, bin ich immer in einem solchen freien Schweben, nach Oben, nach Unten, willkürlich, ohne *Spannung* das Eine und ohne Herablassung und *Erniedrigung* das Andere. „Aufschwung" — so wie viele *dies* beschreiben, ist mir zu muskelhaft und gewaltsam. — Ich verstehe die Korybanten und selbst das dionysische Wesen am besten als Versuche von ungeflügelten Thieren, sich Flügel einzubilden und sich über die Erde zu heben. Lärm gewaltsamster Bewegung wie ein ungeheures Flügelschlagen — es wirkt zuletzt fast, als ob sie in der Höhe wären.

Ich gehe immer noch allem Leuchtenden nach — und du legst die Hand über die Augen, wenn du aussiehst.

Ich stehe still, ich bin auf einmal müde. Voran, scheint es, geht es abwärts, blitzschnell, ringsum Abgrund — ich mag nicht hinsehen. Hinter mir ragt das Gebirge. Ich greife zitternd nach einem Halt. Wie? ist alles um mich plötzlich zum Gestein und Absturz geworden? Hier das Gesträuch — es zerbricht in meiner Hand, und vergilbte Blätter und ärmliche Würzelchen rieseln abwärts. Mich schaudert und ich schliesse das Auge. — Wo bin ich? Ich sehe in eine purpurne Nacht, sie zieht mich an sich und winkt mir. Wie ist mir doch? Was geschah, dass die Stimme dir plötzlich versagt und du dich wie verschüttet fühlst unter einer Last

trunkener und undurchsichtiger Gefühle? Woran leidest du jetzt! — *ja leiden* — das ist das rechte Wort! — Welcher Wurm biss dir in's Herz?

Unglückseliger! Du hast nun auch das Leben des Einsamen, Freien durchschaut: und wieder, wie ehedem, hast du dir den Weg dazu eben durch dein Erkennen *verschlossen.*

Ich will alles, was ich verneine, ordnen und das ganze Lied absingen: es giebt keine Vergeltung, keine Weisheit, keine Güte, keine Zwecke, keinen Willen: um zu handeln, musst du an Irrthümer glauben; und du wirst noch nach diesen Irrthümern handeln, wenn du sie als Irrthümer durchschaut hast.

Ich würde an jedem einzelnen meiner Affecte zu Grunde gegangen sein. Ich habe immer einen gegen den anderen gesetzt.

Man hat gut reden von aller Art Immoralität: aber sie aushalten können! Zum Beispiel würde ich ein gebrochenes Wort oder gar einen Mord nicht *aushalten:* — langes oder kürzeres Siechthum und Untergang wäre mein Loos! ganz abgesehen vom Bekanntwerden der Unthat und von der Bestrafung derselben.

Ich muss ein Engel sein, wenn ich leben will: ihr habt nicht so harte Bedingungen!

Aus der vollendeten alten Moralität heraus verlangte mich nach der Selbstsucht.

Er schämte sich seiner Heiligkeit und verkleidete sie.

Es ist vornehm, sich seiner besten Dinge zu schämen, weil wir sie allein haben.

Ah, wie ich der *tragischen Gesichte* und *Worte* satt bin!

Nein, dazu bin ich nicht gemacht, das Gewissen der Menschen noch zu beschweren! Ich will, dass sie ihres Glückes mehr Acht haben, „aller der hundert Quellen, selbst in der Wüste", wie ein deutscher Dichter sagt, — und dass sie selber von ihrem Unglücke, Unvermögen und Untugenden besser denken als bisher, — sie nützen damit ebenfalls, und wahrscheinlich sogar liegen da ihre eignen Lust- und Glücks- und Kraft- und Tugend-Bedingungen.

Zuerst das Nöthige — und dies so schön und vollkommen, als du kannst! „Liebe das, was nothwendig ist" — amor fati, dies wäre meine Moral. Thue ihm alles Gute an und hebe es über seine schreckliche Herkunft hinauf zu dir.

Ich musste Zarathustra, einem *Perser*, die Ehre geben: Perser haben zuerst Geschichte im Ganzen, Grossen *gedacht*. Eine Abfolge von Entwicklungen, jeder präsidirt ein Prophet. Jeder Prophet hat seinen *Hazar*, sein Reich von tausend Jahren.

„Es lebt Niemand, der mich loben dürfte. Und wen dürfte Zarathustra nicht loben!“

Ich suche zu überreden, wo ich befehlen sollte, das will meine schlechte Erziehung. Solch Ueberreden ist nicht besser als Schmeicheln: — hier schmeichelt der Höhere dem Niederen.

Was ich nicht will, dass ihr mir thut, warum sollte ich dies nicht euch thun dürfen? Und wahrlich, Das, was ich euch thun muss, gerade Das könntet ihr mir nicht thun!

Man soll seinen Feind nicht segnen; aber es kommt die die Zeit, wo man keinen Freund mehr hat: und dann segnet man noch, dass man ihm nicht fluchte!

Sie lieben mich nicht, — ist das ein Grund, sie nicht zu segnen?

Du vergiebst heute, was man an dir that. Aber du hast es noch gar nicht erlebt: nach einem halben Jahre wirst du es nie mehr vergeben und vergessen.

Nicht diesen Menschen, den ich liebte, verwarf ich, sondern Das, um dessentwillen ich ihn liebte, verwarf ich.

Die Krankheiten der Sonne erlebe ich, der Erdgeborne, als eigne Verfinsterung und der eignen Seele Sündfluth.

Alles an der Welt missfiel mir: am meisten aber missfiel mir mein Missfallen an Allem.

Ihr kommt zu mir, ob ich euch will oder nicht: aber wie ich euch geben *muss*, so *müsst* ihr von mir nehmen, — mich nehmen!

Er ist unerschütterlich, und wenn er klagt, so ist es mehr noch Nachsicht gegen euch und ein Mantel, den er um seine Härte breitet.

Manchen Abschied nahm ich schon, aber ich warf nicht die Thür hinter mir zu; so hörten eure stumpfen Ohren Nichts davon.

„Er war schon in der Unterwelt?“ —

„Gewisslich war er das: war er doch unter uns! Der Mensch, der Mensch allein — ist die Unterwelt!“

Wo ich immer fürchtete, werde ich endlich noch wünschen! Man lernt es zuletzt, seinen Abgrund *lieben*.

Im Leben todt, verborgen, vergraben, versteckt: oh Zarathustra, wie viele Male wirst du noch auferstehn!

Nach einem solchen Anrufe aus der innersten Seele keinen Laut von Antwort zu hören, das ist ein *furchtbares* Erlebniss, an dem der zäheste Mensch zu Grunde gehen kann: es hat mich aus allen Banden mit lebendigen Menschen herausgehoben.

Das psychologische Kunststück dieser Jahre war, über einen furchtbaren Abgrund zu gehen und nicht *hinunter* zu blicken, zu gehen also und nicht zu sehen — kurz, muthig über eine Gefahr weggehen, mit dem Glauben, einer Gefahr entgegenzugehen.

Ehedem suchte man sein *zukünftiges* Heil auf Kosten seines *gegenwärtigen.* So lebt jeder Schaffende in Hinsicht auf sein Werk. Und die grosse Gesinnung will nun, dass in Hinsicht auf die Zukunft der Menschen ich *auf Kosten gegenwärtigen Behagens* lebe.

Wie wollte ich leben, wenn ich nicht *voraus*schaute — über euch hinweg!

Ziel: auf einen Augenblick den Uebermenschen zu *erreichen.* Dafür leide ich Alles!

Ein Stern gieng unter und verschwand — aber sein Licht ist noch unterwegs, und wann wird es aufhören, unterwegs zu sein?

Die Vorreden des Jahres 1886

Zu: Die Geburt der Tragödie
Menschliches, Allzumenschliches I und II
Morgenröthe / Die Fröhliche Wissenschaft

Zur Neu-Auflage der „Geburt der Tragödie“ / 1886

VERSUCH EINER SELBSTKRITIK

1.

Was auch diesem fragwürdigen Buche zu Grunde liegen mag: es muss eine Frage ersten Ranges und Reizes gewesen sein, noch dazu eine tief persönliche Frage, — Zeugniss dafür ist die Zeit, in der es entstand, *trotz* der es entstand, die aufregende Zeit des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Während die Donner der Schlacht von Wörth über Europa weggiengen, sass der Grübler und Räthselfreund, dem die Vaterschaft dieses Buches zu Theil ward, irgendwo in einem Winkel der Alpen, sehr vergrübelt und verräthselt, folglich sehr bekümmert und unbekümmert zugleich, und schrieb seine Gedanken über die *Griechen* nieder, — den Kern des wunderlichen und schlecht zugänglichen Buches, dem diese späte Vorrede (oder Nachrede) gewidmet sein soll. Einige Wochen darauf und er befand sich selbst unter den Mauern von Metz, immer noch nicht losgekommen von den Fragezeichen, die er zur vorgeblichen „Heiterkeit“ der Griechen und der griechischen Kunst gesetzt hatte; bis er endlich, in jenem Monat tiefster Spannung, als man in Versailles über den Frieden berieth, auch mit sich zum Frieden kam und, langsam von einer aus dem Felde heimgebrachten Krankheit

genesend, die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der *Musik*“ letztgültig bei sich feststellte. — Aus der Musik? Musik und Tragödie? Griechen und Tragödien-Musik? Griechen und das Kunstwerk des Pessimismus? Die wohlgerathenste, schönste, bestbeneidete, zum Leben verführendste Art der bisherigen Menschen, die Griechen — wie? gerade sie hatten die Tragödie *nöthig?* Mehr noch — die Kunst? Wozu — griechische Kunst? ....

Man erräth, an welche Stelle hiermit das grosse Fragezeichen vom Werthe des Daseins gesetzt war. Ist Pessimismus *nothwendig* das Zeichen des Niedergangs, Verfalls, des Missrathenseins, der ermüdeten und geschwächten Instinkte? — wie er es bei den Indern war, wie er es, allem Anschein nach, bei uns, den „modernen“ Menschen und Europäern ist? Giebt es einen Pessimismus der *Stärke?* Eine intellektuelle Vorneigung für das Harte, Schauerliche, Böse, Problematische des Daseins aus Wohlsein, aus überströmender Gesundheit, aus *Fülle* des Daseins? Giebt es vielleicht ein Leiden an der Ueberfülle selbst? Eine versucherische Tapferkeit des schärfsten Blicks, die nach dem Furchtbaren *verlangt,* als nach dem Feinde, dem würdigen Feinde, an dem sie ihre Kraft erproben kann? an dem sie lernen will, was „das Fürchten“ ist? Was bedeutet, gerade bei den Griechen der besten, stärksten, tapfersten Zeit, der *tragische* Mythus? Und das ungeheure Phänomen des Dionysischen? Was, aus ihm geboren, die Tragödie? — Und wiederum: das, woran die Tragödie starb, der Sokratismus der Moral, die Dialektik, Genügsamkeit und Heiterkeit des theoretischen Menschen — wie? könnte nicht gerade dieser Sokratismus ein Zeichen des Niedergangs, der Ermüdung, Erkrankung, der anarchisch sich lösenden Instinkte sein? Und die „griechische Heiterkeit“ des späteren Griechenthums nur eine Abendröthe? Der epikurische Wille *gegen* den Pessimismus nur eine Vorsicht des Leidenden? Und

die Wissenschaft selbst, unsere Wissenschaft — ja, was bedeutet überhaupt, als Symptom des Lebens angesehn, alle Wissenschaft? Wozu, schlimmer noch, *woher* — alle Wissenschaft? Wie? Ist Wissenschaftlichkeit vielleicht nur eine Furcht und Ausflucht vor dem Pessimismus? Eine feine Nothwehr gegen — die *Wahrheit?* Und, moralisch geredet, etwas wie Feig- und Falschheit? Unmoralisch geredet, eine Schlauheit? Oh Sokrates, Sokrates, war das vielleicht *dein* Geheimniss? Oh geheimnissvoller Ironiker, war dies vielleicht deine — Ironie? — —

2.

Was ich damals zu fassen bekam, etwas Furchtbares und Gefährliches, ein Problem mit Hörnern, nicht nothwendig gerade ein Stier, jedenfalls ein *neues* Problem: heute würde ich sagen, dass es das *Problem der Wissenschaft* selbst war — Wissenschaft zum ersten Male als problematisch, als fragwürdig gefasst. Aber das Buch, in dem mein jugendlicher Muth und Argwohn sich damals ausliess — was für ein *unmögliches* Buch musste aus einer so jugendwidrigen Aufgabe erwachsen! Aufgebaut aus lauter vorzeitigen übergrünen Selbsterlebnissen, welche alle hart an der Schwelle des Mittheilbaren lagen, hingestellt auf den Boden der *Kunst* — denn das Problem der Wissenschaft kann nicht auf dem Boden der Wissenschaft erkannt werden —, ein Buch vielleicht für Künstler mit dem Nebenhange analytischer und retrospektiver Fähigkeiten (das heisst für eine Ausnahme-Art von Künstlern, nach denen man suchen muss und nicht einmal suchen möchte ...), voller psychologischer Neuerungen und Artisten-Heimlichkeiten, mit einer Artisten-Metaphysik im Hintergrunde, ein Jugendwerk voller Jugendmuth und Jugend-Schwermuth, unabhängig, trotzig-selbstständig auch noch, wo es sich einer Autorität und eignen Verehrung zu beugen

scheint, kurz ein Erstlingswerk auch in jedem schlimmen Sinne des Wortes, trotz seines greisenhaften Problems mit jedem Fehler der Jugend behaftet, vor allem mit ihrem „Viel zu lang", ihrem „Sturm und Drang": andererseits, in Hinsicht auf den Erfolg, den es hatte (in Sonderheit bei dem grossen Künstler, an den es sich wie zu einem Zwiegespräch wendete, bei Richard Wagner) ein *bewiesenes* Buch, ich meine ein solches, das jedenfalls „den Besten seiner Zeit" genug gethan hat. Darauf hin sollte es schon mit einiger Rücksicht und Schweigsamkeit behandelt werden; trotzdem will ich nicht gänzlich unterdrücken, wie unangenehm es mir jetzt erscheint, wie fremd es jetzt nach sechzehn Jahren vor mir steht, — vor einem älteren, hundert Mal verwöhnteren, aber keineswegs kälter gewordenen Auge, das auch jener Aufgabe selbst nicht fremder wurde, an welche sich jenes verwegene Buch zum ersten Male herangewagt hat, — *die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehn, die Kunst aber unter der des Lebens* . . . .

3.

Nochmals gesagt, heute ist es mir ein unmögliches Buch, — ich heisse es schlecht geschrieben, schwerfällig, peinlich, bilderwüthig und bilderwirrig, gefühlsam, hier und da verzuckert bis zum Femininischen, ungleich im Tempo, ohne Willen zur logischen Sauberkeit, sehr überzeugt und deshalb des Beweisens sich überhebend, misstrauisch selbst gegen die *Schicklichkeit* des Beweisens, als Buch für Eingeweihte, als „Musik" für Solche, die auf Musik getauft, die auf gemeinsame und seltne Kunst-Erfahrungen hin von Anfang der Dinge an verbunden sind, als Erkennungszeichen für Blutsverwandte in artibus, — ein hochmüthiges und schwärmerisches Buch, das sich gegen das profanum vulgus der „Gebildeten" von vornherein noch mehr als gegen das

„Volk“ abschliesst, welches aber, wie seine Wirkung bewies und beweist, sich gut genug auch darauf verstehen muss, sich seine Mitschwärmer zu suchen und sie auf neue Schleichwege und Tanzplätze zu locken. Hier redete jedenfalls — das gestand man sich mit Neugierde ebenso als mit Abneigung ein — eine *fremde* Stimme, der Jünger eines noch „unbekannten Gottes“, der sich einstweilen unter die Kapuze des Gelehrten, unter die Schwere und dialektische Unlustigkeit des Deutschen, selbst unter die schlechten Manieren des Wagnerianers versteckt hat; hier war ein Geist mit fremden, noch namenlosen Bedürfnissen, ein Gedächtniss strotzend von Fragen, Erfahrungen, Verborgenheiten, welchen der Name Dionysos wie ein Fragezeichen mehr beigeschrieben war; hier sprach — so sagte man sich mit Argwohn — etwas wie eine mystische und beinahe mänadische Seele, die mit Mühsal und willkürlich, fast unschlüssig darüber, ob sie sich mittheilen oder verbergen wolle, gleichsam in einer fremden Zunge stammelt. Sie hätte *singen* sollen, diese „neue Seele“ — und nicht reden! Wie schade, dass ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt! Oder mindestens als Philologe: — bleibt doch auch heute noch für den Philologen auf diesem Gebiete beinahe Alles zu entdecken und auszugraben! Vor allem das Problem, *dass* hier ein Problem vorliegt, — und dass die Griechen, so lange wir keine Antwort auf die Frage „was ist dionysisch?“ haben, nach wie vor gänzlich unerkannt und unvorstellbar sind ...

4.

Ja, was ist dionysisch? — In diesem Buche steht eine Antwort darauf, — ein „Wissender“ redet da, der Eingeweihte und Jünger seines Gottes. Vielleicht würde ich

jetzt vorsichtiger und weniger beredt von einer so schweren psychologischen Frage reden, wie sie der Ursprung der Tragödie bei den Griechen ist. Eine Grundfrage ist das Verhältniss des Griechen zum Schmerz, sein Grad von Sensibilität, — blieb dies Verhältniss sich gleich? oder drehte es sich um? — jene Frage, ob wirklich sein immer stärkeres *Verlangen nach Schönheit,* nach Festen, Lustbarkeiten, neuen Culten, aus Mangel, aus Entbehrung, aus Melancholie, aus Schmerz erwachsen ist? Gesetzt nämlich, gerade dies wäre wahr — und Perikles (oder Thukydides) giebt es uns in der grossen Leichenrede zu verstehen —: woher müsste dann das entgegengesetzte Verlangen, das der Zeit nach früher hervortrat, stammen, das *Verlangen nach dem Hässlichen,* der gute strenge Wille des älteren Hellenen zum Pessimismus, zum tragischen Mythus, zum Bilde alles Furchtbaren, Bösen, Räthselhaften, Vernichtenden, Verhängnissvollen auf dem Grunde des Daseins, — woher müsste dann die Tragödie stammen? Vielleicht aus der *Lust,* aus der Kraft, aus überströmender Gesundheit, aus übergrosser Fülle? Und welche Bedeutung hat dann, physiologisch gefragt, jener Wahnsinn, aus dem die tragische wie die komische Kunst erwuchs, der dionysische Wahnsinn? Wie? Ist Wahnsinn vielleicht nicht nothwendig das Symptom der Entartung, des Niedergangs, der überspäten Cultur? Giebt es vielleicht — eine Frage für Irrenärzte — Neurosen der *Gesundheit?* der Volks-Jugend und -Jugendlichkeit? Worauf weist jene Synthesis von Gott und Bock im Satyr? Aus welchem Selbsterlebniss, auf welchen Drang hin musste sich der Grieche den dionysischen Schwärmer und Urmenschen als Satyr denken? Und was den Ursprung des tragischen Chors betrifft: gab es in jenen Jahrhunderten, wo der griechische Leib blühte, die griechische Seele von Leben überschäumte, vielleicht endemische Entzückungen? Visionen und Hallucinationen, welche sich ganzen

Gemeinden, ganzen Cultversammlungen mittheilten? Wie? wenn die Griechen, gerade im Reichthum ihrer Jugend, den Willen *zum* Tragischen hatten und Pessimisten waren? wenn es gerade der Wahnsinn war, um ein Wort Plato's zu gebrauchen, der die *grössten* Segnungen über Hellas gebracht hat? Und wenn, andererseits und umgekehrt, die Griechen gerade in den Zeiten ihrer Auflösung und Schwäche immer optimistischer, oberflächlicher, schauspielerischer, auch nach Logik und Logisirung der Welt brünstiger, also zugleich „heiterer" und „wissenschaftlicher" wurden? Wie? könnte vielleicht, allen „modernen Ideen" und Vorurtheilen des demokratischen Geschmacks zum Trotz, der Sieg des *Optimismus*, die vorherrschend gewordene *Vernünftigkeit*, der praktische und theoretische *Utilitarismus*, gleich der Demokratie selbst, mit der er gleichzeitig ist, — ein Symptom der absinkenden Kraft, des nahenden Alters, der physiologischen Ermüdung sein? Und gerade *nicht* — der Pessimismus? War Epikur ein Optimist — gerade als *Leidender?* — — Man sieht, es ist ein ganzes Bündel schwerer Fragen, mit dem sich dieses Buch belastet hat, — fügen wir seine schwerste Frage noch hinzu! Was bedeutet, unter der Optik des *Lebens* gesehn, — die Moral? ...

5.

Bereits im Vorwort an Richard Wagner wird die Kunst — und *nicht* die Moral — als die eigentlich *metaphysische* Thätigkeit des Menschen hingestellt; im Buche selbst kehrt der anzügliche Satz mehrfach wieder, dass nur als ästhetisches Phänomen das Dasein der Welt *gerechtfertigt* ist. In der That, das ganze Buch kennt nur einen Künstler-Sinn und -Hintersinn hinter allem Geschehen, — einen „Gott", wenn man will, aber gewiss nur einen gänzlich unbedenklichen und

unmoralischen Künstler-Gott, — der im Bauen wie im Zerstören, im Guten wie im Schlimmen, seiner gleichen Lust und Selbstherrlichkeit inne werden will, der sich, Welten schaffend, von der *Noth* der Fülle und *Ueberfülle,* vom *Leiden* der in ihm gedrängten Gegensätze löst. Die Welt, in jedem Augenblicke die *erreichte* Erlösung Gottes, als die ewig wechselnde, ewig neue Vision des Leidendsten, Gegensätzlichsten, Widerspruchreichsten, der nur im *Scheine* sich zu erlösen weiss: diese ganze Artisten-Metaphysik mag man willkürlich, müssig, phantastisch nennen —, das Wesentliche daran ist, dass sie bereits einen Geist verräth, der sich einmal auf jede Gefahr hin gegen die *moralische* Ausdeutung und Bedeutsamkeit des Daseins zur Wehre setzen wird. Hier kündigt sich, vielleicht zum ersten Male, ein Pessimismus „jenseits von Gut und Böse" an, hier kommt jene „Perversität der Gesinnung" zu Wort und Formel, gegen welche Schopenhauer nicht müde geworden ist, im Voraus seine zornigsten Flüche und Donnerkeile zu schleudern, — eine Philosophie, welche es wagt, die Moral selbst in die Welt der Erscheinung zu setzen, herabzusetzen und nicht nur unter die „Erscheinungen" (im Sinne des idealistischen terminus technicus), sondern unter die „Täuschungen", als Schein, Wahn, Irrthum, Ausdeutung, Zurechtmachung, Kunst. Vielleicht lässt sich die Tiefe dieses *widermoralischen* Hanges am besten aus dem behutsamen und feindseligen Schweigen ermessen, mit dem in dem ganzen Buche das Christenthum behandelt ist, — das Christenthum als die ausschweifendste Durchfigurirung des moralischen Thema's welche die Menschheit bisher anzuhören bekommen hat. In Wahrheit, es giebt zu der rein ästhetischen Weltauslegung und Welt-Rechtfertigung, wie sie in diesem Buche gelehrt wird, keinen grösseren Gegensatz als die christliche Lehre, welche *nur* moralisch ist und sein will und mit ihren absoluten Maassen,

zum Beispiel schon mit ihrer Wahrhaftigkeit Gottes, die Kunst, *jede* Kunst in's Reich der *Lüge* verweist, — das heisst verneint, verdammt, verurtheilt. Hinter einer derartigen Denk- und Werthungsweise, welche kunstfeindlich sein muss, so lange sie irgendwie ächt ist, empfand ich von jeher auch das *Lebensfeindliche*, den ingrimmigen rachsüchtigen Widerwillen gegen das Leben selbst: denn alles Leben ruht auf Schein, Kunst, Täuschung, Optik, Nothwendigkeit des Perspektivischen und des Irrthums. Christenthum war von Anfang an, wesentlich und gründlich, Ekel und Ueberdruss des Lebens am Leben, welcher sich unter dem Glauben an ein „anderes" oder „besseres" Leben nur verkleidete, nur versteckte, nur aufputzte. Der Hass auf die „Welt", der Fluch auf die Affekte, die Furcht vor der Schönheit und Sinnlichkeit, ein Jenseits, erfunden, um das Diesseits besser zu verleumden, im Grunde ein Verlangen in's Nichts, an's Ende, in's Ausruhen, hin zum „Sabbat der Sabbate" — dies Alles dünkte mich, ebenso wie der unbedingte Wille des Christenthums, *nur* moralische Werthe gelten zu lassen, immer wie die gefährlichste und unheimlichste Form aller möglichen Formen eines „Willens zum Untergang", zum Mindesten ein Zeichen tiefster Erkrankung, Müdigkeit, Missmuthigkeit, Erschöpfung, Verarmung an Leben, — denn vor der Moral (in Sonderheit christlichen, das heisst unbedingten Moral) *muss* das Leben beständig und unvermeidlich Unrecht bekommen, weil Leben etwas essentiell Unmoralisches *ist*, — *muss* endlich das Leben, erdrückt unter dem Gewichte der Verachtung und des ewigen Nein's, als begehrens-unwürdig, als unwerth an sich empfunden werden. Moral selbst — wie? sollte Moral nicht ein „Wille zur Verneinung des Lebens", ein heimlicher Instinkt der Vernichtung, ein Verfalls-, Verkleinerungs-, Verleumdungsprincip, ein Anfang vom Ende sein? Und, folglich, die Gefahr der Gefahren? ... *Gegen* die Moral also kehrte sich damals, mit

diesem fragwürdigen Buche, mein Instinkt, als ein fürsprechender Instinkt des Lebens, und erfand sich eine grundsätzliche Gegenlehre und Gegenwerthung des Lebens, eine rein artistische, eine *antichristliche.* Wie sie nennen? Als Philologe und Mensch der Worte taufte ich sie, nicht ohne einige Freiheit — denn wer wüsste den rechten Namen des Antichrist? — auf den Namen eines griechischen Gottes: ich hiess sie die *dionysische.* —

6.

Man versteht, an welche Aufgabe ich bereits mit diesem Buche zu rühren wagte? ... Wie sehr bedauere ich es jetzt, dass ich damals noch nicht den Muth (oder die Unbescheidenheit?) hatte, um mir in jedem Betrachte für so eigne Anschauungen und Wagnisse auch eine *eigne Sprache* zu erlauben, — dass ich mühselig mit Schopenhauerischen und Kantischen Formeln fremde und neue Werthschätzungen auszudrücken suchte, welche dem Geiste Kantens und Schopenhauers, ebenso wie ihrem Geschmacke, von Grund aus entgegen giengen! Wie dachte doch Schopenhauer über die Tragödie? „Was allem Tragischen den eigenthümlichen Schwung zur Erhebung giebt — sagt er, Welt als Wille und Vorstellung II, 495 — ist das Aufgehen der Erkenntniss, dass die Welt, das Leben kein rechtes Genügen geben könne, mithin unsrer Anhänglichkeit *nicht werth* sei: darin besteht der tragische Geist —, er leitet demnach zur *Resignation* hin". Oh wie anders redete Dionysos zu mir! Oh wie ferne war mir damals gerade dieser ganze Resignationismus! — Aber es giebt etwas viel Schlimmeres an dem Buche, das ich jetzt noch mehr bedauere, als mit Schopenhauerischen Formeln dionysische Ahnungen verdunkelt und verdorben zu haben: dass ich mir nämlich überhaupt das grandiose *griechische Problem,* wie mir es aufgegangen war, durch Einmischung der modernsten

Dinge *verdarb!* Dass ich Hoffnungen anknüpfte, wo Nichts zu hoffen war, wo Alles allzudeutlich auf ein Ende hinwies! Dass ich, auf Grund der deutschen letzten Musik, vom „deutschen Wesen" zu fabeln begann, wie als ob es eben im Begriff sei, sich selbst zu entdecken und wiederzufinden — und das zu einer Zeit, wo der deutsche Geist, der nicht vor Langem noch den Willen zur Herrschaft über Europa, die Kraft zur Führung Europa's gehabt hatte, eben letztwillig und endgültig *abdankte* und, unter dem pomphaften Vorwande einer Reichs-Begründung, seinen Uebergang zur Vermittelmässigung, zur Demokratie und den „modernen Ideen" machte! In der That, inzwischen lernte ich hoffnungslos und schonungslos genug von diesem „deutschen Wesen" denken, insgleichen von der jetzigen *deutschen Musik,* als welche Romantik durch und durch ist und die ungriechischste aller möglichen Kunstformen: überdies aber eine Nervenverderberin ersten Ranges, doppelt gefährlich bei einem Volke, das den Trunk liebt und die Unklarheit als Tugend ehrt, nämlich in ihrer doppelten Eigenschaft als berauschendes und zugleich *benebelndes* Narkotikum. — Abseits freilich von allen übereilten Hoffnungen und fehlerhaften Nutzanwendungen auf Gegenwärtigstes, mit denen ich mir damals mein erstes Buch verdarb, bleibt das grosse dionysische Fragezeichen, wie es darin gesetzt ist, auch in Betreff der Musik, fort und fort bestehn: wie müsste eine Musik beschaffen sein, welche nicht mehr romantischen Ursprungs wäre, gleich der deutschen, — sondern *dionysischen?* . . .

7.

— Aber, mein Herr, was in aller Welt ist Romantik, wenn nicht *Ihr* Buch Romantik ist? Lässt sich der tiefe Hass gegen „Jetztzeit", „Wirklichkeit" und „moderne Ideen" weiter treiben, als es in Ihrer Artisten-Metaphysik geschehen ist? —

welche lieber noch an das Nichts, lieber noch an den Teufel als an das „Jetzt“ glaubt? Brummt nicht ein Grundbass von Zorn und Vernichtungslust unter aller Ihrer contrapunktischen Stimmen-Kunst und Ohren-Verführerei hinweg, eine wüthende Entschlossenheit gegen Alles, was „jetzt“ ist, ein Wille, welcher nicht gar zu ferne vom praktischen Nihilismus ist und zu sagen scheint „lieber mag Nichts wahr sein, als dass *ihr* Recht hättet, als dass *eure* Wahrheit Recht behielte!“ Hören Sie selbst, mein Herr Pessimist und Kunstvergöttlicher, mit aufgeschlossnerem Ohre eine einzige ausgewählte Stelle Ihres Buches an, jene nicht unberedte Drachentödter-Stelle, welche für junge Ohren und Herzen verfänglich-rattenfängerisch klingen mag: wie? ist das nicht das ächte rechte Romantiker-Bekenntniss von 1830, unter der Maske des Pessimismus von 1850? hinter dem auch schon das übliche Romantiker-Finale präludirt, — Bruch, Zusammenbruch, Rückkehr und Niedersturz vor einem alten Glauben, vor *dem* alten Gotte . . . Wie? ist Ihr Pessimisten-Buch nicht selbst ein Stück Antigriechenthum und Romantik, selbst etwas „ebenso Berauschendes als Benebelndes“, ein Narkotikum jedenfalls, ein Stück Musik sogar, *deutscher* Musik? Aber man höre:

„Denken wir uns eine heranwachsende Generation
„mit dieser Unerschrockenheit des Blicks, mit diesem
„heroischen Zug in's Ungeheure, denken wir uns
„den kühnen Schritt dieser Drachentödter, die stolze
„Verwegenheit, mit der sie allen den Schwächlich-
„keitsdoktrinen des Optimismus den Rücken kehren,
„um im Ganzen und Vollen „resolut zu leben“:
„*sollte es nicht nöthig sein,* dass der tragische Mensch
„dieser Cultur, bei seiner Selbsterziehung zum Ernst
„und zum Schrecken, eine neue Kunst, *die Kunst*
„*des metaphysischen Trostes,* die Tragödie als die ihm

„zugehörige Helena begehren und mit Faust aus-
„rufen muss:

„Und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
„In's Leben ziehn die einzigste Gestalt?"

„Sollte es nicht *nöthig* sein?" ... Nein, drei Mal nein! ihr jungen Romantiker: es sollte *nicht* nöthig sein! Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass es so *endet*, dass *ihr* so endet, nämlich „getröstet", wie geschrieben steht, trotz aller Selbsterziehung zum Ernst und zum Schrecken, „metaphysisch getröstet", kurz, wie Romantiker enden, *christlich* ..... Nein! Ihr solltet vorerst die Kunst des *diesseitigen* Trostes lernen, — ihr solltet *lachen* lernen, meine jungen Freunde, wenn anders ihr durchaus Pessimisten bleiben wollt; vielleicht dass ihr darauf hin, als Lachende, irgendwann einmal alle metaphysische Trösterei zum Teufel schickt — und die Metaphysik voran! Oder, um es in der Sprache jenes dionysischen Unholds zu sagen, der Zarathustra heisst:

„Erhebt eure Herzen, meine Brüder, hoch, höher! Und vergesst mir auch die Beine nicht! Erhebt auch eure Beine, ihr guten Tänzer, und besser noch: ihr steht auch auf dem Kopf!

„Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu.

„Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein Selig-Leichtfertiger: —

„Zarathustra der Wahrsager, Zarathustra der Wahrlacher, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, Einer, der Sprünge und Seitensprünge liebt: ich selber setzte mir diese Krone auf!

„Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: euch, meinen Brüdern, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig: ihr höheren Menschen, *lernt* mir — lachen!“

Also sprach Zarathustra, IV. Theil.

Sils-Maria, Oberengadin,
im August 1886.

Zur Neu-Auflage
von „Menschliches, Allzumenschliches", Band I / 1886

VORREDE

1.

Es ist mir oft genug und immer mit grossem Befremden ausgedrückt worden, dass es etwas Gemeinsames und Auszeichnendes an allen meinen Schriften gäbe, von der „Geburt der Tragödie" an bis zum letzthin veröffentlichten „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft": sie enthielten allesammt, hat man mir gesagt, Schlingen und Netze für unvorsichtige Vögel und beinahe eine beständige unvermerkte Aufforderung zur Umkehrung gewohnter Werthschätzungen und geschätzter Gewohnheiten. Wie? *Alles* nur — menschlich-allzumenschlich? Mit diesem Seufzer komme man aus meinen Schriften heraus, nicht ohne eine Art Scheu und Misstrauen selbst gegen die Moral, ja nicht übel versucht und ermuthigt, einmal den Fürsprecher der schlimmsten Dinge zu machen: wie als ob sie vielleicht nur die bestverleumdeten seien? Man hat meine Schriften eine Schule des Verdachts genannt, noch mehr der Verachtung, glücklicherweise auch des Muthes, ja der Verwegenheit. In der That, ich selbst glaube nicht, dass jemals Jemand mit einem gleich tiefen Verdachte in die Welt gesehn hat, und nicht nur als gelegentlicher Anwalt des Teufels, sondern ebenso sehr, theologisch zu reden, als Feind

und Vorforderer Gottes; und wer etwas von den Folgen erräth, die in jedem tiefen Verdachte liegen, etwas von den Frösten und Aengsten der Vereinsamung, zu denen jede unbedingte *Verschiedenheit des Blicks* den mit ihr Behafteten verurtheilt, wird auch verstehn, wie oft ich zur Erholung von mir, gleichsam zum zeitweiligen Selbstvergessen, irgendwo unterzutreten suchte — in irgend einer Verehrung oder Feindschaft oder Wissenschaftlichkeit oder Leichtfertigkeit oder Dummheit; auch warum ich, wo ich nicht fand, was ich *brauchte,* es mir künstlich erzwingen, zurechtfälschen, zurechtdichten musste — (— und was haben Dichter je Anderes gethan? und wozu wäre alle Kunst in der Welt da?). Was ich aber immer wieder am nöthigsten brauchte, zu meiner Cur und Selbst-Wiederherstellung, das war der Glaube, *nicht* dergestalt einzeln zu sein, einzeln zu *sehn,* — ein zauberhafter Argwohn von Verwandtschaft und Gleichheit in Auge und Begierde, ein Ausruhen im Vertrauen der Freundschaft, eine Blindheit zu Zweien ohne Verdacht und Fragezeichen, ein Genuss an Vordergründen, Oberflächen, Nahem, Nächstem, an Allem, was Farbe, Haut und Scheinbarkeit hat. Vielleicht, dass man mir in diesem Betrachte mancherlei „Kunst", mancherlei feinere Falschmünzerei vorrücken könnte: zum Beispiel, dass ich wissentlich-willentlich die Augen vor Schopenhauer's blindem Willen zur Moral zugemacht hätte, zu einer Zeit, wo ich über Moral schon hellsichtig genug war; insgleichen dass ich mich über Richard Wagner's unheilbare Romantik betrogen hätte, wie als ob sie ein Anfang und nicht ein Ende sei; insgleichen über die Griechen, insgleichen über die Deutschen und ihre Zukunft — und es gäbe vielleicht noch eine ganze lange Liste solcher Insgleichen? — Gesetzt aber, diess Alles wäre wahr und mit gutem Grunde mir vorgerückt, was wisst *ihr* davon, was *könntet* ihr davon wissen, wie viel List der Selbst-Erhaltung,

wie viel Vernunft und höhere Obhut in solchem Selbst-Betruge enthalten ist, — und wie viel Falschheit mir noch *noth thut*, damit ich mir immer wieder den Luxus *meiner* Wahrhaftigkeit gestatten darf? . . . Genug, ich lebe noch; und das Leben ist nun einmal nicht von der Moral ausgedacht: es *will* Täuschung, es *lebt* von der Täuschung .... aber nicht wahr? da beginne ich bereits wieder und thue, was ich immer gethan habe, ich alter Immoralist und Vogelsteller — und rede unmoralisch, aussermoralisch, „jenseits von Gut und Böse"? —

2.

— So habe ich denn einstmals, als ich es nöthig hatte, mir auch die „freien Geister" *erfunden*, denen dieses schwermüthig-muthige Buch mit dem Titel „Menschliches, Allzumenschliches" gewidmet ist: dergleichen „freie Geister" giebt es nicht, gab es nicht, — aber ich hatte sie damals, wie gesagt, zur Gesellschaft nöthig, um guter Dinge zu bleiben inmitten schlimmer Dinge (Krankheit, Vereinsamung, Fremde, acedia, Unthätigkeit): als tapfere Gesellen und Gespenster, mit denen man schwätzt und lacht, wenn man Lust hat zu schwätzen und zu lachen, und die man zum Teufel schickt, wenn sie langweilig werden, — als ein Schadenersatz für mangelnde Freunde. Dass es dergleichen freie Geister einmal geben *könnte*, dass unser Europa unter seinen Söhnen von Morgen und Uebermorgen solche muntere und verwegene Gesellen haben *wird*, leibhaft und handgreiflich und nicht nur, wie in meinem Falle, als Schemen und Einsiedler-Schattenspiel: daran möchte *ich* am wenigsten zweifeln. Ich sehe sie bereits *kommen*, langsam, langsam; und vielleicht thue ich etwas, um ihr Kommen zu beschleunigen, wenn ich zum Voraus beschreibe, unter welchen Schicksalen ich sie entstehn, auf welchen Wegen ich sie kommen *sehe*? — —

3.

Man darf vermuthen, dass ein Geist, in dem der Typus „freier Geist“ einmal bis zur Vollkommenheit reif und süss werden soll, sein entscheidendes Ereigniss in einer *grossen Loslösung* gehabt hat, und dass er vorher um so mehr ein gebundener Geist war und für immer an seine Ecke und Säule gefesselt schien. Was bindet am festesten? welche Stricke sind beinahe unzerreissbar? Bei Menschen einer hohen und ausgesuchten Art werden es die Pflichten sein: jene Ehrfurcht, wie sie der Jugend eignet, jene Scheu und Zartheit vor allem Altverehrten und Würdigen, jene Dankbarkeit für den Boden, aus dem sie wuchsen, für die Hand, die sie führte, für das Heiligthum, wo sie anbeten lernten, — ihre höchsten Augenblicke selbst werden sie am festesten binden, am dauerndsten verpflichten. Die grosse Loslösung kommt für solchermaassen Gebundene plötzlich, wie ein Erdstoss: die junge Seele wird mit Einem Male erschüttert, losgerissen, herausgerissen, — sie selbst versteht nicht, was sich begiebt. Ein Antrieb und Andrang waltet und wird über sie Herr wie ein Befehl; ein Wille und Wunsch erwacht, fortzugehn, irgend wohin, um jeden Preis; eine heftige gefährliche Neugierde nach einer unentdeckten Welt flammt und flackert in allen ihren Sinnen. „Lieber sterben als *hier* leben“ — so klingt die gebieterische Stimme und Verführung: und diess „hier“, diess „zu Hause“ ist Alles, was sie bis dahin geliebt hatte! Ein plötzlicher Schrecken und Argwohn gegen Das, was sie liebte, ein Blitz von Verachtung gegen Das, was ihr „Pflicht“ hiess, ein aufrührerisches willkürliches vulcanisch stossendes Verlangen nach Wanderschaft, Fremde, Entfremdung, Erkältung, Ernüchterung, Vereisung, ein Hass auf die Liebe, vielleicht ein tempelschänderischer Griff und Blick *rückwärts*, dorthin, wo sie bis dahin anbetete und liebte, vielleicht eine Gluth der Scham über das, was sie

eben that, und ein Frohlocken zugleich, *dass* sie es that, ein trunkenes inneres frohlockendes Schaudern, in dem sich ein Sieg verräth — ein Sieg? — über was? über wen? ein räthselhafter fragenreicher fragwürdiger Sieg, aber der *erste* Sieg immerhin: — dergleichen Schlimmes und Schmerzliches gehört zur Geschichte der grossen Loslösung. Sie ist eine Krankheit zugleich, die den Menschen zerstören kann, dieser erste Ausbruch von Kraft und Willen zur Selbst-Bestimmung, Selbst-Werthsetzung, dieser Wille zum *freien* Willen: und wie viel Krankheit drückt sich an den wilden Versuchen und Seltsamkeiten aus, mit denen der Befreite, Losgelöste sich nunmehr seine Herrschaft über die Dinge zu beweisen sucht! Er schweift grausam umher, mit einer unbefriedigten Lüsternheit; was er erbeutet, muss die gefährliche Spannung seines Stolzes abbüssen; er zerreisst, was ihn reizt. Mit einem bösen Lachen dreht er um, was er verhüllt, durch irgend eine Scham geschont findet: er versucht, wie diese Dinge aussehn, *wenn* man sie umkehrt. Es ist Willkür und Lust an der Willkür darin, wenn er vielleicht nun seine Gunst dem zuwendet, was bisher in schlechtem Rufe stand, — wenn er neugierig und versucherisch um das Verbotenste schleicht. Im Hintergrunde seines Treibens und Schweifens — denn er ist unruhig und ziellos unterwegs wie in einer Wüste — steht das Fragezeichen einer immer gefährlicheren Neugierde. „Kann man nicht *alle* Werthe umdrehn? und ist Gut vielleicht Böse? und Gott nur eine Erfindung und Feinheit des Teufels? Ist Alles vielleicht im letzten Grunde falsch? Und wenn wir Betrogene sind, sind wir nicht ebendadurch auch Betrüger? *müssen* wir nicht auch Betrüger sein?“ — solche Gedanken führen und verführen ihn, immer weiter fort, immer weiter ab. Die Einsamkeit umringt und umringelt ihn, immer drohender, würgender, herzzuschnürender, jene furchtbare Göttin und mater saeva cupidinum — aber wer weiss es heute, was *Einsamkeit* ist? . . .

4.

Von dieser krankhaften Vereinsamung, von der Wüste solcher Versuchs-Jahre ist der Weg noch weit bis zu jener ungeheuren überströmenden Sicherheit und Gesundheit, welche der Krankheit selbst nicht entrathen mag, als eines Mittels und Angelhakens der Erkenntniss, bis zu jener *reifen* Freiheit des Geistes, welche ebensosehr Selbstbeherrschung und Zucht des Herzens ist und die Wege zu vielen und entgegengesetzten Denkweisen erlaubt —, bis zu jener inneren Umfänglichkeit und Verwöhnung des Ueberreichthums, welche die Gefahr ausschliesst, dass der Geist sich etwa selbst in die eignen Wege verlöre und verliebte und in irgend einem Winkel berauscht sitzen bliebe, bis zu jenem Ueberschuss an plastischen ausheilenden nachbildenden und wiederherstellenden Kräften, welcher eben das Zeichen der *grossen* Gesundheit ist, jener Ueberschuss, der dem freien Geiste das gefährliche Vorrecht giebt, *auf den Versuch* hin leben und sich dem Abenteuer anbieten zu dürfen: das Meisterschafts-Vorrecht des freien Geistes! Dazwischen mögen lange Jahre der Genesung liegen, Jahre voll vielfarbiger schmerzlich-zauberhafter Wandlungen, beherrscht und am Zügel geführt durch einen zähen *Willen zur Gesundheit,* der sich oft schon als Gesundheit zu kleiden und zu verkleiden wagt. Es giebt einen mittleren Zustand darin, dessen ein Mensch solchen Schicksals später nicht ohne Rührung eingedenk ist: ein blasses feines Licht und Sonnenglück ist ihm zu eigen, ein Gefühl von Vogel-Freiheit, Vogel-Umblick, Vogel-Uebermuth, etwas Drittes, in dem sich Neugierde und zarte Verachtung gebunden haben. Ein „freier Geist" — diess kühle Wort thut in jenem Zustande wohl, es wärmt beinahe. Man lebt, nicht mehr in den Fesseln von Liebe und Hass, ohne Ja, ohne Nein, freiwillig nahe, freiwillig ferne, am liebsten entschlüpfend, ausweichend, fortflatternd, wieder weg, wieder

empor fliegend; man ist verwöhnt, wie Jeder, der einmal ein ungeheures Vielerlei *unter* sich gesehn hat, — und man ward zum Gegenstück Derer, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehn. In der That, den freien Geist gehen nunmehr lauter Dinge an — und wie viele Dinge! —, welche ihn nicht mehr *bekümmern* . . .

5.

Ein Schritt weiter in der Genesung: und der freie Geist nähert sich wieder dem Leben, langsam freilich, fast widerspänstig, fast misstrauisch. Es wird wieder wärmer um ihn, gelber gleichsam; Gefühl und Mitgefühl bekommen Tiefe, Thauwinde aller Art gehen über ihn weg. Fast ist ihm zu Muthe, als ob ihm jetzt erst die Augen für das *Nahe* aufgiengen. Er ist verwundert und sitzt *stille:* wo *war* er doch? Diese nahen und nächsten Dinge: wie scheinen sie ihm verwandelt! welchen Flaum und Zauber haben sie inzwischen bekommen! Er blickt dankbar zurück, — dankbar seiner Wanderschaft, seiner Härte und Selbstentfremdung, seinen Fernblicken und Vogelflügen in kalte Höhen. Wie gut, dass er nicht wie ein zärtlicher dumpfer Eckensteher immer „zu Hause", immer „bei sich" geblieben ist! Er war *ausser* sich: es ist kein Zweifel. Jetzt erst sieht er sich selbst —, und welche Ueberraschungen findet er dabei! Welche unerprobten Schauder! Welches Glück noch in der Müdigkeit, der alten Krankheit, den Rückfällen des Genesenden! Wie es ihm gefällt, leidend stillzusitzen, Geduld zu spinnen, in der Sonne zu liegen! Wer versteht sich gleich ihm auf das Glück im Winter, auf die Sonnenflecke an der Mauer! Es sind die dankbarsten Thiere von der Welt, auch die bescheidensten, diese dem Leben wieder halb zugewendeten Genesenden und Eidechsen: — es giebt solche unter ihnen, die keinen Tag

von sich lassen, ohne ihm ein kleines Loblied an den nachschleppenden Saum zu hängen. Und ernstlich geredet: es ist eine gründliche *Cur* gegen allen Pessimismus (den Krebsschaden alter Idealisten und Lügenbolde, wie bekannt —), auf die Art dieser freien Geister krank zu werden, eine gute Weile krank zu bleiben und dann, noch länger, noch länger, gesund, ich meine „gesünder" zu werden. Es ist Weisheit darin, Lebens-Weisheit, sich die Gesundheit selbst lange Zeit nur in kleinen Dosen zu verordnen. —

6.

Um jene Zeit mag es endlich geschehn, unter den plötzlichen Lichtern einer noch ungestümen, noch wechselnden Gesundheit, dass dem freien, immer freieren Geiste sich das Räthsel jener grossen Loslösung zu entschleiern beginnt, welches bis dahin dunkel, fragwürdig, fast unberührbar in seinem Gedächtnisse gewartet hatte. Wenn er sich lange kaum zu fragen wagte „warum so abseits? so allein? Allem entsagend, was ich verehrte? der Verehrung selbst entsagend? warum diese Härte, dieser Argwohn, dieser Hass auf die eigenen Tugenden?" — jetzt wagt und fragt er es laut und hört auch schon etwas wie Antwort darauf. „Du solltest Herr über dich werden, Herr auch über die eigenen Tugenden. Früher waren *sie* deine Herrn; aber sie dürfen nur deine Werkzeuge neben andren Werkzeugen sein. Du solltest Gewalt über dein Für und Wider bekommen und es verstehn lernen, sie aus- und wieder einzuhängen, je nach deinem höheren Zwecke. Du solltest das Perspectivische in jeder Werthschätzung begreifen lernen — die Verschiebung, Verzerrung und scheinbare Teleologie der Horizonte und was Alles zum Perspectivischen gehört; auch das Stück Dummheit in Bezug auf entgegengesetzte Werthe und die

ganze intellectuelle Einbusse, mit der sich jedes Für, jedes Wider bezahlt macht. Du solltest die *nothwendige* Ungerechtigkeit in jedem Für und Wider begreifen lernen, die Ungerechtigkeit als unablösbar vom Leben, das Leben selbst als *bedingt* durch das Perspectivische und seine Ungerechtigkeit. Du solltest vor Allem mit Augen sehn, wo die Ungerechtigkeit immer am grössten ist: dort nämlich, wo das Leben am kleinsten, engsten, dürftigsten, anfänglichsten entwickelt ist und dennoch nicht umhin kann, *sich* als Zweck und Maass der Dinge zu nehmen und seiner Erhaltung zu Liebe das Höhere, Grössere, Reichere heimlich und kleinlich und unablässig anzubröckeln und in Frage zu stellen, — du solltest das Problem der *Rangordnung* mit Augen sehn, und wie Macht und Recht und Umfänglichkeit der Perspective mit einander in die Höhe wachsen. Du solltest" — genug, der freie Geist *weiss* nunmehr, welchem „du sollst" er gehorcht hat, und auch, was er jetzt *kann*, was er jetzt erst — *darf* . . .

7.

Dergestalt giebt der freie Geist in Bezug auf jenes Räthsel von Loslösung sich Antwort und endet damit, indem er seinen Fall verallgemeinert, sich über sein Erlebniss *also* zu entscheiden. „Wie es *mir* ergieng, sagt er sich, muss es Jedem ergehn, in dem eine *Aufgabe* leibhaft werden und „zur Welt kommen" will. Die heimliche Gewalt und Nothwendigkeit dieser Aufgabe wird unter und in seinen einzelnen Schicksalen walten gleich einer unbewussten Schwangerschaft, — lange, bevor er diese Aufgabe selbst in's Auge gefasst hat und ihren Namen weiss. Unsre Bestimmung verfügt über uns, auch wenn wir sie noch nicht kennen; es ist die Zukunft, die unserm Heute die Regel giebt. Gesetzt, dass es *das Problem der Rangordnung* ist, von dem wir sagen

dürfen, dass es *unser* Problem ist, wir freien Geister: jetzt, in dem Mittage unsres Lebens, verstehn wir es erst, was für Vorbereitungen, Umwege, Proben, Versuchungen, Verkleidungen das Problem nöthig hatte, ehe es vor uns aufsteigen *durfte*, und wie wir erst die vielfachsten und widersprechendsten Noth- und Glücksstände an Seele und Leib erfahren mussten, als Abenteurer und Weltumsegler jener inneren Welt, die „Mensch" heisst, als Ausmesser jedes „Höher" und „Uebereinander", das gleichfalls „Mensch" heisst — überallhin dringend, fast ohne Furcht, nichts verschmähend, nichts verlierend, alles auskostend, alles vom Zufälligen reinigend und gleichsam aussiebend — bis wir endlich sagen durften, wir freien Geister: „Hier — ein *neues* Problem! Hier eine lange Leiter, auf deren Sprossen wir selbst gesessen und gestiegen sind, — die wir selbst irgendwann *gewesen* sind! Hier ein Höher, ein Tiefer, ein Unter-uns, eine ungeheure lange Ordnung, eine Rangordnung, die wir *sehen:* hier — *unser* Problem!" — —

8.

— Es wird keinem Psychologen und Zeichendeuter einen Augenblick verborgen bleiben, an welche Stelle der eben geschilderten Entwicklung das vorliegende Buch gehört (oder *gestellt* ist —). Aber wo giebt es heute Psychologen? In Frankreich, gewiss; vielleicht in Russland; sicherlich nicht in Deutschland. Es fehlt nicht an Gründen, wesshalb sich diess die heutigen Deutschen sogar noch zur Ehre anrechnen könnten: schlimm genug für Einen, der in diesem Stücke undeutsch geartet und gerathen ist! Diess *deutsche* Buch, welches in einem weiten Umkreis von Ländern und Völkern seine Leser zu finden gewusst hat — es ist ungefähr zehn Jahr unterwegs — und sich auf irgend welche Musik und Flötenkunst verstehn muss, durch die auch spröde Ausländer-

Ohren zum Horchen verführt werden, — gerade in Deutschland ist diess Buch am nachlässigsten gelesen, am schlechtesten *gehört* worden: woran liegt das? — „Es verlangt zu viel, hat man mir geantwortet, es wendet sich an Menschen ohne die Drangsal grober Pflichten, es will feine und verwöhnte Sinne, es hat Ueberfluss nöthig, Ueberfluss an Zeit, an Helligkeit des Himmels und Herzens, an otium im verwegensten Sinne: — lauter gute Dinge, die wir Deutschen von Heute nicht haben und also auch nicht geben können." — Nach einer so artigen Antwort räth mir meine Philosophie, zu schweigen und nicht mehr weiter zu fragen; zumal man in gewissen Fällen, wie das Sprüchwort andeutet, nur dadurch Philosoph *bleibt*, dass man — schweigt.

Nizza, im Frühling 1886.

Zur Neu-Auflage
von „Menschliches, Allzumenschliches", Band II / 1886

VORREDE

1.

Man soll nur reden, wo man nicht schweigen darf; und nur von Dem reden, was man *überwunden* hat, — alles Andere ist Geschwätz, „Litteratur", Mangel an Zucht. — Meine Schriften reden *nur* von meinen Ueberwindungen: „ich" bin darin, mit allem, was mir feind war, ego ipsissimus, ja sogar, wenn ein stolzerer Ausdruck erlaubt wird, ego ipsissimum. Man erräth: ich habe schon Viel — *unter* mir ... Aber es bedurfte immer erst der Zeit, der Genesung, der Ferne, der Distanz, bis die Lust bei mir sich regte, etwas Erlebtes und Ueberlebtes, irgend ein eigenes Factum oder Fatum nachträglich für die Erkenntniss abzuhäuten, auszubeuten, blosszulegen, „darzustellen" (oder wie man's heissen will). Insofern sind alle meine Schriften, mit einer einzigen, allerdings wesentlichen Ausnahme, *zurück zu datiren* — sie reden immer von einem „Hinter-mir" —: einige sogar, wie die drei ersten Unzeitgemässen Betrachtungen, noch zurück hinter die Entstehungs- und Erlebnisszeit eines vorher herausgegebenen Buches (der „Geburt der Tragödie" im gegebenen Falle: wie es einem feineren Beobachter und Vergleicher nicht verborgen bleiben darf). Jener zornige Ausbruch gegen die Deutschthümelei, Behäbigkeit und Sprach-Verlumpung des alt gewordenen

David Strauss, der Inhalt der ersten Unzeitgemässen, machte Stimmungen Luft, mit denen ich lange vorher, als Student, inmitten deutscher Bildung und Bildungsphilisterei gesessen hatte (ich mache Anspruch auf die Vaterschaft des jetzt viel gebrauchten und missbrauchten Wortes „Bildungsphilister“ —); und was ich gegen die „historische Krankheit“ gesagt habe, das sagte ich als Einer, der von ihr langsam, mühsam genesen lernte und ganz und gar nicht Willens war, fürderhin auf „Historie“ zu verzichten, weil er einstmals an ihr gelitten hatte. Als ich sodann, in der dritten Unzeitgemässen Betrachtung, meine Ehrfurcht vor meinem ersten und einzigen Erzieher, vor dem *grossen* Arthur Schopenhauer zum Ausdruck brachte — ich würde sie jetzt noch viel stärker, auch persönlicher ausdrücken —, war ich für meine eigne Person schon mitten in der moralistischen Skepsis und Auflösung drin, *das heisst ebensosehr in der Kritik als der Vertiefung alles bisherigen Pessimismus* —, und glaubte bereits „an gar nichts mehr“, wie das Volk sagt, auch an Schopenhauer nicht: eben in jener Zeit entstand ein geheim gehaltenes Schriftstück „über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“. Selbst meine Sieges- und Festrede zu Ehren Richard Wagner's, bei Gelegenheit seiner Bayreuther Siegesfeier 1876 — Bayreuth bedeutet den grössten Sieg, den je ein Künstler errungen hat —, ein Werk, welches den stärksten *Anschein* der „Actualität“ an sich trägt, war im Hintergrunde eine Huldigung und Dankbarkeit gegen ein Stück Vergangenheit von mir, gegen die schönste, auch gefährlichste Meeresstille meiner Fahrt . . . und thatsächlich eine Loslösung, ein Abschiednehmen. (Täuschte Richard Wagner sich vielleicht selbst darüber? Ich glaube es nicht. Solange man noch liebt, malt man gewiss keine solchen Bilder; man „betrachtet“ noch nicht, man stellt sich nicht dergestalt in die Ferne, wie es der Betrachtende thun muss. „Zum Betrachten gehört schon

eine geheimnissvolle *Gegnerschaft,* die des Entgegenschauens" — heisst es auf Seite 46 der genannten Schrift selbst [VII, 286], mit einer verrätherischen und schwermüthigen Wendung, welche vielleicht nur für wenige Ohren war.) Die Gelassenheit, um über lange Zwischenjahre innerlichsten Alleinseins und Entbehrens reden zu *können,* kam mir erst mit dem Buche „Menschliches, Allzumenschliches", dem auch diess zweite Für- und Vorwort gewidmet sein soll. Auf ihm, als einem Buche „für freie Geister", liegt Etwas von der beinahe heiteren und neugierigen Kälte des Psychologen, welche eine Menge schmerzlicher Dinge, die er *unter* sich hat, *hinter* sich hat, nachträglich für sich noch feststellt und gleichsam mit irgend einer Nadelspitze fest *sticht:* — was Wunders, wenn, bei einer so spitzen und kitzlichen Arbeit, gelegentlich auch etwas Blut fliesst, wenn der Psychologe Blut dabei an den Fingern und nicht immer nur — an den Fingern hat? . . .

2.

Die Vermischten Meinungen und Sprüche sind, ebenso wie der Wanderer und sein Schatten, zuerst *einzeln* als Fortsetzungen und Anhänge jenes eben genannten menschlich-allzumenschlichen „Buchs für freie Geister" herausgegeben worden: zugleich als Fortsetzung und Verdoppelung einer geistigen Cur, nämlich der *antiromantischen* Selbstbehandlung, wie sie mir mein gesund gebliebener Instinct wider eine zeitweilige Erkrankung an der gefährlichsten Form der Romantik selbst erfunden, selbst verordnet hatte. Möge man sich nunmehr, nach sechs Jahren der Genesung, die gleichen Schriften *vereinigt* gefallen lassen, als zweiten Band von Menschliches, Allzumenschliches: vielleicht lehren sie, zusammen betrachtet, ihre Lehre stärker und deutlicher, — eine *Gesundheitslehre,* welche den geistigeren Naturen des eben heraufkommenden

Geschlechts zur disciplina voluntatis empfohlen sein mag. Aus ihnen redet ein Pessimist, der oft genug aus der Haut gefahren, aber immer wieder in sie hineingefahren ist, ein Pessimist also mit dem guten Willen *zum* Pessimismus, — somit jedenfalls kein Romantiker mehr: wie? sollte ein Geist, der sich auf diese Schlangenklugheit versteht, die *Haut zu wechseln,* nicht den heutigen Pessimisten eine Lection geben dürfen, welche allesammt noch in der Gefahr der Romantik sind? Und ihnen zum Mindesten zeigen, wie man das — *macht?* . . .

3.

— Es war in der That damals die höchste Zeit, *Abschied zu nehmen:* alsbald schon bekam ich den Beweis dafür. Richard Wagner, scheinbar der Siegreichste, in Wahrheit ein morsch gewordener, verzweifelnder Romantiker, sank plötzlich, hilflos und zerbrochen, vor dem christlichen Kreuze nieder . . . Hat denn kein Deutscher für dieses schauerliche Schauspiel damals Augen im Kopfe, Mitgefühl in seinem Gewissen gehabt? War ich der Einzige, der an ihm — litt? Genug, mir selbst gab dies unerwartete Ereigniss wie ein Blitz Klarheit über den Ort, den ich verlassen hatte, — und auch jenen nachträglichen Schrecken, wie ihn Jeder empfindet, der unbewusst durch eine ungeheure Gefahr gelaufen ist. Als ich allein weiter gieng, zitterte ich; nicht lange darauf, und ich war krank, mehr als krank, nämlich müde, aus der unaufhaltsamen Enttäuschung über Alles, was uns modernen Menschen zur Begeisterung übrig blieb, über die allerorts *vergeudete* Kraft, Arbeit, Hoffnung, Jugend, Liebe; müde aus Ekel vor dem Femininischen und Schwärmerisch-Zuchtlosen dieser Romantik, vor der ganzen idealistischen Lügnerei und Gewissens-Verweichlichung, die hier wieder einmal den Sieg über Einen der Tapfersten davongetragen hatte; müde

endlich, und nicht am wenigsten, aus dem Gram eines unerbittlichen Argwohns, — dass ich, nach dieser Enttäuschung, verurtheilt sei, tiefer zu misstrauen, tiefer zu verachten, tiefer allein zu sein als je vorher. Meine *Aufgabe* — wohin war sie? Wie? schien es jetzt nicht, als ob sich meine Aufgabe von mir zurückziehe, als ob ich nun für lange kein Recht mehr auf sie habe? Was thun, um *diese* grösste Entbehrung auszuhalten? — Ich begann damit, dass ich mir gründlich und grundsätzlich alle romantische Musik *verbot*, diese zweideutige, grossthuerische, schwüle Kunst, welche den Geist um seine Strenge und Lustigkeit bringt und jede Art unklarer Sehnsucht, schwammichter Begehrlichkeit wuchern macht. „Cave musicam" ist auch heute noch mein Rath an Alle, die Manns genug sind, um in Dingen des Geistes auf Reinlichkeit zu halten; solche Musik entnervt, erweicht, verweiblicht, ihr „Ewig-Weibliches" zieht *uns* — hinab! ... *Gegen* die romantische Musik wendete sich damals mein erster Argwohn, meine nächste Vorsicht; und wenn ich überhaupt noch Etwas von der Musik hoffte, so war es in der Erwartung, es möchte ein Musiker kommen, kühn, fein, boshaft, südlich, übergesund genug, um an jener Musik auf eine unsterbliche Weise *Rache zu nehmen.* —

4.

Einsam nunmehr und schlimm misstrauisch gegen mich, nahm ich, nicht ohne Ingrimm, dergestalt Partei *gegen* mich und *für* alles, was gerade *mir* wehe that und hart fiel: — so fand ich den Weg zu jenem tapferen Pessimismus wieder, der der Gegensatz aller romantischen Verlogenheit ist, und auch, wie mir heute scheinen will, den Weg zu „mir" selbst, zu *meiner* Aufgabe. Jenes verborgene und herrische Etwas, für das wir lange keinen Namen haben, bis es sich endlich

als unsre *Aufgabe* erweist, — dieser Tyrann in uns nimmt eine schreckliche Wiedervergeltung für jeden Versuch, den wir machen, ihm auszuweichen oder zu entschlüpfen, für jede vorzeitige Bescheidung, für jede Gleichsetzung mit Solchen, zu denen wir nicht gehören, für jede noch so achtbare Thätigkeit, falls sie uns von unsrer Hauptsache ablenkt, ja für jede Tugend selbst, welche uns gegen die Härte der eigensten Verantwortlichkeit schützen möchte. Krankheit ist jedes Mal die Antwort, wenn wir an unsrem Rechte auf *unsre* Aufgabe zweifeln wollen, — wenn wir anfangen, es uns irgendworin leichter zu machen. Sonderbar und furchtbar zugleich! Unsre *Erleichterungen* sind es, die wir am härtesten büssen müssen! Und wollen wir hinterdrein zur Gesundheit zurück, so bleibt uns keine Wahl: wir müssen uns *schwerer* belasten, als wir je vorher belastet waren ...

5.

— Damals lernte ich erst jenes einsiedlerische Reden, auf welches sich nur die Schweigendsten und Leidendsten verstehn: ich redete, ohne Zeugen oder vielmehr gleichgültig gegen Zeugen, um nicht am Schweigen zu leiden, ich sprach von lauter Dingen, die mich nichts angiengen, aber so, als ob sie mich etwas angiengen. Damals lernte ich die Kunst, mich heiter, objektiv, neugierig, vor Allem gesund und boshaft zu *geben*, — und bei einem Kranken ist diess, wie mir scheinen will, sein „guter Geschmack"? Einem feineren Auge und Mitgefühl wird es trotzdem nicht entgehn, was vielleicht den Reiz dieser Schriften ausmacht, — dass hier ein Leidender und Entbehrender redet, wie als ob er *nicht* ein Leidender und Entbehrender sei. Hier *soll* das Gleichgewicht, die Gelassenheit, sogar die Dankbarkeit gegen das Leben aufrecht erhalten werden, hier waltet ein strenger, stolzer, beständig wacher, beständig

reizbarer Wille, der sich die Aufgabe gestellt hat, das Leben *wider* den Schmerz zu vertheidigen und alle Schlüsse abzuknicken, welche aus Schmerz, Enttäuschung, Ueberdruss, Vereinsamung und andrem Moorgrunde gleich giftigen Schwämmen aufzuwachsen pflegen. Diess giebt vielleicht gerade unsern Pessimisten Fingerzeige zur eignen Prüfung? — denn damals war es, wo ich mir den Satz abgewann: „ein Leidender hat auf Pessimismus *noch kein Recht!*“, damals führte ich mit mir einen langwierig-geduldigen Feldzug gegen den unwissenschaftlichen Grundhang jedes romantischen Pessimismus, einzelne persönliche Erfahrungen zu allgemeinen Urtheilen, ja Welt-Verurtheilungen aufzubauschen, auszudeuten . . . kurz, damals drehte ich meinen Blick *herum*. Optimismus, zum Zweck der Wiederherstellung, um irgendwann einmal wieder Pessimist sein zu *dürfen* — versteht ihr das? Gleich wie ein Arzt seinen Kranken in eine völlig fremde Umgebung stellt, damit er seinem ganzen „Bisher“, seinen Sorgen, Freunden, Briefen, Pflichten, Dummheiten und Gedächtnissmartern entrückt wird und Hände und Sinne nach neuer Nahrung, neuer Sonne, neuer Zukunft ausstrecken lernt, so zwang ich mich, als Arzt und Kranker in *einer* Person, zu einem umgekehrten, unerprobten *Klima der Seele*, und namentlich zu einer abziehenden Wanderung in die Fremde, in *das* Fremde, zu einer Neugierde nach aller Art von Fremden . . . Ein langes Herumziehen, Suchen, Wechseln folgte hieraus, ein Widerwille gegen alles Festbleiben, gegen jedes plumpe Bejahen und Verneinen; ebenfalls eine Diätetik und Zucht, welche es dem Geiste so leicht als möglich machen wollte, weit zu laufen, hoch zu fliegen, vor Allem immer wieder fort zu fliegen. Thatsächlich ein Minimum von Leben, eine Loskettung von allen gröberen Begehrlichkeiten, eine Unabhängigkeit inmitten aller Art äusserer Ungunst, sammt dem Stolze, leben zu *können* unter dieser Ungunst; etwas Cynismus vielleicht, etwas

„Tonne", aber ebenso gewiss viel Grillen-Glück, Grillen-Munterkeit, viel Stille, Licht, feinere Thorheit, verborgenes Schwärmen — das Alles ergab zuletzt eine grosse geistige Erstarkung, eine wachsende Lust und Fülle der Gesundheit. Das Leben selbst *belohnt* uns für unsern zähen Willen zum Leben, für einen solchen langen Krieg, wie ich ihn damals mit mir gegen den Pessimismus der Lebensmüdigkeit führte, schon für jeden aufmerksamen Blick unsrer Dankbarkeit, der sich die kleinsten, zartesten, flüchtigsten Geschenke des Lebens nicht entgehn lässt. Wir bekommen endlich dafür seine *grossen* Geschenke, vielleicht auch sein grösstes, das es zu geben vermag, — wir bekommen *unsre Aufgabe* wieder zurück. — —

6.

— Sollte mein Erlebniss — die Geschichte einer Krankheit und Genesung, denn es lief auf eine Genesung hinaus — nur mein persönliches Erlebniss gewesen sein? Und gerade nur *mein* „Menschlich-Allzumenschliches"? Ich möchte heute das Umgekehrte glauben; das Zutrauen kommt mir wieder und wieder dafür, dass meine Wanderbücher doch nicht nur für mich aufgezeichnet waren, wie es bisweilen den Anschein hatte —. Darf ich nunmehr, nach sechs Jahren wachsender Zuversicht, sie von Neuem zu einem Versuche auf die Reise schicken? Darf ich sie Denen sonderlich an's Herz und Ohr legen, welche mit irgend einer „Vergangenheit" behaftet sind und Geist genug übrig haben, um auch noch am *Geiste* ihrer Vergangenheit zu leiden? Vor allem aber *euch,* die ihr es am schwersten habt, ihr Seltenen, Gefährdetsten, Geistigsten, Muthigsten, die ihr das *Gewissen* der modernen Seele sein *müsst* und als solche ihr *Wissen* haben müsst, in denen, was es nur heute von Krankheit, Gift und Gefahr geben kann, zusammen kommt, — deren Loos es

will, dass ihr kränker sein müsst als irgend ein Einzelner, weil ihr nicht „*nur* Einzelne“ seid . . ., deren Trost es ist, den Weg zu einer *neuen* Gesundheit zu wissen, ach! und zu gehen, einer Gesundheit von Morgen und Uebermorgen, ihr Vorherbestimmten, ihr Siegreichen, ihr Zeit-Ueberwinder, ihr Gesündesten, ihr Stärksten, ihr *guten Europäer!* — —

7.

— Dass ich schliesslich meinen Gegensatz gegen den *romantischen Pessimismus*, dass heisst zum Pessimismus der Entbehrenden, Missglückten, Ueberwundenen, noch in eine Formel bringe: es giebt einen Willen zum Tragischen und zum Pessimismus, der das Zeichen ebensosehr der Strenge als der Stärke des Intellects (Geschmacks, Gefühls, Gewissens) ist. Man fürchtet, mit diesem Willen in der Brust, nicht das Furchtbare und Fragwürdige, das allem Dasein eignet; man sucht es selbst auf. Hinter einem solchen Willen steht der Muth, der Stolz, das Verlangen nach einem *grossen* Feinde. — Diess war *meine* pessimistische Perspektive von Anbeginn, eine neue Perspektive, wie mich dünkt? eine solche, die auch heute noch neu und fremd ist? Bis zu diesem Augenblicke halte ich an ihr fest, und, wenn man mir glauben will, ebensowohl *für* mich als, gelegentlich wenigstens, *gegen* mich . . . Wollt ihr diess erst bewiesen? Aber was sonst wäre mit dieser langen Vorrede — bewiesen?

Sils-Maria, Oberengadin,
im September 1886.

Zur Neu-Auflage der „Morgenröthe“ / 1886

VORREDE

1.

In diesem Buche findet man einen „Unterirdischen“ an der Arbeit, einen Bohrenden, Grabenden, Untergrabenden. Man sieht ihn, vorausgesetzt, dass man Augen für solche Arbeit der Tiefe hat —, wie er langsam, besonnen, mit sanfter Unerbittlichkeit vorwärts kommt, ohne dass die Noth sich allzusehr verriethe, welche jede lange Entbehrung von Licht und Luft mit sich bringt; man könnte ihn selbst bei seiner dunklen Arbeit zufrieden nennen. Scheint es nicht, dass irgend ein Glaube ihn führt, ein Trost entschädigt? Dass er vielleicht seine eigne lange Finsterniss haben will, sein Unverständliches, Verborgenes, Räthselhaftes, weil er weiss, was er auch haben wird: seinen eignen Morgen, seine eigne Erlösung, seine eigne *Morgenröthe?* ... Gewiss, er wird zurückkehren: fragt ihn nicht, was er da unten will, er wird es euch selbst schon sagen, dieser scheinbare Trophonios und Unterirdische, wenn er erst wieder „Mensch geworden“ ist. Man verlernt gründlich das Schweigen, wenn man so lange, wie er, Maulwurf war, allein war — —

2.

In der That, meine geduldigen Freunde, ich will es euch sagen, was ich da unten wollte, hier in dieser späten Vor-

rede, welche leicht hätte ein Nachruf, eine Leichenrede werden können: denn ich bin zurück gekommen und — ich bin davon gekommen. Glaubt ja nicht, dass ich euch zu dem gleichen Wagnisse auffordern werde! Oder auch nur zur gleichen Einsamkeit! Denn wer auf solchen eignen Wegen geht, begegnet Niemandem: das bringen die „eignen Wege" mit sich. Niemand kommt, ihm dabei zu helfen; mit Allem, was ihm von Gefahr, Zufall, Bosheit und schlechtem Wetter zustösst, muss er allein fertig werden. Er hat eben seinen Weg *für sich* — und, wie billig, seine Bitterkeit, seinen gelegentlichen Verdruss an diesem „für sich": wozu es zum Beispiel gehört, zu wissen, dass selbst seine Freunde nicht errathen können, wo er ist, wohin er geht, dass sie sich bisweilen fragen werden „wie? geht er überhaupt? hat er noch — einen Weg?" — Damals unternahm ich Etwas, das nicht Jedermanns Sache sein dürfte: ich stieg in die Tiefe, ich bohrte in den Grund, ich begann ein altes *Vertrauen* zu untersuchen und anzugraben, auf dem wir Philosophen seit ein paar Jahrtausenden wie auf dem sichersten Grunde zu bauen pflegten, — immer wieder, obwohl jedes Gebäude bisher einstürzte: ich begann unser *Vertrauen zur Moral* zu untergraben. Aber ihr versteht mich nicht?

3.

Es ist bisher am schlechtesten über Gut und Böse nachgedacht worden: es war dies immer eine zu gefährliche Sache. Das Gewissen, der gute Ruf, die Hölle, unter Umständen selbst die Polizei erlaubten und erlauben keine Unbefangenheit; in Gegenwart der Moral *soll* eben, wie Angesichts jeder Autorität, nicht gedacht, noch weniger geredet werden: hier wird — *gehorcht!* So lang die Welt steht, war noch keine Autorität Willens, sich zum Gegenstand der Kritik nehmen zu lassen; und gar die Moral kritisiren, die Moral als Problem,

als problematisch nehmen: wie? war das nicht — *ist* das nicht — unmoralisch? — Aber die Moral gebietet nicht nur über jede Art von Schreckmitteln, um sich kritische Hände und Folterwerkzeuge vom Leibe zu halten: ihre Sicherheit liegt noch mehr in einer gewissen Kunst der Bezauberung, auf die sie sich versteht, — sie weiss zu „begeistern". Es gelingt ihr, oft mit einem einzigen Blicke, den kritischen Willen zu lähmen, sogar zu sich hinüberzulocken, ja es giebt Fälle, wo sie ihn gegen sich selbst zu kehren weiss: so dass er sich dann, gleich dem Skorpione, den Stachel in den eignen Leib sticht. Die Moral versteht sich eben von Alters her auf jede Teufelei von Ueberredungskunst: es giebt keinen Redner, auch heute noch, der sie nicht um ihre Hülfe angienge. (Man höre zum Beispiel selbst unsere Anarchisten reden: wie moralisch reden sie, um zu überreden! Zuletzt heissen sie sich selbst noch gar „die Guten und Gerechten".) Die Moral hat sich eben von jeher, so lange auf Erden geredet und überredet worden ist, als die grösste Meisterin der Verführung bewiesen — und, was uns Philosophen angeht, als die eigentliche *Circe der Philosophen.* Woran liegt es doch, dass von Plato ab alle philosophischen Baumeister in Europa umsonst gebaut haben? Dass Alles einzufallen droht oder schon in Schutt liegt, was sie selber ehrlich und ernsthaft für aere perennius hielten? Oh wie falsch ist die Antwort, welche man jetzt noch auf diese Frage bereit hält, „weil von ihnen Allen die Voraussetzung versäumt war, die Prüfung des Fundamentes, eine Kritik der gesammten Vernunft" — jene verhängnissvolle Antwort Kant's, der damit uns moderne Philosophen wahrhaftig nicht auf einen festeren und weniger trüglichen Boden gelockt hat! (— und nachträglich gefragt, war es nicht etwas sonderbar, zu verlangen, dass ein Werkzeug seine eigne Trefflichkeit und Tauglichkeit kritisiren solle? dass der Intellect selbst

seinen Werth, seine Kraft, seine Grenzen „erkennen" solle war es nicht sogar ein wenig widersinnig? —) Die richtige Antwort wäre vielmehr gewesen, dass alle Philosophen unter der Verführung der Moral gebaut haben, auch Kant —, dass ihre Absicht scheinbar auf Gewissheit, auf „Wahrheit", eigentlich aber auf *„majestätische sittliche Gebäude"* ausgieng: um uns noch einmal der unschuldigen Sprache Kant's zu bedienen, der es als seine eigne „nicht so glänzende, aber doch auch nicht verdienstlose" Aufgabe und Arbeit bezeichnet, „den Boden zu jenen majestätischen sittlichen Gebäuden eben und baufest zu machen" (Kritik der reinen Vernunft II, S. 257). Ach, es ist ihm damit nicht gelungen, im Gegentheil! — wie man heute sagen muss. Kant war mit einer solchen schwärmerischen Absicht eben der rechte Sohn seines Jahrhunderts, das mehr als jedes andre das Jahrhundert der Schwärmerei genannt werden darf: wie er es, glücklicher Weise, auch in Bezug auf dessen werthvollere Seiten geblieben ist (zum Beispiel mit jenem guten Stück Sensualismus, den er in seine Erkenntnisstheorie hinübernahm). Auch ihn hatte die Moral-Tarantel Rousseau gebissen, auch ihm lag der Gedanke des moralischen Fanatismus auf dem Grunde der Seele, als dessen Vollstrecker sich ein andrer Jünger Rousseau's fühlte und bekannte, nämlich Robespierre, „de fonder sur la terre l'empire de la sagesse, de la justice et de la vertu" (Rede vom 7. Juni 1794). Andrerseits konnte man es, mit einem solchen Franzosen-Fanatismus im Herzen, nicht unfranzösischer, nicht tiefer, gründlicher, deutscher treiben — wenn das Wort „deutsch" in diesem Sinne heute noch erlaubt ist —, als es Kant getrieben hat: um Raum für *sein* „moralisches Reich" zu schaffen, sah er sich genöthigt, eine unbeweisbare Welt anzusetzen, ein logisches „Jenseits", — dazu eben hatte er seine Kritik der reinen Vernunft nöthig! Anders ausgedrückt: *er hätte sie nicht nöthig gehabt,* wenn ihm nicht Eins wichtiger

als Alles gewesen wäre, das „moralische Reich" unangreifbar, lieber noch ungreifbar für die Vernunft zu machen, — er empfand eben die Angreifbarkeit einer moralischen Ordnung der Dinge von Seiten der Vernunft zu stark! Denn Angesichts von Natur und Geschichte, Angesichts der gründlichen *Unmoralität* von Natur und Geschichte war Kant, wie jeder gute Deutsche von Alters her, Pessimist; er glaubte an die Moral, nicht weil sie durch Natur und Geschichte bewiesen wird, sondern trotzdem dass ihr durch Natur und Geschichte beständig widersprochen wird. Man darf sich vielleicht, um dies „trotzdem dass" zu verstehen, an etwas Verwandtes bei Luther erinnern, bei jenem andern grossen Pessimisten, der es einmal mit der ganzen Lutherischen Verwegenheit seinen Freunden zu Gemüthe führte: „wenn man durch Vernunft es fassen könnte, wie der Gott gnädig und gerecht sein könne, der so viel Zorn und Bosheit zeigt, wozu brauchte man dann den *Glauben?*" Nichts nämlich hat von jeher einen tieferen Eindruck auf die deutsche Seele gemacht, Nichts hat sie mehr „versucht", als diese gefährlichste aller Schlussfolgerungen, welche jedem rechten Romanen eine Sünde wider den Geist ist: credo *quia* absurdum est: — mit ihr tritt die deutsche Logik zuerst in der Geschichte des christlichen Dogma's auf; aber auch heute noch, ein Jahrtausend später, wittern wir Deutschen von heute, späte Deutsche in jedem Betrachte — Etwas von Wahrheit, von *Möglichkeit* der Wahrheit hinter dem berühmten realdialektischen Grund-Satze, mit welchem Hegel seiner Zeit dem deutschen Geiste zum Siege über Europa verhalf — „der Widerspruch bewegt die Welt, alle Dinge sind sich selbst widersprechend" —: wir sind eben, sogar bis in die Logik hinein, Pessimisten.

4.

Aber nicht die *logischen* Werthurtheile sind die untersten und gründlichsten, zu denen die Tapferkeit unsres Argwohns hinunterkann: das Vertrauen auf die Vernunft, mit dem die Gültigkeit dieser Urtheile steht und fällt, ist, als Vertrauen, ein *moralisches* Phänomen . . . Vielleicht hat der deutsche Pessimismus seinen letzten Schritt noch zu thun? Vielleicht muss er noch Ein Mal auf eine furchtbare Weise sein credo und sein absurdum neben einander stellen? Und wenn *dies* Buch bis in die Moral hinein, bis über das Vertrauen zur Moral hinweg pessimistisch ist, — sollte es nicht gerade damit ein deutsches Buch sein? Denn es stellt in der That einen Widerspruch dar und fürchtet sich nicht davor: in ihm wird der Moral das Vertrauen gekündigt — warum doch? *Aus Moralität!* Oder wie sollen wir's heissen, was sich in ihm — in *uns* — begiebt? denn wir würden unsrem Geschmacke nach bescheidenere Worte vorziehn. Aber es ist kein Zweifel, auch zu uns noch redet ein „du sollst", auch wir noch gehorchen einem strengen Gesetze über uns, — und dies ist die letzte Moral, die sich auch uns noch hörbar macht, die auch wir noch zu *leben* wissen, hier, wenn irgendworin, sind auch wir noch *Menschen des Gewissens:* dass wir nämlich nicht wieder zurückwollen in Das, was uns als überlebt und morsch gilt, in irgend etwas „Unglaubwürdiges", heisse es nun Gott, Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe; dass wir uns keine Lügenbrücken zu alten Idealen gestatten; dass wir von Grund aus Allem feind sind, was in uns vermitteln und mischen möchte; feind jeder jetzigen Art Glauben und Christlichkeit; feind dem Halb- und Halben aller Romantik und Vaterländerei; feind auch der Artisten-Genüsslichkeit, Artisten-Gewissenlosigkeit, welche uns überreden möchte, da anzubeten, wo wir nicht mehr glauben — denn wir sind Artisten —; feind, kurzum, dem

ganzen europäischen *Femininismus* (oder Idealismus, wenn man's lieber hört), der ewig „hinan zieht" und ewig gerade damit „herunter bringt": — allein als Menschen *dieses* Gewissens fühlen wir uns noch verwandt mit der deutschen Rechtschaffenheit und Frömmigkeit von Jahrtausenden, wenn auch als deren fragwürdigste und letzte Abkömmlinge, wir Immoralisten, wir Gottlosen von heute, ja sogar, in gewissem Verstande, als deren Erben, als Vollstrecker ihres innersten Willens, eines pessimistischen Willens, wie gesagt, der sich davor nicht fürchtet, sich selbst zu verneinen, weil er mit *Lust* verneint! In uns vollzieht sich, gesetzt dass ihr eine Formel wollt, — die *Selbstaufhebung der Moral.* — —

5.

— Zuletzt aber: wozu müssten wir Das, was wir sind, was wir wollen und nicht wollen, so laut und mit solchem Eifer sagen? Sehen wir es kälter, ferner, klüger, höher an, sagen wir es, wie es unter uns gesagt werden darf, so heimlich, dass alle Welt es überhört, dass alle Welt *uns* überhört! Vor Allem sagen wir es *langsam* ... Diese Vorrede kommt spät, aber nicht zu spät, was liegt im Grunde an fünf, sechs Jahren? Ein solches Buch, ein solches Problem hat keine Eile; überdies sind wir Beide Freunde des lento, ich ebensowohl als mein Buch. Man ist nicht umsonst Philologe gewesen, man ist es vielleicht noch, das will sagen, ein Lehrer des langsamen Lesens: — endlich schreibt man auch langsam. Jetzt gehört es nicht nur zu meinen Gewohnheiten, sondern auch zu meinem Geschmacke — einem boshaften Geschmacke vielleicht? —, Nichts mehr zu schreiben, womit nicht jede Art Mensch, die „Eile hat", zur Verzweiflung gebracht wird. Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor Allem Eins heischt, bei Seite

gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden —, als eine Goldschmiedekunst und -Kennerschaft des *Wortes*, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzuthun hat und Nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit aber ist sie heute nöthiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der „Arbeit", will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit Allem gleich „fertig werden" will, auch mit jedem alten und neuen Buche: — sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt *gut* lesen, das heisst langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Thüren, mit zarten Fingern und Augen lesen ... Meine geduldigen Freunde, dies Buch wünscht sich nur vollkommne Leser und Philologen: *lernt* mich gut lesen! —

Ruta bei Genua,
im Herbst des Jahres 1886.

Zur Neu-Auflage der „Fröhlichen Wissenschaft“ / 1886

VORREDE

1.

Diesem Buche thut vielleicht nicht nur Eine Vorrede noth; und zuletzt bliebe immer noch der Zweifel bestehn, ob Jemand, ohne etwas Aehnliches erlebt zu haben, dem *Erlebnisse* dieses Buchs durch Vorreden näher gebracht werden kann. Es scheint in der Sprache des Thauwinds geschrieben: es ist Uebermuth, Unruhe, Widerspruch, Aprilwetter darin, so dass man beständig ebenso an die Nähe des Winters als an den *Sieg* über den Winter gemahnt wird, der kommt, kommen muss, vielleicht schon gekommen ist ... Die Dankbarkeit strömt fortwährend aus, als ob eben das Unerwarteste geschehn sei, die Dankbarkeit eines Genesenden, — denn die *Genesung* war dieses Unerwartetste. „Fröhliche Wissenschaft“: das bedeutet die Saturnalien eines Geistes, der einem furchtbaren langen Drucke geduldig widerstanden hat — geduldig, streng, kalt, ohne sich zu unterwerfen, aber ohne Hoffnung —, und der jetzt mit Einem Male von der Hoffnung angefallen wird, von der Hoffnung auf Gesundheit, von der *Trunkenheit* der Genesung. Was Wunders, dass dabei viel Unvernünftiges und Närrisches an's Licht kommt, viel muthwillige Zärtlichkeit, selbst auf Probleme verschwendet, die ein stachlichtes Fell haben und nicht darnach angethan

sind, geliebkost und gelockt zu werden. Dies ganze Buch ist eben Nichts als eine Lustbarkeit nach langer Entbehrung und Ohnmacht, das Frohlocken der wiederkehrenden Kraft, des neu erwachten Glaubens an ein Morgen und Uebermorgen, des plötzlichen Gefühls und Vorgefühls von Zukunft, von nahen Abenteuern, von wieder offnen Meeren, von wieder erlaubten, wieder geglaubten Zielen. Und was lag nunmehr Alles hinter mir! Dieses Stück Wüste, Erschöpfung, Unglaube, Vereisung mitten in der Jugend, dieses eingeschaltete Greisenthum an unrechter Stelle, diese Tyrannei des Schmerzes überboten noch durch die Tyrannei des Stolzes, der die *Folgerungen* des Schmerzes ablehnte — und Folgerungen sind Tröstungen —, diese radikale Vereinsamung als Nothwehr gegen eine krankhaft hellseherisch gewordene Menschenverachtung, diese grundsätzliche Einschränkung auf das Bittere, Herbe, Wehethuende der Erkenntniss, wie sie der *Ekel* verordnete, der aus einer unvorsichtigen geistigen Diät und Verwöhnung — man heisst sie Romantik — allmählich gewachsen war — oh wer mir das Alles nachfühlen könnte! Wer es aber könnte, würde mir sicher noch mehr zu Gute halten als etwas Thorheit, Ausgelassenheit, „fröhliche Wissenschaft", — zum Beispiel die Handvoll Lieder, welche dem Buche dies Mal beigegeben sind — Lieder, in denen sich ein Dichter auf eine schwer verzeihliche Weise über alle Dichter lustig macht. — Ach, es sind nicht nur die Dichter und ihre schönen „lyrischen Gefühle", an denen dieser Wieder-Erstandene seine Bosheit auslassen muss: wer weiss, was für ein Opfer er sich sucht, was für ein Unthier von parodischem Stoff ihn in Kürze reizen wird? „Incipit *tragoedia*" — heisst es am Schlusse dieses bedenklich-unbedenklichen Buchs: man sei auf seiner Hut! Irgend etwas ausbündig Schlimmes und Boshaftes kündigt sich an: incipit *parodia*, es ist kein Zweifel ...

2.

— Aber lassen wir Herrn Nietzsche: was geht es uns an, dass Herr Nietzsche wieder gesund wurde? . . . Ein Psychologe kennt wenig so anziehende Fragen, wie die nach dem Verhältniss von Gesundheit und Philosophie, und für den Fall, dass er selber krank wird, bringt er seine ganze wissenschaftliche Neugierde mit in seine Krankheit. Man hat nämlich, vorausgesetzt, dass man eine Person ist, nothwendig auch die Philosophie seiner Person: doch giebt es da einen erheblichen Unterschied. Bei dem Einen sind es seine Mängel, welche philosophiren, bei dem Andren seine Reichthümer und Kräfte. Ersterer hat seine Philosophie *nöthig*, sei es als Halt, Beruhigung, Arznei, Erlösung, Erhebung, Selbstentfremdung; bei Letzterem ist sie nur ein schöner Luxus, im besten Falle die Wollust einer triumphirenden Dankbarkeit, welche sich zuletzt noch in kosmischen Majuskeln an den Himmel der Begriffe schreiben muss. Im andren, gewöhnlicheren Falle aber, wenn die Nothstände Philosophie treiben, wie bei allen kranken Denkern — und vielleicht überwiegen die kranken Denker in der Geschichte der Philosophie —: was wird aus dem Gedanken selbst werden, der unter den *Druck* der Krankheit gebracht wird? Dies ist die Frage, die den Psychologen angeht: und hier ist das Experiment möglich. Nicht anders als es ein Reisender macht, der sich vorsetzt, zu einer bestimmten Stunde aufzuwachen, und sich dann ruhig dem Schlafe überlässt: so ergeben wir Philosophen, gesetzt dass wir krank werden, uns zeitweilig mit Leib und Seele der Krankheit — wir machen gleichsam vor uns die Augen zu. Und wie Jener weiss, dass irgend Etwas *nicht* schläft, irgend Etwas die Stunden abzählt und ihn aufwecken wird, so wissen auch wir, dass der entscheidende Augenblick uns wach finden wird, — dass dann Etwas hervorspringt und den Geist *auf*

der That ertappt, ich meine auf der Schwäche oder Umkehr oder Ergebung oder Verhärtung oder Verdüsterung und wie alle die krankhaften Zustände des Geistes heissen, welche in gesunden Tagen den *Stolz* des Geistes wider sich haben (denn es bleibt bei dem alten Reime „der stolze Geist, der Pfau, das Pferd sind die drei stölzesten Thier auf der Erd“ —). Man lernt nach einer derartigen Selbst-Befragung, Selbst-Versuchung, mit einem feineren Auge nach Allem, was überhaupt bisher philosophirt worden ist, hinsehn; man erräth besser als vorher die unwillkürlichen Abwege, Seitengassen, Ruhestellen, *Sonnen*stellen des Gedankens, auf die leidende Denker gerade als Leidende geführt und verführt werden, man weiss nunmehr, wohin unbewusst der kranke *Leib* und sein Bedürfniss den Geist drängt, stösst, lockt — nach Sonne, Stille, Milde, Geduld, Arznei, Labsal in irgend einem Sinne. Jede Philosophie, welche den Frieden höher stellt als den Krieg, jede Ethik mit einer negativen Fassung des Begriffs Glück, jede Metaphysik und Physik, welche ein Finale kennt, einen Endzustand irgend welcher Art, jedes vorwiegend ästhetische oder religiöse Verlangen nach einem Abseits, Jenseits, Ausserhalb, Oberhalb erlaubt zu fragen, ob nicht die Krankheit Das gewesen ist, was den Philosophen inspirirt hat. Die unbewusste Verkleidung physiologischer Bedürfnisse unter die Mäntel des Objektiven, Ideellen, Rein-Geistigen geht bis zum Erschrecken weit, — und oft genug habe ich mich gefragt, ob nicht, im Grossen gerechnet, Philosophie bisher überhaupt nur eine Auslegung des Leibes und ein *Missverständniss des Leibes* gewesen ist. Hinter den höchsten Werthurtheilen, von denen bisher die Geschichte des Gedankens geleitet wurde, liegen Missverständnisse der leiblichen Beschaffenheit verborgen, sei es von Einzelnen, sei es von Ständen oder ganzen Rassen. Man darf alle jene kühnen Tollheiten der Metaphysik, sonderlich deren Ant-

worten auf die Frage nach dem *Werth* des Daseins, zunächst immer als Symptome bestimmter Leiber ansehn; und wenn derartigen Welt-Bejahungen oder Welt-Verneinungen in Bausch und Bogen, wissenschaftlich gemessen, nicht ein Korn von Bedeutung innewohnt, so geben sie doch dem Historiker und Psychologen um so werthvollere Winke, als Symptome, wie gesagt, des Leibes, seines Gerathens und Missrathens, seiner Fülle, Mächtigkeit, Selbstherrlichkeit in der Geschichte, oder aber seiner Hemmungen, Ermüdungen, Verarmungen, seines Vorgefühls vom Ende, seines Willens zum Ende. Ich erwarte immer noch, dass ein philosophischer *Arzt* im ausnahmsweisen Sinne des Wortes — ein Solcher, der dem Problem der Gesammt-Gesundheit von Volk, Zeit, Rasse, Menschheit nachzugehn hat — einmal den Muth haben wird, meinen Verdacht auf die Spitze zu bringen und den Satz zu wagen: bei allem Philosophiren handelte es sich bisher gar nicht um „Wahrheit", sondern um etwas Anderes, sagen wir um Gesundheit, Zukunft, Wachsthum, Macht, Leben ...

3.

— Man erräth, dass ich nicht mit Undankbarkeit von jener Zeit schweren Siechthums Abschied nehmen möchte, deren Gewinn auch heute noch nicht für mich ausgeschöpft ist: so wie ich mir gut genug bewusst bin, was ich überhaupt in meiner wechselreichen Gesundheit vor allen Vierschrötigen des Geistes voraus habe. Ein Philosoph, der den Gang durch viele Gesundheiten gemacht hat und immer wieder macht, ist auch durch ebensoviele Philosophien hindurchgegangen: er *kann* eben nicht anders, als seinen Zustand jedes Mal in die geistigste Form und Ferne umzusetzen, — diese Kunst der Transfiguration *ist* eben Philosophie. Es steht uns Philosophen nicht frei, zwischen Seele und Leib

zu trennen, wie das Volk trennt, es steht uns noch weniger frei, zwischen Seele und Geist zu trennen. Wir sind keine denkenden Frösche, keine Objektivir- und Registrir-Apparate mit kalt gestellten Eingeweiden, — wir müssen beständig unsre Gedanken aus unsrem Schmerz gebären und mütterlich ihnen Alles mitgeben, was wir von Blut, Herz, Feuer, Lust, Leidenschaft, Qual, Gewissen, Schicksal, Verhängniss in uns haben. Leben — das heisst für uns, Alles was wir sind, beständig in Licht und Flamme verwandeln, auch Alles was uns trifft, wir *können* gar nicht anders. Und was die Krankheit angeht: würden wir nicht fast zu fragen versucht sein, ob sie uns überhaupt entbehrlich ist? Erst der grosse Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes, als der Lehrmeister des *grossen Verdachtes*, der aus jedem U ein X macht, ein ächtes rechtes X, das heisst den vorletzten Buchstaben vor dem letzten . . . Erst der grosse Schmerz, jener lange langsame Schmerz, der sich Zeit nimmt, in dem wir gleichsam wie mit grünem Holze verbrannt werden, zwingt uns Philosophen, in unsre letzte Tiefe zu steigen und alles Vertrauen, alles Gutmüthige, Verschleiernde, Milde, Mittlere, wohinein wir vielleicht vordem unsre Menschlichkeit gesetzt haben, von uns zu thun. Ich zweifle, ob ein solcher Schmerz „verbessert" —; aber ich weiss, dass er uns *vertieft*. Sei es nun, dass wir ihm unsern Stolz, unsern Hohn, unsre Willenskraft entgegenstellen lernen und es dem Indianer gleichthun, der, wie schlimm auch gepeinigt, sich an seinem Peiniger durch die Bosheit seiner Zunge schadlos hält; sei es, dass wir uns vor dem Schmerz in jenes orientalische Nichts zurückziehn — man heisst es Nirvana —, in das stumme starre taube Sich-Ergeben, Sich-Vergessen, Sich-Auslöschen: man kommt aus solchen langen gefährlichen Uebungen der Herrschaft über sich als ein andrer Mensch heraus, mit einigen Fragezeichen mehr, vor Allem mit dem *Willen*, fürderhin

mehr, tiefer, strenger, härter, böser, stiller zu fragen, als man bis dahin gefragt hatte. Das Vertrauen zum Leben ist dahin: das Leben selbst wurde zum *Problem.* — Möge man ja nicht glauben, dass Einer damit nothwendig zum Düsterling geworden sei! Selbst die Liebe zum Leben ist noch möglich, — nur liebt man anders. Es ist die Liebe zu einem Weibe, das uns Zweifel macht ... Der Reiz alles Problematischen, die Freude am X ist aber bei solchen geistigeren, vergeistigteren Menschen zu gross, als dass diese Freude nicht immer wieder wie eine helle Gluth über alle Noth des Problematischen, über alle Gefahr der Unsicherheit, selbst über die Eifersucht des Liebenden zusammenschlüge. Wir kennen ein neues Glück ...

4.

Zuletzt, dass das Wesentlichste nicht ungesagt bleibe: man kommt aus solchen Abgründen, aus solchem schweren Siechthum, auch aus dem Siechthum des schweren Verdachts, *neugeboren* zurück, gehäutet, kitzliger, boshafter, mit einem feineren Geschmacke für die Freude, mit einer zarteren Zunge für alle guten Dinge, mit lustigeren Sinnen, mit einer zweiten gefährlicheren Unschuld in der Freude, kindlicher zugleich und hundert Mal raffinirter, als man jemals vorher gewesen war. Oh wie Einem nunmehr der Genuss zuwider ist, der grobe dumpfe braune Genuss, wie ihn sonst die Geniessenden, unsre „Gebildeten", unsre Reichen und Regierenden verstehn! Wie boshaft wir nunmehr dem grossen Jahrmarkts-Bumbum zuhören, mit dem sich der „gebildete Mensch" und Grossstädter heute durch Kunst, Buch und Musik zu „geistigen Genüssen", unter Mithülfe geistiger Getränke, nothzüchtigen lässt! Wie uns jetzt der Theater-Schrei der Leidenschaft in den Ohren weh thut, wie unsrem Geschmacke der ganze romantische Aufruhr und Sinnen-

Wirrwar, den der gebildete Pöbel liebt, sammt seinen Aspirationen nach dem Erhabenen, Gehobenen, Verschrobenen fremd geworden ist! Nein, wenn wir Genesenden überhaupt eine Kunst noch brauchen, so ist es eine *andre* Kunst — eine spöttische, leichte, flüchtige, göttlich unbehelligte, göttlich künstliche Kunst, welche wie eine helle Flamme in einen unbewölkten Himmel hineinlodert! Vor Allem: eine Kunst für Künstler, nur für Künstler! Wir verstehn uns hinterdrein besser auf Das, was *dazu* zuerst noth thut, die Heiterkeit, *jede* Heiterkeit, meine Freunde! auch als Künstler —: ich möchte es beweisen. Wir wissen Einiges jetzt zu gut, wir Wissenden: oh wie wir nunmehr lernen, gut zu vergessen, gut *nicht*-zu-wissen, als Künstler! Und was unsre Zukunft betrifft: man wird uns schwerlich wieder auf den Pfaden jener ägyptischen Jünglinge finden, welche Nachts Tempel unsicher machen, Bildsäulen umarmen und durchaus Alles, was mit guten Gründen verdeckt gehalten wird, entschleiern, aufdecken, in helles Licht stellen wollen. Nein, dieser schlechte Geschmack, dieser Wille zur Wahrheit, zur „Wahrheit um jeden Preis", dieser Jünglings-Wahnsinn in der Liebe zur Wahrheit — ist uns verleidet: dazu sind wir zu erfahren, zu ernst, zu lustig, zu gebrannt, zu tief ... Wir glauben nicht mehr daran, dass Wahrheit noch Wahrheit bleibt, wenn man ihr die Schleier abzieht; wir haben genug gelebt, um dies zu glauben. Heute gilt es uns als eine Sache der Schicklichkeit, dass man nicht Alles nackt sehn, nicht bei Allem dabei sein, nicht Alles verstehn und „wissen" wolle. „Ist es wahr, dass der liebe Gott überall zugegen ist? fragte ein kleines Mädchen seine Mutter: aber ich finde das unanständig" — ein Wink für Philosophen! Man sollte die *Scham* besser in Ehren halten, mit der sich die Natur hinter Räthsel und bunte Ungewissheiten versteckt hat. Vielleicht ist die Wahrheit ein Weib, das Gründe hat,

ihre Gründe nicht sehn zu lassen? Vielleicht ist ihr Name, griechisch zu reden, Baubo? ... Oh diese Griechen! Sie verstanden sich darauf, zu *leben:* dazu thut noth, tapfer bei der Oberfläche, der Falte, der Haut stehen zu bleiben, den Schein anzubeten, an Formen, an Töne, an Worte, an den ganzen Olymp des Scheins zu glauben! Diese Griechen waren oberflächlich — *aus Tiefe!* Und kommen wir nicht eben darauf zurück, wir Wagehalse des Geistes, die wir die höchste und gefährlichste Spitze des gegenwärtigen Gedankens erklettert und uns von da aus umgesehn haben, die wir von da aus *hinabgesehn* haben? Sind wir nicht eben darin — Griechen? Anbeter der Formen, der Töne, der Worte? Eben darum — Künstler?

Ruta bei Genua
im Herbst des Jahres 1886.

Ecce homo

Wie man wird, was man ist

1888

Vorwort

1.

In Voraussicht, dass ich über Kurzem mit der schwersten Forderung an die Menschheit herantreten muss, die je an sie gestellt wurde, scheint es mir unerlässlich, zu sagen, *wer ich bin.* Im Grunde dürfte man's wissen: denn ich habe mich nicht „unbezeugt gelassen". Das Missverhältniss aber zwischen der Grösse meiner Aufgabe und der *Kleinheit* meiner Zeitgenossen ist darin zum Ausdruck gekommen, dass man mich weder gehört, noch auch nur gesehn hat. Ich lebe auf meinen eignen Credit hin, es ist vielleicht bloss ein Vorurtheil, dass ich lebe? . . . Ich brauche nur irgend einen „Gebildeten" zu sprechen, der im Sommer in's Ober-Engadin kommt, um mich zu überzeugen, dass ich *nicht* lebe . . . Unter diesen Umständen giebt es eine Pflicht, gegen die im Grunde meine Gewohnheit, noch mehr der Stolz meiner Instinkte revoltirt, nämlich zu sagen: *Hört mich! denn ich bin der und der! Verwechselt mich vor Allem nicht!*

2.

Ich bin zum Beispiel durchaus kein Popanz, kein Moral-Ungeheuer, — ich bin sogar eine Gegensatz-Natur zu der Art Mensch, die man bisher als tugendhaft verehrt hat. Unter uns, es scheint mir, dass gerade Das zu meinem Stolz gehört. Ich bin ein Jünger des Philosophen Dionysos, ich

zöge vor, eher noch ein Satyr zu sein, als ein Heiliger. Aber man lese nur diese Schrift. Vielleicht gelang es mir, vielleicht hatte diese Schrift gar keinen andren Sinn, als diesen Gegensatz in einer heitren und menschenfreundlichen Weise zum Ausdruck zu bringen. Das Letzte, was *ich* versprechen würde, wäre, die Menschheit zu „verbessern". Von mir werden keine neuen Götzen aufgerichtet; die alten mögen lernen, was es mit thönernen Beinen auf sich hat. *Götzen* (mein Wort für „Ideale") *umwerfen* — das gehört schon eher zu meinem Handwerk. Man hat die Realität in dem Grade um ihren Werth, ihren Sinn, ihre Wahrhaftigkeit gebracht, als man eine ideale Welt *erlog* ... Die „wahre Welt" und die „scheinbare Welt" — auf deutsch: die *erlogne* Welt und die Realität ... Die *Lüge* des Ideals war bisher der Fluch über der Realität, die Menschheit selbst ist durch sie bis in ihre untersten Instinkte hinein verlogen und falsch geworden — bis zur Anbetung der *umgekehrten* Werthe, als die sind, mit denen ihr erst das Gedeihen, die Zukunft, das hohe *Recht* auf Zukunft verbürgt wäre.

3.

— Wer die Luft meiner Schriften zu athmen weiss, weiss, dass es eine Luft der Höhe ist, eine *starke* Luft. Man muss für sie geschaffen sein, sonst ist die Gefahr keine kleine, sich in ihr zu erkälten. Das Eis ist nahe, die Einsamkeit ist ungeheuer — aber wie ruhig alle Dinge im Lichte liegen! wie frei man athmet! wie Viel man *unter* sich fühlt! — Philosophie, wie ich sie bisher verstanden und gelebt habe, ist das freiwillige Leben in Eis und Hochgebirge — das Aufsuchen alles Fremden und Fragwürdigen im Dasein, alles dessen, was durch die Moral bisher in Bann gethan war. Aus einer langen Erfahrung, welche eine solche Wanderung

im Verbotenen gab, lernte ich die Ursachen, aus denen bisher moralisirt und idealisirt wurde, sehr anders ansehn als es erwünscht sein mag: die *verborgene* Geschichte der Philosophen, die Psychologie ihrer grossen Namen kam für mich an's Licht. — Wie viel Wahrheit *erträgt*, wie viel Wahrheit *wagt* ein Geist? das wurde für mich immer mehr der eigentliche Werthmesser. Irrthum (— der Glaube an's Ideal —) ist nicht Blindheit, Irrthum ist *Feigheit* ... Jede Errungenschaft, jeder Schritt vorwärts in der Erkenntniss *folgt* aus dem Muth, aus der Härte gegen sich, aus der Sauberkeit gegen sich ... Ich widerlege die Ideale nicht, ich ziehe bloss Handschuhe vor ihnen an ... Nitimur in *vetitum:* in diesem Zeichen siegt einmal meine Philosophie, denn man verbot bisher grundsätzlich immer nur die Wahrheit. —

4.

— Innerhalb meiner Schriften steht für sich mein Zarathustra. Ich habe mit ihm der Menschheit das grösste Geschenk gemacht, das ihr bisher gemacht worden ist. Dies Buch, mit einer Stimme über Jahrtausende hinweg, ist nicht nur das höchste Buch, das es giebt, das eigentliche Höhenluft-Buch — die ganze Thatsache Mensch liegt in ungeheurer Ferne *unter* ihm —, es ist auch das *tiefste*, das aus dem innersten Reichthum der Wahrheit heraus geborene, ein unerschöpflicher Brunnen, in den kein Eimer hinabsteigt, ohne mit Gold und Güte gefüllt heraufzukommen. Hier redet kein „Prophet", keiner jener schauerlichen Zwitter von Krankheit und Willen zur Macht, die man Religionsstifter nennt. Man muss vor Allem den Ton, der aus diesem Munde kommt, diesen halkyonischen Ton richtig *hören*, um dem Sinn seiner Weisheit nicht erbarmungswürdig Unrecht zu thun. „Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm

bringen, Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, lenken die Welt —"

Die Feigen fallen von den Bäumen, sie sind gut und süss: und indem sie fallen, reisst ihnen die rothe Haut. Ein Nordwind bin ich reifen Feigen.

Also, gleich Feigen, fallen euch diese Lehren zu, meine Freunde: nun trinkt ihren Saft und ihr süsses Fleisch! Herbst ist es umher und reiner Himmel und Nachmittag —

Hier redet kein Fanatiker, hier wird nicht „gepredigt", hier wird nicht *Glauben* verlangt: aus einer unendlichen Lichtfülle und Glückstiefe fällt Tropfen für Tropfen, Wort für Wort, — eine zärtliche Langsamkeit ist das Tempo dieser Reden. Dergleichen gelangt nur zu den Auserwähltesten; es ist ein Vorrecht ohne Gleichen hier Hörer zu sein; es steht Niemandem frei, für Zarathustra Ohren zu haben ... Ist Zarathustra mit Alledem nicht ein *Verführer?* ... Aber was sagt er doch selbst, als er zum ersten Male wieder in seine Einsamkeit zurückkehrt? Genau das Gegentheil von dem, was irgend ein „Weiser", „Heiliger", „Welt-Erlöser", und andrer décadent in einem solchen Falle sagen würde ... Er redet nicht nur anders, er *ist* auch anders ...

Allein gehe ich nun, meine Jünger! Auch ihr geht nun davon und allein! So will ich es.

Geht fort von mir und wehrt euch gegen Zarathustra! Und besser noch: schämt euch seiner! Vielleicht betrog er euch.

Der Mensch der Erkenntniss muss nicht nur seine Feinde lieben, er muss auch seine Freunde hassen können.

Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur der Schüler bleibt. Und warum wollt ihr nicht an meinem Kranze rupfen?

Ihr verehrt mich: aber wie, wenn eure Verehrung eines Tages *umfällt?* Hütet euch, dass euch nicht eine Bildsäule erschlage!

Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an Zarathustra! Ihr seid meine Gläubigen, aber was liegt an allen Gläubigen!

Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich. So thun alle Gläubigen; darum ist es so wenig mit allem Glauben.

Nun heisse ich euch, mich verlieren und euch finden; und erst, *wenn ihr mich Alle verleugnet habt,* will ich euch wiederkehren ...

Friedrich Nietzsche.

An diesem vollkommnen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fie mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich *durfte* es begraben, was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der *Umwerthung aller Werthe,* die *Lieder Zarathustra's,* die Götzen-Dämmerung, mein Versuch, mit dem Hammer zu philosophiren — Alles Geschenke dieses Jahrs, sogar seines letzten Vierteljahrs! *Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein?* — Und so erzähle ich mir mein Leben.

Warum ich so weise bin

1.

Das Glück meines Daseins, seine Einzigkeit vielleicht, liegt in seinem Verhängniss: ich bin, um es in Räthselform auszudrücken, als mein Vater bereits gestorben, als meine Mutter lebe ich noch und werde alt. Diese doppelte Herkunft, gleichsam aus der obersten und der untersten Sprosse an der Leiter des Lebens, décadent zugleich und *Anfang* — dies, wenn irgend Etwas, erklärt jene Neutralität, jene Freiheit von Partei im Verhältniss zum Gesammtprobleme des Lebens, die mich vielleicht auszeichnet. Ich habe für die Zeichen von Aufgang und Niedergang eine feinere Witterung als je ein Mensch gehabt hat, ich bin der Lehrer par excellence hierfür, — ich kenne Beides, ich bin Beides. — Mein Vater starb mit sechsunddreissig Jahren: er war zart, liebenswürdig und morbid, wie ein nur zum Vorübergehn bestimmtes Wesen, — eher eine gütige Erinnerung an das Leben als das Leben selbst. Im gleichen Jahre, wo sein Leben abwärts gieng, gieng auch das meine abwärts: im sechsunddreissigsten Lebensjahre kam ich auf den niedrigsten Punkt meiner Vitalität, — ich lebte noch, doch ohne drei Schritt weit vor mich zu sehn. Damals — es war 1879 — legte ich meine Basler Professur nieder, lebte den Sommer über wie ein Schatten in St. Moritz und den nächsten Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, *als* Schatten in Naumburg. Dies war mein Minimum: „Der Wanderer und sein Schatten"

entstand währenddem. Unzweifelhaft, ich verstand mich damals auf Schatten . . . Im Winter darauf, meinem ersten Genueser Winter, brachte jene Versüssung und Vergeistigung, die mit einer extremen Armuth an Blut und Muskel beinahe bedingt ist, die „Morgenröthe" hervor. Die vollkommne Helle und Heiterkeit, selbst Exuberanz des Geistes, welche das genannte Werk widerspiegelt, verträgt sich bei mir nicht nur mit der tiefsten physiologischen Schwäche, sondern sogar mit einem Excess von Schmerzgefühl. Mitten in Martern, die ein ununterbrochner dreitägiger Gehirn-Schmerz sammt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, — besass ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffinirt, nicht *kalt* genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, in wie fern ich Dialektik als Décadence-Symptom betrachte, zum Beispiel im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. — Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber constatiren können. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelte, sagte schliesslich: „nein! an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös." Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesammterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so dass mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat. — Eine lange, allzulange Reihe von Jahren bedeutet bei mir Genesung, — sie bedeutet leider auch zugleich Rückfall,

Verfall, Periodik einer Art décadence. Brauche ich, nach alledem, zu sagen, dass ich in Fragen der décadence *erfahren* bin? Ich habe sie vorwärts und rückwärts buchstabirt. Selbst jene Filigran-Kunst des Greifens und Begreifens überhaupt, jene Finger für nuances, jene Psychologie des „Um-die-Ecke-sehns" und was sonst mir eignet, ward damals erst erlernt, ist das eigentliche Geschenk jener Zeit, in der Alles sich bei mir verfeinerte, die Beobachtung selbst wie alle Organe der Beobachtung. Von der Kranken-Optik aus nach *gesünderen* Begriffen und Werthen, und wiederum umgekehrt aus der Fülle und Selbstgewissheit des *reichen* Lebens hinuntersehn in die heimliche Arbeit des Décadence-Instinkts — das war meine längste Übung, meine eigentliche Erfahrung, wenn irgend worin wurde ich darin Meister. Ich habe es jetzt in der Hand, ich habe die Hand dafür, *Perspektiven umzustellen*: erster Grund, weshalb für mich allein vielleicht eine „Umwerthung der Werthe" überhaupt möglich ist. —

2.

Abgerechnet nämlich, dass ich ein décadent bin, bin ich auch dessen Gegensatz. Mein Beweis dafür ist, unter Anderem, dass ich instinktiv gegen die schlimmen Zustände immer die *rechten* Mittel wählte: während der décadent an sich immer die ihm nachtheiligen Mittel wählt. Als summa summarum war ich gesund, als Winkel, als Specialität war ich décadent. Jene Energie zur absoluten Vereinsamung und Herauslösung aus gewohnten Verhältnissen, der Zwang gegen mich, mich nicht mehr besorgen, bedienen, *beärzteln* zu lassen — das verräth die unbedingte Instinkt-Gewissheit darüber, *was* damals vor Allem noth that. Ich nahm mich selbst in die Hand, ich machte mich selbst wieder gesund: die Bedingung dazu — jeder Physiologe wird das zugeben —

ist, *dass man im Grunde gesund ist.* Ein typisch morbides Wesen kann nicht gesund werden, noch weniger sich selbst gesund machen; für einen typisch Gesunden kann umgekehrt Kranksein sogar ein energisches *Stimulans* zum Leben, zum Mehrleben sein. So in der That erscheint mir *jetzt* jene lange Krankheits-Zeit: ich entdeckte das Leben gleichsam neu, mich selber eingerechnet, ich schmeckte alle guten und selbst kleinen Dinge, wie sie Andre nicht leicht schmecken könnten, — ich machte aus meinem Willen zur Gesundheit, zum *Leben*, meine Philosophie ... Denn man gebe Acht darauf: die Jahre meiner niedrigsten Vitalität waren es, wo ich *aufhörte*, Pessimist zu sein: der Instinkt der Selbst-Wiederherstellung *verbot* mir eine Philosophie der Armuth und Entmuthigung ... Und woran erkennt man im Grunde die *Wohlgerathenheit*! Dass ein wohlgerathner Mensch unsern Sinnen wohlthut: dass er aus einem Holze geschnitzt ist, das hart, zart und wohlriechend zugleich ist. Ihm schmeckt nur, was ihm zuträglich ist; sein Gefallen, seine Lust hört auf, wo das Maass des Zuträglichen überschritten wird. Er erräth Heilmittel gegen Schädigungen, er nützt schlimme Zufälle zu seinem Vortheil aus; was ihn nicht umbringt, macht ihn stärker. Er sammelt instinktiv aus Allem, was er sieht, hört, erlebt, *seine* Summe: er ist ein auswählendes Princip, er lässt Viel durchfallen. Er ist immer in *seiner* Gesellschaft, ob er mit Büchern, Menschen oder Landschaften verkehrt: er ehrt, indem er *wählt*, indem er *zulässt*, indem er *vertraut.* Er reagirt auf alle Art Reize langsam, mit jener Langsamkeit, die eine lange Vorsicht und ein gewollter Stolz ihm angezüchtet haben, — er prüft den Reiz, der herankommt, er ist fern davon, ihm entgegenzugehn. Er glaubt weder an „Unglück", noch an „Schuld": er wird fertig, mit sich, mit Anderen, er weiss zu *vergessen*, — er ist stark genug, dass ihm Alles zum Besten gereichen *muss*. —

Wohlan, ich bin das *Gegenstück* eines décadent: denn ich beschrieb eben *mich*.

3.

Diese *doppelte* Reihe von Erfahrungen, diese Zugänglichkeit zu anscheinend getrennten Welten wiederholt sich in meiner Natur in jeder Hinsicht, — ich bin ein Doppelgänger, ich habe auch das „zweite" Gesicht noch ausser dem ersten. *Und* vielleicht auch noch das dritte ... Schon meiner Abkunft nach ist mir ein Blick erlaubt jenseits aller bloss lokal, bloss national bedingten Perspektiven, es kostet mich keine Mühe, ein „guter Europäer" zu sein. Andrerseits bin ich vielleicht mehr deutsch, als jetzige Deutsche, blosse Reichsdeutsche es noch zu sein vermöchten, — ich, der letzte *antipolitische* Deutsche. Und doch waren meine Vorfahren polnische Edelleute: ich habe von daher viel Rassen-Instinkte im Leibe, wer weiss? zuletzt gar noch das liberum veto. Denke ich daran, wie oft ich unterwegs als Pole angeredet werde und von Polen selbst, wie selten man mich für einen Deutschen nimmt, so könnte es scheinen, dass ich nur zu den *angesprenkelten* Deutschen gehörte. Aber meine Mutter, Franziska Oehler, ist jedenfalls etwas sehr Deutsches; insgleichen meine Grossmutter väterlicher Seits, Erdmuthe Krause. Letztere lebte ihre ganze Jugend mitten im guten alten Weimar, nicht ohne Zusammenhang mit dem Goethe'schen Kreise. Ihr Bruder, der Professor der Theologie Krause in Königsberg, wurde nach Herder's Tode als Generalsuperintendent nach Weimar berufen. Es ist nicht unmöglich, dass ihre Mutter, meine Urgrossmutter, unter dem Namen „Muthgen" im Tagebuch des jungen Goethe vorkommt. Sie verheirathete sich zum zweiten Mal mit dem Superintendenten Nietzsche in Eilenburg; an dem Tage des grossen Kriegsjahrs 1813, wo

Napoleon mit seinem Generalstab in Eilenburg einzog, am 10. Oktober, hatte sie ihre Niederkunft. Sie war, als Sächsin, eine grosse Verehrerin Napoleon's; es könnte sein, dass ich's auch noch bin. Mein Vater, 1813 geboren, starb 1849. Er lebte, bevor er das Pfarramt der Gemeinde Röcken unweit Lützen übernahm, einige Jahre auf dem Altenburger Schlosse und unterrichtete die vier Prinzessinnen daselbst. Seine Schülerinnen sind die Königin von Hannover, die Grossfürstin Constantin, die Grossherzogin von Oldenburg und die Prinzess Therese von Sachsen-Altenburg. Er war voll tiefer Pietät gegen den preussischen König Friedrich Wilhelm den Vierten, von dem er auch sein Pfarramt erhielt; die Ereignisse von 1848 betrübten ihn über die Maassen. Ich selber, am Geburtstage des genannten Königs geboren, am 15. Oktober, erhielt, wie billig, die Hohenzollern-Namen Friedrich Wilhelm. Einen Vortheil hatte jedenfalls die Wahl dieses Tages: mein Geburtstag war meine ganze Kindheit hindurch ein Festtag. — Ich betrachte es als ein grosses Vorrecht, einen solchen Vater gehabt zu haben: es scheint mir sogar, dass sich damit Alles erklärt, was ich sonst an Vorrechten habe, — das Leben, das grosse Ja zum Leben *nicht* eingerechnet. Vor Allem, dass es für mich keiner Absicht dazu bedarf, sondern eines blossen Abwartens, um unfreiwillig in eine Welt hoher und zarter Dinge einzutreten: ich bin dort zu Hause, meine innerste Leidenschaft wird dort erst frei. Dass ich für dies Vorrecht beinahe mit dem Leben zahlte, ist gewiss kein unbilliger Handel. — Um nur Etwas von meinem Zarathustra zu verstehn, muss man vielleicht ähnlich bedingt sein, wie ich es bin, — mit Einem Fusse *jenseits* des Lebens . . .

4.

Ich habe nie die Kunst verstanden, gegen mich einzunehmen — auch das verdanke ich meinem unvergleichlichen Vater —, und selbst noch, wenn es mir von grossem Werthe schien. Ich bin sogar, wie sehr immer das unchristlich scheinen mag, nicht einmal gegen mich eingenommen. Man mag mein Leben hin- und herwenden, man wird darin nur selten, im Grunde nur Ein Mal Spuren davon entdecken, dass Jemand bösen Willen gegen mich gehabt hätte, — vielleicht aber etwas zu viel Spuren von *gutem* Willen ... Meine Erfahrungen selbst mit Solchen, an denen Jedermann schlechte Erfahrungen macht, sprechen ohne Ausnahme zu deren Gunsten; ich zähme jeden Bär, ich mache die Hanswürste noch sittsam. In den sieben Jahren, wo ich an der obersten Klasse des Basler Pädagogiums Griechisch lehrte, habe ich keinen Anlass gehabt, eine Strafe zu verhängen; die Faulsten waren bei mir fleissig. Dem Zufall bin ich immer gewachsen; ich muss unvorbereitet sein, um meiner Herr zu sein. Das Instrument, es sei, welches es wolle, es sei so verstimmt, wie nur das Instrument „Mensch" verstimmt werden kann — ich müsste krank sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, ihm etwas Anhörbares abzugewinnen. Und wie oft habe ich das von den ‚Instrumenten' selber gehört, dass sie sich noch nie so gehört hätten ... Am schönsten vielleicht von jenem unverzeihlich jung gestorbenen Heinrich von Stein, der einmal, nach sorgsam eingeholter Erlaubniss, auf drei Tage in Sils-Maria erschien, Jedermann erklärend, dass er *nicht* wegen des Engadins komme. Dieser ausgezeichnete Mensch, der mit der ganzen ungestümen Einfalt eines preussischen Junkers in den Wagner'schen Sumpf hineingewatet war (— und ausserdem noch in den Dühring'schen!) war diese drei Tage wie umgewandelt durch einen Sturmwind der Freiheit, gleich Einem, der plötzlich in *seine* Höhe

gehoben wird und Flügel bekommt. Ich sagte ihm immer, das mache die gute Luft hier oben, so gehe es Jedem, man sei nicht umsonst 6000 Fuss über Bayreuth, — aber er wollte mir's nicht glauben ... Wenn trotzdem an mir manche kleine und grosse Missethat verübt worden ist, so war nicht „der Wille", am wenigsten der *böse* Wille Grund davon: eher schon hätte ich mich — ich deutete es eben an — über den guten Willen zu beklagen, der keinen kleinen Unfug in meinem Leben angerichtet hat. Meine Erfahrungen geben mir ein Anrecht auf Misstrauen überhaupt hinsichtlich der sogenannten „selbstlosen" Triebe, der gesammten zu Rath und That bereiten „Nächstenliebe". Sie gilt mir an sich als Schwäche, als Einzelfall der Widerstands-Unfähigkeit gegen Reize, — das *Mitleiden* heisst nur bei décadents eine Tugend. Ich werfe den Mitleidigen vor, dass ihnen die Scham, die Ehrfurcht, das Zartgefühl vor Distanzen leicht abhanden kommt, dass Mitleiden im Handumdrehn nach Pöbel riecht und schlechten Manieren zum Verwechseln ähnlich sieht, — dass mitleidige Hände unter Umständen geradezu zerstörerisch in grosses Schicksal, in eine Vereinsamung unter Wunden, in ein *Vorrecht* auf schwere Schuld hineingreifen können. Die Überwindung des Mitleids rechne ich unter die *vornehmen* Tugenden: ich habe als „Versuchung Zarathustra's" einen Fall gedichtet, wo ein grosser Nothschrei an ihn kommt, wo das Mitleiden wie eine letzte Sünde ihn überfallen, ihn von *sich* abspenstig machen will. Hier Herr bleiben, hier die Höhe seiner Aufgabe rein halten von den viel niedrigeren und kurzsichtigeren Antrieben, welche in den sogenannten selbstlosen Handlungen tätig sind, das ist die Probe, die letzte Probe vielleicht, die ein Zarathustra abzulegen hat — sein eigentlicher *Beweis* von Kraft ...

5.

Auch noch in einem anderen Punkte bin ich bloss mein Vater noch einmal und gleichsam sein Fortleben nach einem allzufrühen Tode. Gleich Jedem, der nie unter seines Gleichen lebte und dem der Begriff „Vergeltung" so unzugänglich ist wie etwa der Begriff „gleiche Rechte", verbiete ich mir in Fällen, wo eine kleine oder *sehr grosse* Thorheit an mir begangen wird, jede Gegenmaassregel, jede Schutzmaassregel, — wie billig, auch jede Vertheidigung, jede „Rechtfertigung". Meine Art Vergeltung besteht darin, der Dummheit so schnell wie möglich eine Klugheit nachzuschicken: so holt man sie vielleicht noch ein. Im Gleichniss geredet: ich schicke einen Topf mit Confitüren, um eine *sauere* Geschichte loszuwerden ... Man hat nur Etwas an mir schlimm zu machen, ich „vergelte" es, dessen sei man sicher: ich finde über Kurzem eine Gelegenheit, dem „Missethäter" meinen Dank auszudrücken (mitunter sogar für die Missethat) — oder ihn um Etwas zu *bitten*, was verbindlicher sein kann als Etwas geben ... Auch scheint es mir, dass das gröbste Wort, der gröbste Brief noch gutartiger, noch honetter sind als Schweigen. Solchen, die schweigen, fehlt es fast immer an Feinheit und Höflichkeit des Herzens; Schweigen ist ein Einwand, Hinunterschlucken macht nothwendig einen schlechten Charakter, — es verdirbt selbst den Magen. Alle Schweiger sind dyspeptisch. — Man sieht, ich möchte die Grobheit nicht unterschätzt wissen, sie ist bei weitem die *humanste* Form des Widerspruchs und, inmitten der modernen Verzärtelung, eine unsrer ersten Tugenden. — Wenn man reich genug dazu ist, ist es selbst ein Glück, Unrecht zu haben. Ein Gott, der auf die Erde käme, dürfte gar nichts Andres *thun* als Unrecht, — nicht die Strafe, sondern die *Schuld* auf sich zu nehmen wäre erst göttlich.

6.

Die Freiheit vom Ressentiment, die Aufklärung über das Ressentiment — wer weiss, wie sehr ich zuletzt auch darin meiner langen Krankheit zu Dank verpflichtet bin! Das Problem ist nicht gerade einfach: man muss es aus der Kraft heraus und aus der Schwäche heraus erlebt haben. Wenn irgend Etwas überhaupt gegen Kranksein, gegen Schwachsein geltend gemacht werden muss, so ist es, dass in ihm der eigentliche Heilinstinkt, das ist der *Wehr- und Waffen-Instinkt* im Menschen mürbe wird. Man weiss von Nichts loszukommen, man weiss mit Nichts fertig zu werden, man weiss Nichts zurückzustossen, — Alles verletzt. Mensch und Ding kommen zudringlich nahe, die Erlebnisse treffen zu tief, die Erinnerung ist eine eiternde Wunde. Kranksein *ist* eine Art Ressentiment selbst. — Hiergegen hat der Kranke nur Ein grosses Heilmittel — ich nenne es den *russischen Fatalismus*, jenen Fatalismus ohne Revolte, mit dem sich ein russischer Soldat, dem der Feldzug zu hart wird, zuletzt in den Schnee legt. Nichts überhaupt mehr annehmen, an sich nehmen, *in* sich hineinnehmen, — überhaupt nicht mehr reagiren . . . Die grosse Vernunft dieses Fatalismus, der nicht immer nur der Muth zum Tode ist, als lebenerhaltend unter den lebensgefährlichsten Umständen, ist die Herabsetzung des Stoffwechsels, dessen Verlangsamung, eine Art Wille zum Winterschlaf. Ein paar Schritte weiter in dieser Logik, und man hat den Fakir, der wochenlang in einem Grabe schläft . . . Weil man zu schnell sich verbrauchen würde, *wenn* man überhaupt reagirte, reagirt man gar nicht mehr: dies ist die Logik. Und mit Nichts brennt man rascher ab, als mit den Ressentiments-Affekten. Der Aerger, die krankhafte Verletzlichkeit, die Ohnmacht zur Rache, die Lust, der Durst nach der Rache, das Giftmischen in jedem Sinne — das ist für Erschöpfte sicherlich die nachtheiligste Art zu reagiren: ein

rapider Verbrauch von Nervenkraft, eine krankhafte Steigerung schädlicher Ausleerungen, zum Beispiel der Galle in den Magen, ist damit bedingt. Das Ressentiment ist das Verbotene *an sich* für den Kranken — *sein* Böses: leider auch sein natürlichster Hang. — Das begriff jener tiefe Physiolog Buddha. Seine „Religion", die man besser als eine *Hygiene* bezeichnen dürfte, um sie nicht mit so erbarmungswürdigen Dingen wie das Christenthum ist, zu vermischen, machte ihre Wirkung abhängig von dem Sieg über das Ressentiment: die Seele *davon* frei machen — erster Schritt zur Genesung. „Nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zu Ende, durch Freundschaft kommt Feindschaft zu Ende": das steht am Anfang der Lehre Buddha's — so redet *nicht* die Moral, so redet die Physiologie. — Das Ressentiment, aus der Schwäche geboren, Niemandem schädlicher als dem Schwachen selbst, — im andern Falle, wo eine reiche Natur die Voraussetzung ist, ein *überflüssiges* Gefühl, ein Gefühl, über das Herr zu bleiben beinahe der Beweis des Reichthums ist. Wer den Ernst kennt, mit dem meine Philosophie den Kampf mit den Rach- und Nachgefühlen bis in die Lehre vom „freien Willen" hinein aufgenommen hat — der Kampf mit dem Christenthum ist nur ein Einzelfall daraus — wird verstehn, weshalb ich mein persönliches Verhalten, meine *Instinkt-Sicherheit* in der Praxis hier gerade an's Licht stelle. In den Zeiten der décadence *verbot* ich sie mir als schädlich; sobald das Leben wieder reich und stolz genug dazu war, verbot ich sie mir als *unter* mir. Jener „russische Fatalismus", von dem ich sprach, trat darin bei mir hervor, dass ich beinahe unerträgliche Lagen, Orte, Wohnungen, Gesellschaften, nachdem sie einmal, durch Zufall, gegeben waren, Jahre lang zäh festhielt, — es war besser, als sie ändern, als sie veränderbar zu *fühlen*, — als sich gegen sie aufzulehnen . . . Mich in diesem Fatalismus stören, mich gewaltsam aufwecken nahm

ich damals tödtlich übel: — in Wahrheit war es auch jedes Mal tödtlich gefährlich. — Sich selbst wie ein Fatum nehmen, nicht sich „anders“ wollen — das ist in solchen Zuständen die *grosse Vernunft* selbst.

7.

Ein ander Ding ist der Krieg. Ich bin meiner Art nach kriegerisch. Angreifen gehört zu meinen Instinkten. Feind sein *können*, Feind sein — das setzt vielleicht eine starke Natur voraus, jedenfalls ist es bedingt in jeder starken Natur. Sie braucht Widerstände, folglich *sucht* sie Widerstand: das *aggressive* Pathos gehört ebenso nothwendig zur Stärke als das Rach- und Nachgefühl zur Schwäche. Das Weib zum Beispiel ist rachsüchtig: das ist in seiner Schwäche bedingt, so gut wie seine Reizbarkeit für fremde Noth. — Die Stärke des Angreifenden hat in der Gegnerschaft, die er nöthig hat, eine Art *Maass;* jedes Wachsthum verräth sich im Aufsuchen eines gewaltigeren Gegners — oder Problems: denn ein Philosoph, der kriegerisch ist, fordert auch Probleme zum Zweikampf heraus. Die Aufgabe ist *nicht*, überhaupt über Widerstände Herr zu werden, sondern über solche, an denen man seine ganze Kraft, Geschmeidigkeit und Waffen-Meisterschaft einzusetzen hat, — über *gleiche* Gegner . . . Gleichheit vor dem Feinde — erste Voraussetzung zu einem *rechtschaffnen* Duell. Wo man verachtet, *kann* man nicht Krieg führen; wo man befiehlt, wo man Etwas *unter* sich sieht, *hat* man nicht Krieg zu führen. — Meine Kriegs-Praxis ist in vier Sätze zu fassen. Erstens: ich greife nur Sachen an, die siegreich sind, — ich warte unter Umständen, bis sie siegreich sind. Zweitens: ich greife nur Sachen an, wo ich keine Bundesgenossen finden würde, wo ich allein stehe, — wo ich mich allein compromittire . . . Ich habe nie einen Schritt öffentlich gethan, der nicht compromittirte: das ist

mein Kriterium des rechten Handelns. Drittens: ich greife nie Personen an, — ich bediene mich der Person nur wie eines starken Vergrösserungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichenden, aber wenig greifbaren Nothstand sichtbar machen kann. So griff ich David Strauss an, genauer den *Erfolg* eines altersschwachen Buchs bei der deutschen „Bildung", — ich ertappte diese Bildung dabei auf der That ... So griff ich Wagnern an, genauer die Falschheit, die Instinkt-Halbschlächtigkeit unsrer „Cultur", welche die Raffinirten mit den Reichen, die Späten mit den Grossen verwechselt. Viertens: ich greife nur Dinge an, wo jedwede Personen-Differenz ausgeschlossen ist, wo jeder Hintergrund schlimmer Erfahrungen fehlt. Im Gegentheil, angreifen ist bei mir ein Beweis des Wohlwollens, unter Umständen der Dankbarkeit. Ich ehre, ich zeichne aus damit, dass ich meinen Namen mit dem einer Sache, einer Person verbinde: für oder wider — das gilt mir darin gleich. Wenn ich dem Christenthum den Krieg mache, so steht dies mir zu, weil ich von dieser Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe, — die ernstesten Christen sind mir immer gewogen gewesen. Ich selber, ein Gegner des Christenthums de rigueur, bin ferne davon, es dem Einzelnen nachzutragen, was das Verhängniss von Jahrtausenden ist. —

8.

Darf ich noch einen letzten Zug meiner Natur anzudeuten wagen, der mir im Umgang mit Menschen keine kleine Schwierigkeit macht? Mir eignet eine vollkommen unheimliche Reizbarkeit des Reinlichkeits-Instinkts, so dass ich die Nähe oder — was sage ich? — das Innerlichste, die „Eingeweide" jeder Seele physiologisch wahrnehme — *rieche* ... Ich habe an dieser Reizbarkeit psychologische Fühlhörner,

mit denen ich jedes Geheimniss betaste und in die Hand bekomme: der viele *verborgene* Schmutz auf dem Grunde mancher Natur, vielleicht in schlechtem Blut bedingt, aber durch Erziehung übertüncht, wird mir fast bei der ersten Berührung schon bewusst. Wenn ich recht beobachtet habe, empfinden solche meiner Reinlichkeit unzuträgliche Naturen die Vorsicht meines Ekels auch ihrerseits: sie werden damit nicht wohlriechender ... So wie ich mich immer gewöhnt habe — eine extreme Lauterkeit gegen mich ist meine Daseins-Voraussetzung, ich komme um unter unreinen Bedingungen —, schwimme und bade und plätschere ich gleichsam beständig im Wasser, in irgend einem vollkommen durchsichtigen und glänzenden Elemente. Das macht mir aus dem Verkehr mit Menschen keine kleine Geduld-Probe; meine Humanität besteht *nicht* darin, mitzufühlen, wie der Mensch ist, sondern es *auszuhalten*, dass ich ihn mitfühle ... Meine Humanität ist eine beständige Selbstüberwindung. — Aber ich habe *Einsamkeit* nöthig, will sagen, Genesung, Rückkehr zu mir, den Athem einer freien leichten spielenden Luft ... Mein ganzer Zarathustra ist ein Dithyrambus auf die Einsamkeit, oder, wenn man mich verstanden hat, auf die *Reinheit* ... Zum Glück nicht auf die *reine Thorheit* ... — Wer Augen für Farben hat, wird ihn diamanten nennen. — Der *Ekel* am Menschen, am „Gesindel" war immer meine grösste Gefahr ... Will man die Worte hören, in denen Zarathustra von der *Erlösung* vom Ekel redet?

> Was geschah mir doch? Wie erlöste ich mich vom Ekel? Wer verjüngte mein Auge? Wie erflog ich die Höhe, wo kein Gesindel mehr am Brunnen sitzt?
>
> Schuf mein Ekel selber mir Flügel und quellenahnende Kräfte? Wahrlich, in's Höchste musste ich fliegen, dass ich den Born der Lust wiederfände! —

Oh ich fand ihn, meine Brüder! Hier im Höchsten quillt mir der Born der Lust! Und es giebt ein Leben, an dem kein Gesindel mittrinkt!

Fast zu heftig strömst du mir, Quell der Lust! Und oft leerst du den Becher wieder, dadurch, dass du ihn füllen willst.

Und noch muss ich lernen, bescheidener dir zu nahen: allzuheftig strömt dir noch mein Herz entgegen:

— mein Herz, auf dem mein Sommer brennt, der kurze, heisse, schwermüthige, überselige: wie verlangt mein Sommer-Herz nach deiner Kühle!

Vorbei die zögernde Trübsal meines Frühlings! Vorüber die Schneeflocken meiner Bosheit im Juni! Sommer wurde ich ganz und Sommer-Mittag, —

— ein Sommer im Höchsten mit kalten Quellen und seliger Stille: oh kommt, meine Freunde, dass die Stille noch seliger werde!

Denn dies ist *unsre* Höhe und unsre Heimat: zu hoch und steil wohnen wir hier allen Unreinen und ihrem Durste.

Werft nur eure reinen Augen in den Born meiner Lust, ihr Freunde! Wie sollte er darob trübe werden? Entgegenlachen soll er euch mit *seiner* Reinheit.

Auf dem Baume Zukunft bauen wir unser Nest; Adler sollen uns Einsamen Speise bringen in ihren Schnäbeln!

Wahrlich, keine Speise, an der Unsaubere mitessen dürften! Feuer würden sie zu fressen wähnen und sich die Mäuler verbrennen.

Wahrlich, keine Heimstätten halten wir hier bereit für Unsaubere! Eishöhle würde ihren Leibern unser Glück heissen und ihren Geistern!

Und wie starke Winde wollen wir über ihnen leben, Nachbarn den Adlern, Nachbarn dem Schnee, Nachbarn der Sonne: also leben starke Winde.

Und einem Winde gleich will ich einst noch zwischen sie blasen und mit meinem Geiste ihrem Geiste den Athem nehmen: so will es meine Zukunft.

Wahrlich, ein starker Wind ist Zarathustra allen Niederungen: und solchen Rath räth er seinen Feinden und Allem, was spuckt und speit: hütet euch, *gegen* den Wind zu speien! ...

Warum ich so klug bin

1.

Warum ich Einiges *mehr* weiss? Warum ich überhaupt so klug bin? Ich habe nie über Fragen nachgedacht, die keine sind, — ich habe mich nicht verschwendet. — Eigentliche *religiöse* Schwierigkeiten zum Beispiel kenne ich nicht aus Erfahrung. Es ist mir gänzlich entgangen, inwiefern ich „sündhaft" sein sollte. Insgleichen fehlt mir ein zuverlässiges Kriterium dafür, was ein Gewissensbiss ist: nach dem, was man darüber *hört*, scheint mir ein Gewissensbiss nichts Achtbares ... Ich möchte nicht eine Handlung *hinterdrein* im Stich lassen, ich würde vorziehn, den schlimmen Ausgang, die *Folgen* grundsätzlich aus der Werthfrage wegzulassen. Man verliert beim schlimmen Ausgang gar zu leicht den *richtigen* Blick für Das, was man that: ein Gewissensbiss scheint mir eine Art „*böser* Blick". Etwas, das fehlschlägt, um so mehr bei sich in Ehren halten, *weil* es fehlschlug — das gehört eher schon zu meiner Moral. — „Gott", „Unsterblichkeit der Seele", „Erlösung", „Jenseits" lauter Begriffe, denen ich keine Aufmerksamkeit, auch keine Zeit geschenkt habe, selbst als Kind nicht, — ich war vielleicht nie kindlich genug dazu? — Ich kenne den Atheismus durchaus nicht als Ergebniss, noch weniger als Ereigniss: er versteht sich bei mir aus Instinkt. Ich bin zu neugierig, zu *fragwürdig*, zu übermüthig, um mir eine faustgrobe Antwort gefallen zu lassen. Gott ist eine faustgrobe Antwort, eine Undelicatesse gegen uns Denker —, im Grunde sogar bloss

ein faustgrobes *Verbot* an uns: ihr sollt nicht denken! . . . Ganz anders interessirt mich eine Frage, an der mehr das „Heil der Menschheit" hängt, als an irgend einer Theologen-Curiosität: die Frage der *Ernährung*. Man kann sie sich, zum Handgebrauch, so formuliren: „wie hast gerade *du* dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von Kraft, von virtù im Renaissance-Stile, von moralinfreier Tugend zu kommen?" — Meine Erfahrungen sind hier so schlimm als möglich; ich bin erstaunt, diese Frage so spät gehört, aus diesen Erfahrungen so spät „Vernunft" gelernt zu haben. Nur die vollkommne Nichtswürdigkeit unsrer deutschen Bildung — ihr „Idealismus" — erklärt mir einigermaassen, weshalb ich gerade hier rückständig bis zur Heiligkeit war. Diese „Bildung", welche von vornherein die *Realitäten* aus den Augen verlieren lehrt, um durchaus problematischen, sogenannten „idealen" Zielen nachzujagen, zum Beispiel der „klassischen Bildung": — als ob es nicht von vornherein verurtheilt wäre, „klassisch" und „deutsch" in Einen Begriff zu einigen! Mehr noch, es wirkt erheiternd, — man denke sich einmal einen „klassisch gebildeten" Leipziger! — In der That, ich habe bis zu meinen reifsten Jahren immer nur *schlecht* gegessen, — moralisch ausgedrückt „unpersönlich", „selbstlos", „altruistisch", zum Heil der Köche und andrer Mitchristen. Ich verneinte zum Beispiel durch Leipziger Küche, gleichzeitig mit meinem ersten Studium Schopenhauer's (1865), sehr ernsthaft meinen „Willen zum Leben". Sich zum Zweck unzureichender Ernährung auch noch den Magen verderben — dies Problem schien mir die genannte Küche zum Verwundern glücklich zu lösen. (Man sagt, 1866 habe darin eine Wendung hervorgebracht —.) Aber die deutsche Küche überhaupt — was hat sie nicht alles auf dem Gewissen! Die Suppe *vor* der Mahlzeit (noch in venetianischen Kochbüchern des 16. Jahrhunderts alla tedesca genannt); die ausgekochten Fleische,

die fett und mehlig gemachten Gemüse; die Entartung der Mehlspeise zum Briefbeschwerer! Rechnet man gar noch die geradezu viehischen Nachguss-Bedürfnisse der alten, durchaus nicht bloss *alten* Deutschen dazu, so versteht man auch die Herkunft des *deutschen Geistes* — aus betrübten Eingeweiden ... Der deutsche Geist ist eine Indigestion, er wird mit Nichts fertig. — Aber auch die *englische* Diät, die, im Vergleich mit der deutschen, selbst der französischen, eine Art „Rückkehr zur Natur", nämlich zum Canibalismus ist, geht meinem eignen Instinkt tief zuwider; es scheint mir, dass sie dem Geist *schwere* Füsse giebt — Engländerinnen-Füsse ... Die beste Küche ist die *Piemont*'s. — Alkoholika sind mir nachtheilig; ein Glas Wein oder Bier des Tags reicht vollkommen aus, mir aus dem Leben ein „Jammerthal" zu machen, — in München leben meine Antipoden. Gesetzt, dass ich dies ein wenig spät begriff, *erlebt* habe ich's eigentlich von Kindesbeinen an. Als Knabe glaubte ich, Weintrinken sei wie Tabakrauchen anfangs nur eine Vanitas junger Männer, später eine schlechte Gewöhnung. Vielleicht, dass an diesem *herben* Urtheil auch der Naumburger Wein mit schuld ist. Zu glauben, dass der Wein *erheitert*, dazu müsste ich Christ sein, will sagen glauben, was gerade für mich eine Absurdität ist. Seltsam genug, bei dieser extremen Verstimmbarkeit durch *kleine*, stark verdünnte Dosen Alkohol, werde ich beinahe zum Seemann, wenn es sich um *starke* Dosen handelt. Schon als Knabe hatte ich hierin meine Tapferkeit. Eine lange lateinische Abhandlung in Einer Nachtwache niederzuschreiben und auch noch abzuschreiben, mit dem Ehrgeiz in der Feder, es meinem Vorbilde Sallust in Strenge und Gedrängtheit nachzuthun und einigen Grog von schwerstem Kaliber über mein Latein zu giessen, dies stand schon, als ich Schüler der ehrwürdigen Schulpforta war, durchaus nicht im Widerspruch zu meiner Physiologie, noch

vielleicht auch zu der des Sallust — wie sehr auch immer zur ehrwürdigen Schulpforta . . . Später, gegen die Mitte des Lebens hin, entschied ich mich freilich immer strenger *gegen* jedwedes „geistige" Getränk: ich, ein Gegner des Vegetarierthums aus Erfahrung, ganz wie Richard Wagner, der mich bekehrt hat, weiss nicht ernsthaft genug die unbedingte Enthaltung von Alcoholicis allen *geistigeren* Naturen anzurathen. *Wasser* thut's . . . Ich ziehe Orte vor, wo man überall Gelegenheit hat, aus fliessenden Brunnen zu schöpfen (Nizza, Turin, Sils); ein kleines Glas läuft mir nach wie ein Hund. In vino *veritas:* es scheint, dass ich auch hier wieder über den Begriff „Wahrheit" mit aller Welt uneins bin: — bei mir schwebt der Geist über dem *Wasser* . . . Ein paar Fingerzeige noch aus meiner Moral. Eine starke Mahlzeit ist leichter zu verdauen als eine zu kleine. Dass der Magen als Ganzes in Thätigkeit tritt, erste Voraussetzung einer guten Verdauung. Man muss die Grösse seines Magens *kennen.* Aus gleichem Grunde sind jene langwierigen Mahlzeiten zu widerrathen, die ich unterbrochne Opferfeste nenne, die an der table d'hôte. — Keine Zwischenmahlzeiten, keinen Café: Café verdüstert. *Thee* nur morgens zuträglich. Wenig, aber energisch; Thee sehr nachtheilig und den ganzen Tag ankränkelnd, wenn er nur um einen Grad zu schwach ist. Jeder hat hier sein Maass, oft zwischen den engsten und delikatesten Grenzen. In einem sehr agaçanten Klima ist Thee als Anfang unräthlich: man soll eine Stunde vorher eine Tasse dicken entölten Cacao's den Anfang machen lassen. — So wenig als möglich *sitzen*; keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist und bei freier Bewegung, — in dem nicht auch die Muskeln ein Fest feiern. Alle Vorurtheile kommen aus den Eingeweiden. — Das Sitzfleisch — ich sagte es schon einmal — die eigentliche *Sünde* wider den heiligen Geist. —

2.

Mit der Frage der Ernährung ist nächstverwandt die Frage nach *Ort* und *Klima*. Es steht Niemandem frei, überall zu leben; und wer grosse Aufgaben zu lösen hat, die seine ganze Kraft herausfordern, hat hier sogar eine sehr enge Wahl. Der klimatische Einfluss auf den *Stoffwechsel*, seine Hemmung, seine Beschleunigung, geht so weit, dass ein Fehlgriff in Ort und Klima Jemanden nicht nur seiner Aufgabe entfremden, sondern ihm dieselbe überhaupt vorenthalten kann: er bekommt sie nie zu Gesicht. Der animalische vigor ist nie gross genug bei ihm geworden, dass jene in's Geistigste überströmende Freiheit erreicht wird, wo Jemand erkennt: *das* kann ich allein ... Eine zur schlechten Gewohnheit gewordne noch so kleine Eingeweide-Trägheit genügt vollständig, um aus einem Genie etwas Mittelmässiges, etwas „Deutsches" zu machen; das deutsche Klima allein ist ausreichend, um starke und selbst heroisch angelegte Eingeweide zu entmuthigen. Das tempo des Stoffwechsels steht in einem genauen Verhältniss zur Beweglichkeit oder Lahmheit der *Füsse* des Geistes; der „Geist" selbst ist ja nur eine Art dieses Stoffwechsels. Man stelle sich die Orte zusammen, wo es geistreiche Menschen giebt und gab, wo Witz, Raffinement, Bosheit zum Glück gehörten, wo das Genie fast nothwendig sich heimisch machte: sie haben alle eine ausgezeichnet trockne Luft. Paris, die Provence, Florenz, Jerusalem, Athen — diese Namen beweisen Etwas: das Genie ist *bedingt* durch trockne Luft, durch reinen Himmel, — das heisst durch rapiden Stoffwechsel, durch die Möglichkeit, grosse, selbst ungeheure Mengen Kraft sich immer wieder zuzuführen. Ich habe einen Fall vor Augen, wo ein bedeutend und frei angelegter Geist bloss durch Mangel an Instinkt-Feinheit im Klimatischen eng, verkrochen, Specialist und Sauertopf wurde. Und ich selber hätte zuletzt dieser

Fall werden können, gesetzt, dass mich nicht die Krankheit zur Vernunft, zum Nachdenken über die Vernunft in der Realität gezwungen hätte. Jetzt, wo ich die Wirkungen klimatischen und meteorologischen Ursprungs aus langer Übung an mir als an einem sehr feinen und zuverlässigen Instrumente ablese und bei einer kurzen Reise schon, etwa von Turin nach Mailand, den Wechsel in den Graden der Luftfeuchtigkeit physiologisch bei mir nachrechne, denke ich mit Schrecken an die *unheimliche* Thatsache, dass mein Leben bis auf die letzten zehn Jahre, die lebensgefährlichen Jahre, immer sich nur in falschen und mir geradezu *verbotenen* Orten abgespielt hat. Naumburg, Schulpforta, Thüringen überhaupt, Leipzig, Basel, Venedig — ebenso viele Unglücks-Orte für meine Physiologie. Wenn ich überhaupt von meiner ganzen Kindheit und Jugend keine willkommne Erinnerung habe, so wäre es eine Thorheit, hier sogenannte „moralische" Ursachen geltend zu machen, — etwa den unbestreitbaren Mangel an *zureichender* Gesellschaft: denn dieser Mangel besteht heute wie er immer bestand, ohne dass er mich hinderte, heiter und tapfer zu sein. Sondern die Unwissenheit in physiologicis — der verfluchte „Idealismus" — ist das eigentliche Verhängniss in meinem Leben, das Überflüssige und Dumme darin, Etwas, aus dem nichts Gutes gewachsen, für das es keine Ausgleichung, keine Gegenrechnung giebt. Aus den Folgen dieses „Idealismus" erkläre ich mir alle Fehlgriffe, alle grossen Instinkt-Abirrungen und „Bescheidenheiten" abseits der *Aufgabe* meines Lebens, zum Beispiel, dass ich Philologe wurde — warum zum Mindesten nicht Arzt oder sonst irgend etwas Augen-Aufschliessendes? In meiner Basler Zeit war meine ganze geistige Diät, die Tages-Eintheilung eingerechnet, ein vollkommen sinnloser Missbrauch ausserordentlicher Kräfte, ohne eine irgendwie den Verbrauch deckende Zufuhr von Kräften, ohne ein

Nachdenken selbst über Verbrauch und Ersatz. Es fehlte jede feinere Selbstigkeit, jede *Obhut* eines gebieterischen Instinkts, es war ein Sich-gleich-setzen mit Irgendwem, eine „Selbstlosigkeit", ein Vergessen seiner Distanz, — Etwas, das ich mir nie verzeihe. Als ich fast am Ende war, dadurch *dass* ich fast am Ende war, wurde ich nachdenklich über diese Grund-Unvernunft meines Lebens — den „Idealismus". Die *Krankheit* brachte mich erst zur Vernunft. —

3.

Die Wahl in der Ernährung; die Wahl von Klima und Ort; — das Dritte, worin man um keinen Preis einen Fehlgriff thun darf, ist die Wahl *seiner Art Erholung*. Auch hier sind je nach dem Grade, in dem ein Geist sui generis ist, die Grenzen des ihm Erlaubten, das heisst *Nützlichen*, eng und enger. In meinem Fall gehört alles *Lesen* zu meinen Erholungen: folglich zu dem, was mich von mir losmacht, was mich in fremden Wissenschaften und Seelen spazieren gehn lässt, — was ich nicht mehr ernst nehme. Lesen erholt mich eben von *meinem* Ernste. In tief arbeitsamen Zeiten sieht man keine Bücher bei mir: ich würde mich hüten, Jemanden in meiner Nähe reden oder gar denken zu lassen. Und das hiesse ja lesen . . . Hat man eigentlich beobachtet, dass in jener tiefen Spannung, zu der die Schwangerschaft den Geist und im Grunde den ganzen Organismus verurtheilt, der Zufall, jede Art Reiz von aussen her zu vehement wirkt, zu tief „einschlägt"? Man muss dem Zufall, dem Reiz von aussen her so viel als möglich aus dem Wege gehn; eine Art Selbst-Vermauerung gehört zu den ersten Instinkt-Klugheiten der geistigen Schwangerschaft. Werde ich es erlauben, dass ein *fremder* Gedanke heimlich über die Mauer steigt? — Und das hiesse ja lesen . . . Auf die

Zeiten der Arbeit und Fruchtbarkeit folgt die Zeit der Erholung: heran mit euch, ihr angenehmen, ihr geistreichen, ihr gescheuten Bücher! — Werden es deutsche Bücher sein? ... Ich muss ein Halbjahr zurückrechnen, dass ich mich mit einem Buch in der Hand ertappe. Was war es doch? — Eine ausgezeichnete Studie von Victor Brochard, les Sceptiques Grecs, in der auch meine Laertiana gut benutzt sind. Die Skeptiker, der einzige *ehrenwerthe* Typus unter dem so zwei- bis fünfdeutigen Volk der Philosophen! ... Sonst nehme ich meine Zuflucht fast immer zu denselben Büchern, einer kleinen Zahl im Grunde, den gerade für mich *bewiesenen* Büchern. Es liegt vielleicht nicht in meiner Art, Viel und Vielerlei zu lesen: ein Lesezimmer macht mich krank. Es liegt auch nicht in meiner Art, Viel oder Vielerlei zu lieben. Vorsicht, selbst Feindseligkeit gegen neue Bücher gehört eher schon zu meinem Instinkte als „Toleranz", „largeur du cœur" und andre „Nächstenliebe" ... Im Grunde ist es eine kleine Anzahl älterer Franzosen, zu denen ich immer wieder zurückkehre: ich glaube nur an französische Bildung und halte Alles, was sich sonst in Europa „Bildung" nennt, für Missverständniss, nicht zu reden von der deutschen Bildung ... Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor Allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe. — Dass ich Pascal nicht lese, sondern *liebe,* als das lehrreichste Opfer des Christenthums, langsam hingemordet, erst leiblich, dann psychologisch, die ganze Logik dieser schauderhaftesten Form unmenschlicher Grausamkeit; dass ich Etwas von Montaigne's Muthwillen im Geiste, wer weiss? vielleicht auch im Leibe habe; dass mein Artisten-Geschmack die Namen Molière, Corneille und Racine nicht ohne Ingrimm gegen ein wüstes Genie wie Shakespeare in Schutz

nimmt: das schliesst zuletzt nicht aus, dass mir nicht auch die allerletzten Franzosen eine charmante Gesellschaft wären. Ich sehe durchaus nicht ab, in welchem Jahrhundert der Geschichte man so neugierige und zugleich so delikate Psychologen zusammenfischen könnte, wie im jetzigen Paris: ich nenne versuchsweise — denn ihre Zahl ist gar nicht klein — die Herrn Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, oder um Einen von der starken Rasse hervorzuheben, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugethan bin, Guy de Maupassant. Ich ziehe *diese* Generation, unter uns gesagt, sogar ihren grossen Lehrern vor, die allesammt durch deutsche Philosophie verdorben sind (Herr Taine zum Beispiel durch Hegel, dem er das Missverständniss grosser Menschen und Zeiten verdankt). So weit Deutschland reicht, *verdirbt* es die Cultur. Der Krieg erst hat den Geist in Frankreich „erlöst“ . . . Stendhal, einer der schönsten Zufälle meines Lebens — denn Alles, was in ihm Epoche macht, hat der Zufall, niemals eine Empfehlung mir zugetrieben — ist ganz unschätzbar mit seinem vorwegnehmenden Psychologen-Auge, mit seinem Thatsachen-Griff, der an die Nähe des grössten Thatsächlichen erinnert (ex ungue Napoleonem —); endlich nicht am Wenigsten als *ehrlicher* Atheist, — eine in Frankreich spärliche und fast kaum auffindbare species — Prosper Mérimée in Ehren . . . Vielleicht bin ich selbst auf Stendhal neidisch? Er hat mir den besten Atheisten-Witz weggenommen, den gerade ich hätte machen können: „die einzige Entschuldigung Gottes ist, dass er nicht existirt“ . . . Ich selbst habe irgendwo gesagt: was war der grösste Einwand gegen das Dasein bisher? *Gott* . . .

4.

Den höchsten Begriff vom Lyriker hat mir Heinrich Heine gegeben. Ich suche umsonst in allen Reichen der Jahr-

tausende nach einer gleich süssen und leidenschaftlichen Musik. Er besass jene göttliche Bosheit, ohne die ich mir das Vollkommne nicht zu denken vermag, — ich schätze den Werth von Menschen, von Rassen darnach ab, wie nothwendig sie den Gott nicht abgetrennt vom Satyr zu verstehen wissen. — Und wie er das Deutsche handhabt! Man wird einmal sagen, dass Heine und ich bei weitem die ersten Artisten der deutschen Sprache gewesen sind — in einer unausrechenbaren Entfernung von Allem, was blosse Deutsche mit ihr gemacht haben. — Mit Byron's Manfred muss ich tief verwandt sein: ich fand alle diese Abgründe in mir, — mit dreizehn Jahren war ich für dies Werk reif. Ich habe kein Wort, bloss einen Blick für Die, welche in Gegenwart des Manfred das Wort Faust auszusprechen wagen. Die Deutschen sind *unfähig* jedes Begriffs von Grösse: Beweis Schumann. Ich habe eigens, aus Ingrimm gegen diesen süsslichen Sachsen, eine Gegenouvertüre zum Manfred componirt, von der Hans von Bülow sagte, dergleichen habe er nie auf Notenpapier gesehn: das sei Nothzucht an der Euterpe. — Wenn ich meine höchste Formel für Shakespeare suche, so finde ich immer nur die, dass er den Typus Cäsar concipirt hat. Dergleichen erräth man nicht, — man ist es oder man ist es nicht. Der grosse Dichter schöpft *nur* aus seiner Realität — bis zu dem Grade, dass er hinterdrein sein Werk nicht mehr aushält ... Wenn ich einen Blick in meinen Zarathustra geworfen habe, gehe ich eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab, unfähig, über einen unerträglichen Krampf von Schluchzen Herr zu werden. — Ich kenne keine herzzerreissendere Lektüre als Shakespeare: was muss ein Mensch gelitten haben, um dergestalt es nöthig zu haben, Hanswurst zu sein! — *Versteht* man den Hamlet? Nicht der Zweifel, die *Gewissheit* ist Das, was wahnsinnig macht ... Aber dazu muss man tief, Abgrund, Philosoph

sein, um so zu fühlen ... Wir *fürchten* uns Alle vor der Wahrheit ... Und, dass ich es bekenne: ich bin dessen instinktiv sicher und gewiss, dass Lord Bacon der Urheber, der Selbstthierquäler dieser unheimlichsten Art Litteratur ist: was geht *mich* das erbarmungswürdige Geschwätz amerikanischer Wirr- und Flachköpfe an? Aber die Kraft zur mächtigsten Realität der Vision ist nicht nur verträglich mit der mächtigsten Kraft zur That, zum Ungeheuren der That, zum Verbrechen — *sie setzt sie selbst voraus* ... Wir wissen lange nicht genug von Lord Bacon, dem ersten Realisten in jedem grossen Sinn des Wortes, um zu wissen, *was* er Alles gethan, *was* er gewollt, *was* er mit sich erlebt hat ... Und zum Teufel, meine Herrn Kritiker! Gesetzt, ich hätte meinen Zarathustra auf einen fremden Namen getauft, zum Beispiel auf den von Richard Wagner, der Scharfsinn von zwei Jahrtausenden hätte nicht ausgereicht, zu errathen, dass der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches" der Visionär des Zarathustra ist ...

5.

Hier, wo ich von den Erholungen meines Lebens rede, habe ich ein Wort nöthig, um meine Dankbarkeit für Das auszudrücken, was mich in ihm bei weitem am Tiefsten und Herzlichsten erholt hat. Dies ist ohne allen Zweifel der intimere Verkehr mit Richard Wagner gewesen. Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle — der *tiefen* Augenblicke ... Ich weiss nicht, was Andre mit Wagner erlebt haben: über *unsern* Himmel ist nie eine Wolke hinweggegangen. — Und hiermit komme ich nochmals auf Frankreich zurück, — ich habe keine Gründe, ich

habe bloss einen verachtenden Mundwinkel gegen Wagnerianer et hoc genus omne übrig, welche Wagner damit zu ehren glauben, dass sie ihn *sich* ähnlich finden . . . So wie ich bin in meinen tiefsten Instinkten Allem, was deutsch ist, fremd, so dass schon die Nähe eines Deutschen meine Verdauung verzögert, war die erste Berührung mit Wagner auch das erste Aufathmen in meinem Leben: ich empfand, ich verehrte ihn als *Ausland*, als Gegensatz, als leibhaften Protest gegen alle „deutschen Tugenden". — Wir, die wir in der Sumpfluft der Fünfziger Jahre Kinder gewesen sind, sind mit Nothwendigkeit Pessimisten für den Begriff „deutsch"; wir können gar nichts Anderes sein als Revolutionäre, — wir werden keinen Zustand der Dinge zugeben, wo *der Mucker* obenauf ist. Es ist mir vollkommen gleichgültig, ob er heute in andren Farben spielt, ob er sich in Scharlach kleidet und Husaren-Uniform anzieht . . . Wohlan! Wagner war ein Revolutionär — er lief vor den Deutschen davon . . . Als *Artist* hat man keine Heimat in Europa ausser in Paris; die délicatesse in allen fünf Kunstsinnen, die Wagner's Kunst voraussetzt, die Finger für nuances, die psychologische Morbidität, findet sich nur in Paris. Man hat nirgendswo sonst diese Leidenschaft in Fragen der Form, diesen Ernst in der mise en scène — es ist der Pariser Ernst par excellence. Man hat in Deutschland gar keinen Begriff von der ungeheuren Ambition, die in der Seele eines Pariser Künstlers lebt. Der Deutsche ist gutmüthig — Wagner war durchaus nicht gutmüthig . . . Aber ich habe schon zur Genüge ausgesprochen (in „Jenseits von Gut und Böse" Aph. 256), wohin Wagner gehört, in wem er seine Nächstverwandten hat: es ist die französische Spät-Romantik, jene hochfliegende und hoch emporreissende Art von Künstlern wie Delacroix, wie Berlioz, mit einem fond von Krankheit, von Unheilbarkeit im Wesen, lauter Fanatiker des *Ausdrucks*, Virtuosen

durch und durch ... Wer war der erste *intelligente* Anhänger Wagner's überhaupt? Charles Baudelaire, derselbe, der zuerst Delacroix verstand, jener typische décadent, in dem sich ein ganzes Geschlecht von Artisten wiedererkannt hat — er war vielleicht auch der letzte ... Was ich Wagnern nie vergeben habe? Dass er zu den Deutschen *condescendirte*, — dass er reichsdeutsch wurde ... So weit Deutschland reicht, *verdirbt* es die Cultur. —

6.

Alles erwogen, hätte ich meine Jugend nicht ausgehalten ohne Wagnerische Musik. Denn ich war *verurtheilt* zu Deutschen. Wenn man von einem unerträglichen Druck loskommen will, so hat man Haschisch nöthig. Wohlan, ich hatte Wagner nöthig. Wagner ist das Gegengift gegen alles Deutsche par excellence, — Gift, ich bestreite es nicht ... Von dem Augenblick an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab — mein Compliment, Herr von Bülow! —, war ich Wagnerianer. Die älteren Werke Wagner's sah ich unter mir — noch zu gemein, zu „deutsch" ... Aber ich suche heute noch nach einem Werke von gleich gefährlicher Fascination, von einer gleich schauerlichen und süssen Unendlichkeit, wie der Tristan ist, — ich suche in allen Künsten vergebens. Alle Fremdheiten Lionardo da Vinci's entzaubern sich beim ersten Tone des Tristan. Dies Werk ist durchaus das non plus ultra Wagner's; er erholte sich von ihm mit den Meistersingern und dem Ring. Gesünder werden — das ist ein *Rückschritt* bei einer Natur wie Wagner ... Ich nehme es als Glück ersten Rangs, zur rechten Zeit gelebt und gerade unter Deutschen gelebt zu haben, um *reif* für dies Werk zu sein: so weit geht bei mir die Neugierde des Psychologen. Die Welt ist arm für Den, der niemals krank

genug für diese „Wollust der Hölle“ gewesen ist: es ist erlaubt, es ist fast geboten, hier eine Mystiker-Formel anzuwenden. — Ich denke, ich kenne besser als irgend Jemand das Ungeheure, das Wagner vermag, die fünfzig Welten fremder Entzückungen, zu denen Niemand ausser ihm Flügel hatte; und so wie ich bin, stark genug, um mir auch das Fragwürdigste und Gefährlichste noch zum Vortheil zu wenden und damit stärker zu werden, nenne ich Wagner den grossen Wohlthäter meines Lebens. Das, worin wir verwandt sind, dass wir tiefer gelitten haben, auch an einander, als Menschen dieses Jahrhunderts zu leiden vermöchten, wird unsre Namen ewig wieder zusammenbringen; und so gewiss Wagner unter Deutschen bloss ein Missverständniss ist, so gewiss bin ich's und werde es immer sein. — Zwei Jahrhunderte psychologische und artistische Disciplin *zuerst*, meine Herrn Germanen! . . . Aber das holt man nicht nach. —

7.

— Ich sage noch ein Wort für die ausgesuchtesten Ohren: was ich eigentlich von der Musik will. Dass sie heiter und tief ist, wie ein Nachmittag im Oktober. Dass sie eigen, ausgelassen, zärtlich, ein kleines süsses Weib von Niedertracht und Anmuth ist . . . Ich werde nie zulassen, dass ein Deutscher wissen *könne*, was Musik ist. Was man deutsche Musiker nennt, die grössten voran, sind *Ausländer*, Slaven, Croaten, Italiäner, Niederländer — oder Juden; im andern Falle Deutsche der starken Rasse, *ausgestorbene* Deutsche, wie Heinrich Schütz, Bach und Händel. Ich selbst bin immer noch Pole genug, um gegen Chopin den Rest der Musik hinzugeben: ich nehme, aus drei Gründen, Wagner's Siegfried-Idyll aus, vielleicht auch Einiges von Liszt, der die vornehmen Orchester-Accente vor allen Musikern voraus hat; zuletzt

noch Alles, was jenseits der Alpen gewachsen ist — *diesseits* . . . Ich würde Rossini nicht zu missen wissen, noch weniger *meinen* Süden in der Musik, die Musik meines Venediger maëstro Pietro Gasti. Und wenn ich jenseits der Alpen sage, sage ich eigentlich nur Venedig. Wenn ich ein andres Wort für Musik suche, so finde ich immer nur das Wort Venedig. Ich weiss keinen Unterschied zwischen Thränen und Musik zu machen, — ich weiss das Glück, den *Süden* nicht ohne Schauder von Furchtsamkeit zu denken.

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang;
goldener Tropfen quoll's
über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
trunken schwamm's in die Dämmrung hinaus . . .

Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
— Hörte Jemand ihr zu? . . .

8.

In Alledem — in der Wahl von Nahrung, von Ort und Klima, von Erholung — gebietet ein Instinkt der Selbsterhaltung, der sich als Instinkt der *Selbstvertheidigung* am unzweideutigsten ausspricht. Vieles nicht sehn, nicht hören, nicht an sich herankommen lassen — erste Klugheit, erster Beweis dafür, dass man kein Zufall, sondern eine Necessität ist. Das gangbare Wort für diesen Selbstvertheidigungs-

Instinkt ist *Geschmack.* Sein Imperativ befiehlt nicht nur Nein zu sagen, wo das Ja eine „Selbstlosigkeit" sein würde, sondern auch *so wenig als möglich Nein zu sagen.* Sich trennen, sich abscheiden von dem, wo immer und immer wieder das Nein nöthig werden würde. Die Vernunft darin, ist, dass Defensiv-Ausgaben, selbst noch so kleine, zur Regel, zur Gewohnheit werdend, eine ausserordentliche und vollkommen überflüssige Verarmung bedingen. Unsre *grossen* Ausgaben sind die häufigsten kleinen. Das Abwehren, das Nicht-herankommen-lassen ist eine Ausgabe — man täusche sich hierüber nicht —, eine zu negativen Zwecken *verschwendete* Kraft. Man kann, bloss in der beständigen Noth der Abwehr, schwach genug werden, um sich nicht mehr wehren zu können. — Gesetzt, ich trete aus meinem Hause heraus und fände, statt des stillen und aristokratischen Turin, die deutsche Kleinstadt: mein Instinkt würde sich zu sperren haben, um Alles das zurückzudrängen, was aus dieser plattgedrückten und feigen Welt auf ihn eindringt. Oder ich fände die deutsche Grossstadt, dies gebaute Laster, wo nichts wächst, wo jedwedes Ding, Gutes und Schlimmes, eingeschleppt ist. Müsste ich nicht darüber zum *Igel* werden? — Aber Stacheln zu haben, ist eine Vergeudung, ein doppelter Luxus sogar, wenn es freisteht, keine Stacheln zu haben, sondern *offne* Hände . . .

Eine andre Klugheit und Selbstvertheidigung besteht darin, dass man *so selten als möglich reagirt* und dass man sich Lagen und Bedingungen entzieht, wo man verurtheilt wäre, seine „Freiheit", seine Initiative gleichsam auszuhängen und ein blosses Reagens zu werden. Ich nehme als Gleichniss den Verkehr mit Büchern. Der Gelehrte, der im Grunde nur noch Bücher „wälzt" — der Philologe mit mässigem Ansatz des Tags ungefähr 200 — verliert zuletzt ganz und gar das Vermögen, von sich aus zu denken. Wälzt er nicht, so

denkt er nicht. Er *antwortet* auf einen Reiz (— einen gelesenen Gedanken), wenn er denkt, — er reagirt zuletzt bloss noch. Der Gelehrte giebt seine ganze Kraft im Ja- und Neinsagen, in der Kritik von bereits Gedachtem ab, — er selber denkt nicht mehr ... Der Instinkt der Selbstvertheidigung ist bei ihm mürbe geworden; im andren Falle würde er sich gegen Bücher wehren. Der Gelehrte — ein décadent. — Das habe ich mit Augen gesehn: begabte, reich und frei angelegte Naturen schon in den dreissiger Jahren „zu Schanden gelesen", bloss noch Streichhölzer, die man reiben muss, damit sie Funken — „Gedanken" geben. — Frühmorgens beim Anbruch des Tags, in aller Frische, in der Morgenröthe seiner Kraft, ein *Buch* lesen — das nenne ich lasterhaft! — —

9.

An dieser Stelle ist nicht mehr zu umgehn, die eigentliche Antwort auf die Frage, *wie man wird, was man ist*, zu geben. Und damit berühre ich das Meisterstück in der Kunst der Selbsterhaltung — der *Selbstsucht* ... Angenommen nämlich, dass die Aufgabe, die Bestimmung, das *Schicksal* der Aufgabe über ein durchschnittliches Maass bedeutend hinausliegt, so würde keine Gefahr grösser sein, als sich selbst *mit* dieser Aufgabe zu Gesicht zu bekommen. Dass man wird, was man ist, setzt voraus, dass man nicht im Entferntesten ahnt, *was* man ist. Aus diesem Gesichtspunkte haben selbst die *Fehlgriffe* des Lebens ihren eignen Sinn und Werth, die zeitweiligen Nebenwege und Abwege, die Verzögerungen, die „Bescheidenheiten", der Ernst, auf Aufgaben verschwendet, die jenseits *der* Aufgabe liegen. Darin kommt eine grosse Klugheit, sogar die oberste Klugheit zum Ausdruck: wo nosce te ipsum das Recept zum Untergang wäre, wird Sich-Vergessen, Sich-*Missverstehn*, Sich-Verkleinern, -Verengern,

-Vermittelmässigen zur Vernunft selber. Moralisch ausgedrückt: Nächstenliebe, Leben für Andere und Anderes *kann* die Schutzmassregel zur Erhaltung der härtesten Selbstigkeit sein. Dies ist der Ausnahmefall, in welchem ich, gegen meine Regel und Ueberzeugung, die Partei der „selbstlosen" Triebe nehme: sie arbeiten hier im Dienste der *Selbstsucht, Selbstzucht.* — Man muss die ganze Oberfläche des Bewusstseins — Bewusstsein *ist* eine Oberfläche — rein erhalten von irgend einem der grossen Imperative. Vorsicht selbst vor jedem grossen Worte, jeder grossen Attitüde! Lauter Gefahren, dass der Instinkt zu früh „sich versteht" — —. Inzwischen wächst und wächst die organisirende, die zur Herrschaft berufne „Idee" in der Tiefe, — sie beginnt zu befehlen, sie leitet langsam aus Nebenwegen und Abwegen *zurück,* sie bereitet *einzelne* Qualitäten und Tüchtigkeiten vor, die einmal als Mittel zum Ganzem sich unentbehrlich erweisen werden, — sie bildet der Reihe nach alle *dienenden* Vermögen aus, bevor sie irgend Etwas von der dominirenden Aufgabe, von „Ziel", „Zweck", „Sinn" verlauten lässt. — Nach dieser Seite hin betrachtet ist mein Leben einfach wundervoll. Zur Aufgabe einer *Umwerthung der Werthe* waren vielleicht mehr Vermögen nöthig, als je in einem Einzelnen bei einander gewohnt haben, vor Allem auch Gegensätze von Vermögen, ohne dass diese sich stören, zerstören durften. Rangordnung der Vermögen; Distanz; die Kunst zu trennen, ohne zu verfeinden; Nichts vermischen, Nichts „versöhnen"; eine ungeheure Vielheit, die trotzdem das Gegenstück des Chaos ist — dies war die Vorbedingung, die lange geheime Arbeit und Künstlerschaft meines Instinkts. Seine *höhere Obhut* zeigte sich in dem Maasse stark, dass ich in keinem Falle auch nur geahnt habe, was in mir wächst, — dass alle meine Fähigkeiten plötzlich, reif, in ihrer letzten Vollkommenheit eines Tags *hervorsprangen.* Es fehlt in meiner Erinnerung, dass ich

mich je bemüht hätte, — es ist kein Zug von *Ringen* in meinem Leben nachweisbar, ich bin der Gegensatz einer heroischen Natur. Etwas „wollen", nach Etwas „streben", einen „Zweck", einen „Wunsch" im Auge haben — das kenne ich Alles nicht aus Erfahrung. Noch in diesem Augenblick sehe ich auf meine Zukunft — eine *weite* Zukunft! — wie auf ein glattes Meer hinaus: kein Verlangen kräuselt sich auf ihm. Ich will nicht im Geringsten, dass Etwas anders wird als es ist; ich selber will nicht anders werden ... Aber so habe ich immer gelebt. Ich habe keinen Wunsch gehabt. Jemand, der nach seinem vierundvierzigsten Jahre sagen kann, dass er sich nie um *Ehren*, um *Weiber*, um *Geld* bemüht hat! — Nicht dass sie mir gefehlt hätten ... So war ich zum Beispiel eines Tags Universitätsprofessor, — ich hatte nie im Entferntesten an dergleichen gedacht, denn ich war kaum 24 Jahr alt. So war ich zwei Jahre früher eines Tags Philolog: in dem Sinne, dass meine *erste* philologische Arbeit, mein Anfang in jedem Sinne, von meinem Lehrer Ritschl für sein „Rheinisches Museum" zum Druck verlangt wurde (Ritschl — ich sage es mit Verehrung — der einzige geniale Gelehrte, den ich bis heute zu Gesicht bekommen habe. Er besass jene angenehme Verdorbenheit, die uns Thüringer auszeichnet und mit der sogar ein Deutscher sympathisch wird: — wir ziehn selbst, um zur Wahrheit zu gelangen, noch die Schleichwege vor. Ich möchte mit diesen Worten meinen näheren Landsmann, den *klugen* Leopold von Ranke, durchaus nicht unterschätzt haben ...).

10.

— Man wird mich fragen, warum ich eigentlich alle diese kleinen und nach herkömmlichem Urtheil gleichgültigen Dinge erzählt habe; ich schade mir selbst damit, um so mehr, wenn

ich grosse Aufgaben zu vertreten bestimmt sei. Antwort: diese kleinen Dinge — Ernährung, Ort, Klima, Erholung, die ganze Casuistik der Selbstsucht — sind über alle Begriffe hinaus wichtiger als Alles, was man bisher wichtig nahm. Hier gerade muss man anfangen, *umzulernen.* Das, was die Menschheit bisher ernsthaft erwogen hat, sind nicht einmal Realitäten, blosse Einbildungen, strenger geredet, *Lügen* aus den schlechten Instinkten kranker, im tiefsten Sinne schädlicher Naturen heraus — alle die Begriffe „Gott", „Seele", „Tugend", „Sünde", „Jenseits", „Wahrheit", „ewiges Leben" ... Aber man hat die Grösse der menschlichen Natur, ihre „Göttlichkeit" in ihnen gesucht ... Alle Fragen der Politik, der Gesellschafts-Ordnung, der Erziehung sind dadurch bis in Grund und Boden gefälscht, dass man die schädlichsten Menschen für grosse Menschen nahm, — dass man die „kleinen" Dinge, will sagen die Grundangelegenheiten des Lebens selber, verachten lehrte ... Vergleiche ich mich nun mit den Menschen, die man bisher als *erste* Menschen ehrte, so ist der Unterschied handgreiflich. Ich rechne diese angeblich „Ersten" nicht einmal zu den Menschen überhaupt, — sie sind für mich Ausschuss der Menschheit, Ausgeburten von Krankheit und rachsüchtigen Instinkten: sie sind lauter unheilvolle, im Grunde unheilbare Unmenschen, die am Leben Rache nehmen ... Ich will dazu der Gegensatz sein: mein Vorrecht ist, die höchste Feinheit für alle Zeichen gesunder Instinkte zu haben. Es fehlt jeder krankhafte Zug an mir; ich bin selbst in Zeiten schwerer Krankheit nicht krankhaft geworden; umsonst, dass man in meinem Wesen einen Zug von Fanatismus sucht. Man wird mir aus keinem Augenblick meines Lebens irgend eine anmaassliche oder pathetische Haltung nachweisen können. Das Pathos der Attitüde gehört *nicht* zur Grösse; wer Attitüden überhaupt nöthig hat, ist *falsch* ... Vorsicht vor allen pittoresken

Menschen! — Das Leben ist mir leicht geworden, am leichtesten, wenn es das Schwerste von mir verlangte. Wer mich in den siebzig Tagen dieses Herbstes gesehn hat, wo ich, ohne Unterbrechung, lauter Sachen ersten Ranges gemacht habe, die kein Mensch mir nachmacht — oder vormacht, mit einer Verantwortlichkeit für alle Jahrtausende nach mir, wird keinen Zug von Spannung an mir wahrgenommen haben, um so mehr eine überströmende Frische und Heiterkeit. Ich ass nie mit angenehmeren Gefühlen, ich schlief nie besser. — Ich kenne keine andre Art, mit grossen Aufgaben zu verkehren als das *Spiel:* dies ist, als Anzeichen der Grösse, eine wesentliche Voraussetzung. Der geringste Zwang, die düstre Miene, irgend ein harter Ton im Halse sind alles Einwände gegen einen Menschen, um wieviel mehr gegen sein Werk! ... Man darf keine Nerven haben ... Auch an der Einsamkeit *leiden* ist ein Einwand, — ich habe immer nur an der „Vielsamkeit" gelitten ... In einer absurd frühen Zeit, mit sieben Jahren, wusste ich bereits, dass mich nie ein menschliches Wort erreichen würde: hat man mich je darüber betrübt gesehn? — Ich habe heute noch die gleiche Leutseligkeit gegen Jedermann, ich bin selbst voller Auszeichnung für die Niedrigsten: in dem Allen ist nicht ein Gran von Hochmuth, von geheimer Verachtung. Wen ich verachte, der *erräth,* dass er von mir verachtet wird: ich empöre durch mein blosses Dasein Alles, was schlechtes Blut im Leibe hat ... Meine Formel für die Grösse am Menschen ist amor fati: dass man Nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Nothwendige nicht bloss ertragen, noch weniger verhehlen — aller Idealismus ist Verlogenheit vor dem Nothwendigen —, sondern es *lieben* ...

Warum ich so gute Bücher schreibe

1.

Das Eine bin ich, das Andre sind meine Schriften. — Hier werde, bevor ich von ihnen selber rede, die Frage nach dem Verstanden- oder *Nicht*verstanden-werden dieser Schriften berührt. Ich thue es so nachlässig, als es sich irgendwie schickt: denn diese Frage ist durchaus noch nicht an der Zeit. Ich selber bin noch nicht an der Zeit, Einige werden posthum geboren. — Irgend wann wird man Institutionen nöthig haben, in denen man lebt und lehrt, wie ich leben und lehren verstehe; vielleicht selbst, dass man dann auch eigene Lehrstühle zur Interpretation des Zarathustra errichtet. Aber es wäre ein vollkommner Widerspruch zu mir, wenn ich heute bereits Ohren *und Hände* für *meine* Wahrheiten erwartete: dass man heute nicht hört, dass man heute nicht von mir zu nehmen weiss, ist nicht nur begreiflich, es scheint mir selbst das Rechte. Ich will nicht verwechselt werden, — dazu gehört, dass ich mich selber nicht verwechsele. — Nochmals gesagt; es ist Wenig in meinem Leben nachweisbar von „bösem Willen"; auch von litterarischem „bösen Willen" wüsste ich kaum einen Fall zu erzählen, Dagegen zu Viel von *reiner Thorheit!* ... Es scheint mir eine der seltensten Auszeichnungen, die Jemand sich erweisen kann, wenn er ein Buch von mir in die Hand nimmt, — ich nehme selbst an, er zieht dazu die Schuhe aus, — nicht von Stiefeln zu reden ... Als sich einmal der

Doktor Heinrich von Stein ehrlich darüber beklagte, kein Wort aus meinem Zarathustra zu verstehn, sagte ich ihm, das sei in Ordnung: sechs Sätze daraus verstanden, das heisst: *erlebt* haben, hebe auf eine höhere Stufe der Sterblichen hinauf, als „moderne" Menschen erreichen könnten. Wie *könnte* ich, mit *diesem* Gefühle der Distanz, auch nur wünschen, von den „Modernen", die ich kenne —, gelesen zu werden! — Mein Triumph ist gerade der umgekehrte, als der Schopenhauer's war, — ich sage „*non* legor, *non* legar". — Nicht, dass ich das Vergnügen unterschätzen möchte, das mir mehrmals die *Unschuld* im Neinsagen zu meinen Schriften gemacht hat. Noch in diesem Sommer, zu einer Zeit, wo ich vielleicht mit meiner schwerwiegenden, zu schwer wiegenden Litteratur den ganzen Rest von Litteratur aus dem Gleichgewicht zu bringen vermöchte, gab mir ein Professor der Berliner Universität wohlwollend zu verstehn, ich sollte mich doch einer andren Form bedienen: so Etwas lese Niemand. — Zuletzt war es nicht Deutschland, sondern die Schweiz, die die zwei extremen Fälle geliefert hat. Ein Aufsatz des Dr. V. Widmann im „Bund", über „Jenseits von Gut und Böse", unter dem Titel „Nietzsche's gefährliches Buch", und ein Gesammt-Bericht über meine Bücher überhaupt seitens des Herrn Karl Spitteler, gleichfalls im „Bund", sind ein Maximum in meinem Leben — ich hüte mich zu sagen wovon ... Letzterer behandelte zum Beispiel meinen Zarathustra als *höhere Stilübung*, mit dem Wunsche, ich möchte später doch auch für Inhalt sorgen; Dr. Widmann drückte mir seine Achtung vor dem Muth aus, mit dem ich mich um Abschaffung aller anständigen Gefühle bemühe. — Durch eine kleine Tücke von Zufall war hier jeder Satz, mit einer Folgerichtigkeit, die ich bewundert habe, eine auf den Kopf gestellte Wahrheit: man hatte im Grunde Nichts zu thun, als alle „Werthe umzuwerthen", um, auf eine sogar bemerkens-

werthe Weise, über mich den Nagel auf den Kopf zu treffen — statt meinen Kopf mit einem Nagel zu treffen ... Umsomehr versuche ich eine Erklärung. — Zuletzt kann Niemand aus den Dingen, die Bücher eingerechnet, mehr heraushören, als er bereits weiss. Wofür man vom Erlebnisse her keinen Zugang hat, dafür hat man kein Ohr. Denken wir uns nun einen äussersten Fall: dass ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich ausserhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltneren Erfahrung liegen, — dass es die *erste* Sprache für eine neue Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Falle wird einfach Nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, dass, wo Nichts gehört wird, *auch Nichts da ist* ... Dies ist zuletzt meine durchschnittliche Erfahrung und, wenn man will, die *Originalität* meiner Erfahrung. Wer Etwas von mir verstanden zu haben glaubte, hatte sich Etwas aus mir zurecht gemacht, nach seinem Bilde, — nicht selten einen Gegensatz von mir, zum Beispiel einen „Idealisten"; wer Nichts von mir verstanden hatte, leugnete, dass ich überhaupt in Betracht käme. — Das Wort „*Uebermensch*" zur Bezeichnung eines Typus höchster Wohlgerathenheit, im Gegensatz zu „modernen" Menschen, zu „guten" Menschen, zu Christen und andren Nihilisten — ein Wort, das im Munde eines Zarathustra, des *Vernichters* der Moral, ein sehr nachdenkliches Wort wird — ist fast überall mit voller Unschuld im Sinn derjenigen Werthe verstanden worden, deren Gegensatz in der Figur Zarathustra's zur Erscheinung gebracht worden ist: will sagen als „idealistischer" Typus einer höheren Art Mensch, halb „Heiliger", halb „Genie" ... Andres gelehrtes Hornvieh hat mich seinethalben des Darwinismus verdächtigt; selbst der von mir so boshaft abgelehnte „Heroen-Cultus" jenes grossen Falschmünzers wider Wissen und Willen, Carlyle's, ist darin wiedererkannt worden. Wem ich in's Ohr flüsterte, er solle sich eher noch nach einem

Cesare Borgia als nach einem Parsifal umsehn, der traute seinen Ohren nicht. — Dass ich gegen Besprechungen meiner Bücher, in Sonderheit durch Zeitungen, ohne jedwede Neugierde bin, wird man mir verzeihn müssen. Meine Freunde, meine Verleger wissen das und sprechen mir nicht von dergleichen. In einem besondren Falle bekam ich einmal Alles zu Gesicht, was über ein einzelnes Buch — es war „Jenseits von Gut und Böse" — gesündigt worden ist; ich hätte einen artigen Bericht darüber abzustatten. Sollte man es glauben, dass die Nationalzeitung — eine preussische Zeitung, für meine ausländischen Leser bemerkt, — ich selbst lese, mit Verlaub, nur das Journal des Débats — allen Ernstes das Buch als ein „Zeichen der Zeit" zu verstehn wusste, als die echte rechte *Junker-Philosophie*, zu der es der Kreuzzeitung nur an Muth gebreche? ...

2.

Dies war für Deutsche gesagt: denn überall sonst habe ich Leser — lauter *ausgesuchte* Intelligenzen, bewährte, in hohen Stellungen und Pflichten erzogene Charaktere; ich habe sogar wirkliche Genie's unter meinen Lesern. In Wien, in St. Petersburg, in Stockholm, in Kopenhagen, in Paris und New-York — überall bin ich entdeckt: ich bin es *nicht* in Europa's Flachland Deutschland ... Und, dass ich es bekenne, ich freue mich noch mehr über meine Nicht-Leser, solche, die weder meinen Namen, noch das Wort Philosophie je gehört haben; aber wohin ich komme, hier in Turin zum Beispiel, erheitert und vergütigt sich bei meinem Anblick jedes Gesicht. Was mir bisher am meisten geschmeichelt hat, das ist, dass alte Hökerinnen nicht Ruhe haben, bevor sie mir nicht das Süsseste aus ihren Trauben zusammengesucht haben. *So weit* muss man Philosoph sein ... Man nennt nicht umsonst die Polen die Franzosen unter den Slaven. Eine charmante Russin wird

sich nicht einen Augenblick darüber vergreifen, wohin ich gehöre. Es gelingt mir nicht, feierlich zu werden, ich bringe es höchstens bis zur Verlegenheit . . . Deutsch denken, deutsch fühlen — ich kann Alles, aber *das* geht über meine Kräfte . . . Mein alter Lehrer Ritschl behauptete sogar, ich concipirte selbst noch meine philologischen Abhandlungen wie ein Pariser romancier — absurd spannend. In Paris selbst ist man erstaunt über „toutes mes audaces et finesses" — der Ausdruck ist von Monsieur Taine —; ich fürchte, bis in die höchsten Formen des Dithyrambus findet man bei mir von jenem Salze beigemischt, das niemals dumm — „deutsch" — wird, esprit . . . Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen! — Wir wissen Alle, Einige wissen es sogar aus Erfahrung, was ein Langohr ist. Wohlan, ich wage zu behaupten, dass ich die kleinsten Ohren habe. Dies interessirt gar nicht wenig die Weiblein —, es scheint mir, sie fühlen sich besser von mir verstanden? . . . Ich bin der *Antiesel* par excellence und damit ein welthistorisches Unthier, — ich bin, auf griechisch, und nicht nur auf griechisch, der *Antichrist* . . .

3.

Ich kenne einigermaassen meine Vorrechte als Schriftsteller; in einzelnen Fällen ist es mir auch bezeugt, wie sehr die Gewöhnung an meine Schriften den Geschmack „verdirbt". Man hält einfach andre Bücher nicht mehr aus, am wenigsten philosophische. Es ist eine Auszeichnung ohne Gleichen, in diese vornehme und delikate Welt einzutreten, — man darf dazu durchaus kein Deutscher sein; es ist zuletzt eine Auszeichnung, die man sich verdient haben muss. Wer mir aber durch *Höhe* des Wollens verwandt ist, erlebt dabei wahre Ekstasen des Lernens: denn ich komme aus Höhen, die kein

Vogel je erflog, ich kenne Abgründe, in die noch kein Fuss sich verirrt hat. Man hat mir gesagt, es sei nicht möglich, ein Buch von mir aus der Hand zu legen, — ich störte selbst die Nachtruhe . . . Es giebt durchaus keine stolzere und zugleich raffinirtere Art von Büchern: — sie erreichen hier und da das Höchste, was auf Erden erreicht werden kann, den Cynismus; man muss sie sich ebenso mit den zartesten Fingern wie mit den tapfersten Fäusten erobern. Jede Gebrechlichkeit der Seele schliesst aus davon, ein für alle Male, selbst jede Dyspepsie: man muss keine Nerven haben, man muss einen fröhlichen Unterleib haben. Nicht nur die Armuth, die Winkel-Luft einer Seele schliesst davon aus, noch viel mehr das Feige, das Unsaubere, das Heimlich-Rachsüchtige in den Eingeweiden: ein Wort von mir treibt alle schlechten Instinkte in's Gesicht. Ich habe an meinen Bekannten mehrere Versuchsthiere, an denen ich mir die verschiedene, sehr lehrreich verschiedene Reaktion auf meine Schriften zu Gemüthe führe. Wer nichts mit ihrem Inhalte zu thun haben will, meine sogenannten Freunde zum Beispiel, wird dabei „unpersönlich“: man wünscht mir Glück, wieder „so weit“ zu sein, — auch ergäbe sich ein Fortschritt in einer grösseren Heiterkeit des Tons . . . Die vollkommen lasterhaften „Geister“, die „schönen Seelen“, die in Grund und Boden Verlognen wissen schlechterdings nicht, was sie mit diesen Büchern anfangen sollen, — folglich sehen sie dieselben *unter* sich, die schöne Folgerichtigkeit aller „schönen Seelen“. Das Hornvieh unter meinen Bekannten, blosse Deutsche, mit Verlaub, giebt zu verstehn, man sei nicht immer meiner Meinung, aber doch mitunter . . . Ich habe dies selbst über den Zarathustra gehört . . . Insgleichen ist jeder „Feminismus“ im Menschen, auch im Manne, ein Thorschluss für mich: man wird niemals in dies Labyrinth verwegener Erkenntnisse eintreten. Man muss sich selbst nie

geschont haben, man muss die *Härte* in seinen Gewohnheiten haben, um unter lauter harten Wahrheiten wohlgemuth und heiter zu sein. Wenn ich mir das Bild eines vollkommnen Lesers ausdenke, so wird immer ein Unthier von Muth und Neugierde daraus, ausserdem noch etwas Biegsames, Listiges, Vorsichtiges, ein geborner Abenteurer und Entdecker. Zuletzt: ich wüsste es nicht besser zu sagen: zu wem ich im Grunde allein rede, als es Zarathustra gesagt hat: *wem* allein will er sein Räthsel erzählen?

> Euch, den kühnen Suchern, Versuchern, und wer je sich mit listigen Segeln auf furchtbare Meere einschiffte, —
>
> euch, den Räthsel-Trunkenen, den Zwielicht-Frohen, deren Seele mit Flöten zu jedem Irrschlunde gelockt wird:
>
> — denn nicht wollt ihr mit feiger Hand einem Faden nachtasten; und wo ihr *errathen* könnt, da hasst ihr es, zu *erschliessen* . . .

4.

Ich sage zugleich noch ein allgemeines Wort über meine *Kunst des Stils*. Einen Zustand, eine innere Spannung von Pathos durch Zeichen, eingerechnet das Tempo dieser Zeichen, *mitzutheilen* — das ist der Sinn jedes Stils; und in Anbetracht, dass die Vielheit innerer Zustände bei mir ausserordentlich ist, giebt es bei mir viele Möglichkeiten des Stils — die vielfachste Kunst des Stils überhaupt, über die je ein Mensch verfügt hat. *Gut* ist jeder Stil, der einen inneren Zustand wirklich mittheilt, der sich über die Zeichen, über das Tempo der Zeichen, über die *Gebärden* — alle Gesetze der Periode sind Kunst der Gebärde — nicht vergreift. Mein Instinkt ist hier unfehlbar. — Guter Stil *an sich* — eine reine Thor-

heit, blosser „Idealismus", etwa, wie das „Schöne *an sich*", wie das „Gute *an sich*", wie das „Ding *an sich*" ... Immer noch vorausgesetzt, dass es Ohren giebt — dass es Solche giebt, die eines gleichen Pathos fähig und würdig sind, dass Die nicht fehlen, denen man sich mittheilen *darf*. — Mein Zarathustra zum Beispiel sucht einstweilen noch nach Solchen — ach! er wird noch lange zu suchen haben! — Man muss dessen *werth* sein, ihn zu hören ... Und bis dahin wird es Niemanden geben, der die *Kunst*, die hier verschwendet worden ist, begreift: es hat nie Jemand mehr von neuen, von unerhörten, von wirklich erst dazu geschaffnen Kunstmitteln zu verschwenden gehabt. Dass dergleichen gerade in deutscher Sprache möglich war, blieb zu beweisen: ich selbst hätte es vorher am härtesten abgelehnt. Man weiss vor mir nicht, was man mit der deutschen Sprache kann, — was man überhaupt mit der Sprache kann. Die Kunst des *grossen* Rhythmus, der *grosse Stil* der Periodik, zum Ausdruck eines ungeheuren Auf und Nieder von sublimer, von übermenschlicher Leidenschaft, ist erst von mir entdeckt; mit einem Dithyrambus wie dem letzten des *dritten* Zarathustra, „Die sieben Siegel" überschrieben, flog ich tausend Meilen über Das hinaus, was bisher Poesie hiess.

5.

— Dass aus meinen Schriften ein *Psychologe* redet, der nicht seines Gleichen hat, das ist vielleicht die erste Einsicht, zu der ein guter Leser gelangt — ein Leser, wie ich ihn verdiene, der mich liest, wie gute alte Philologen ihren Horaz lasen. Die Sätze, über die im Grunde alle Welt einig ist — gar nicht zu reden von den Allerwelts-Philosophen, den Moralisten und andren Hohltöpfen, Kohlköpfen — erscheinen bei mir als Naivetäten des Fehlgriffs: zum Beispiel jener

Glaube, dass „unegoistisch“ und „egoistisch“ Gegensätze sind, während das ego selbst bloss ein „höherer Schwindel“, ein „Ideal“ ist ... Es giebt *weder* egoistische, *noch* unegoistische Handlungen: beide Begriffe sind psychologischer Widersinn. Oder der Satz „der Mensch strebt nach Glück“ ... Oder der Satz „das Glück ist der Lohn der Tugend“ ... Oder der Satz „Lust und Unlust sind Gegensätze“ ... Die Circe der Menschheit, die Moral, hat alle psychologica in Grund und Boden gefälscht — *vermoralisirt* — bis zu jenem schauderhaften Unsinn, dass die Liebe etwas „Unegoistisches“ sein soll ... Man muss fest auf *sich* sitzen, man muss tapfer auf seinen beiden Beinen stehn, sonst *kann* man gar nicht lieben. Das wissen zuletzt die Weiblein nur zu gut: sie machen sich den Teufel was aus selbstlosen, aus bloss objektiven Männern ... Darf ich anbei die Vermuthung wagen, dass ich die Weiblein *kenne?* Das gehört zu meiner dionysischen Mitgift. Wer weiss? vielleicht bin ich der erste Psycholog des Ewig-Weiblichen. Sie lieben mich Alle — eine alte Geschichte: die *verunglückten* Weiblein abgerechnet, die „Emancipirten“, denen das Zeug zu Kindern abgeht. — Zum Glück bin ich nicht Willens, mich zerreissen zu lassen: das vollkommne Weib zerreisst, wenn es liebt ... Ich kenne diese liebenswürdigen Mänaden ... Ach, was für ein gefährliches, schleichendes, unterirdisches kleines Raubthier! Und so angenehm dabei! ... Ein kleines Weib, das seiner Rache nachrennt, würde das Schicksal selbst über den Haufen rennen. — Das Weib ist unsäglich viel böser als der Mann, auch klüger; Güte am Weibe ist schon eine Form der *Entartung* ... Bei allen sogenannten „schönen Seelen“ giebt es einen physiologischen Uebelstand auf dem Grunde, — ich sage nicht Alles, ich würde sonst medi-cynisch werden. Der Kampf um *gleiche* Rechte ist sogar ein Symptom von Krankheit: jeder Arzt weiss das. — Das Weib, je mehr Weib

es ist, wehrt sich ja mit Händen und Füssen gegen Rechte überhaupt: der Naturzustand, der ewige *Krieg* zwischen den Geschlechtern giebt ihm ja bei weitem den ersten Rang. — Hat man Ohren für meine Definition der Liebe gehabt? es ist die einzige, die eines Philosophen würdig ist. Liebe — in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhass der Geschlechter. — Hat man meine Antwort auf die Frage gehört, wie man ein Weib *kurirt* — „erlöst"? Man macht ihm ein Kind. Das Weib hat Kinder nöthig, der Mann ist immer nur Mittel: also sprach Zarathustra. — „Emancipation des Weibes" — das ist der Instinkthass des *missrathenen*, das heisst gebäruntüchtigen Weibes gegen das wohlgerathene, — der Kampf gegen den „Mann" ist immer nur Mittel, Vorwand, Taktik. Sie wollen, indem sie *sich* hinaufheben, als „Weib an sich", als „höheres Weib", als „Idealistin" von Weib, das allgemeine Rang-Niveau des Weibes *herunter*-bringen; kein sichereres Mittel dazu als Gymnasial-Bildung, Hosen und politische Stimmvieh-Rechte. Im Grunde sind die Emancipirten die *Anarchisten* in der Welt des „Ewig-Weiblichen", die Schlechtweggekommenen, deren unterster Instinkt Rache ist ... Eine ganze Gattung des bösartigsten „Idealismus" — der übrigens auch bei Männern vorkommt, zum Beispiel bei Henrik Ibsen, dieser typischen alten Jungfrau — hat als Ziel, das gute Gewissen, die Natur in der Geschlechtsliebe zu *vergiften* ... Und damit ich über meine in diesem Betracht ebenso honnette als strenge Gesinnung keinen Zweifel lasse, will ich noch einen Satz aus meinem Moral-Codex gegen das *Laster* mittheilen: mit dem Wort Laster bekämpfe ich jede Art Widernatur oder, wenn man schöne Worte liebt, Idealismus. Der Satz heisst: „Die Predigt der Keuschheit ist eine öffentliche Aufreizung zur Widernatur. Jede Verachtung des geschlechtlichen Lebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff „unrein" ist das

Verbrechen selbst am Leben, — ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens.“ —

6.

Um einen Begriff von mir als Psychologen zu geben, nehme ich ein curioses Stück Psychologie, das in „Jenseits von Gut und Böse“ vorkommt, — ich verbiete übrigens jede Muthmaassung darüber, wen ich an dieser Stelle beschreibe. „Das Genie des Herzens, wie es jener grosse Verborgene hat, der Versucher-Gott und geborne Rattenfänger der Gewissen, dessen Stimme bis in die Unterwelt jeder Seele hinabzusteigen weiss, welcher nicht ein Wort sagt, nicht einen Blick blickt, in dem nicht eine Rücksicht und Falte der Lockung läge, zu dessen Meisterschaft es gehört, dass er zu scheinen versteht — und nicht Das, was er ist, sondern was Denen, die ihm folgen, ein Zwang *mehr* ist, um sich immer näher an ihn zu drängen, um ihm immer innerlicher und gründlicher zu folgen ... Das Genie des Herzens, das alles Laute und Selbstgefällige verstummen macht und horchen lehrt, das die rauhen Seelen glättet und ihnen ein neues Verlangen zu kosten giebt: — still zu liegen, wie ein Spiegel, dass sich der tiefe Himmel auf ihnen spiegele ... Das Genie des Herzens, das die tölpische und überraschte Hand zögern und zierlicher greifen lehrt; das den verborgenen und vergessenen Schatz, den Tropfen Güte und süsser Geistigkeit unter trübem dickem Eise erräth und eine Wünschelruthe für jedes Korn Goldes ist, welches lange im Kerker vielen Schlammes und Sandes begraben lag ... Das Genie des Herzens, von dessen Berührung Jeder reicher fortgeht, nicht begnadet und überrascht, nicht wie von fremdem Gute beglückt und bedrückt, sondern reicher an sich selber, sich neuer als zuvor, aufgebrochen, von einem Thauwinde an-

geweht und ausgehorcht, unsicherer vielleicht, zärtlicher zerbrechlicher zerbrochener, aber voll Hoffnungen, die noch keinen Namen haben, voll neuen Willens und Strömens, voll neuen Unwillens und Zurückströmens . . .“

DIE GEBURT DER TRAGÖDIE

1.

Um gegen die „Geburt der Tragödie“ (1872) gerecht zu sein, wird man Einiges vergessen müssen. Sie hat mit dem *gewirkt* und selbst faszinirt, was an ihr verfehlt war — mit ihrer Nutzanwendung auf die *Wagnerei*, als ob dieselbe ein *Aufgangs*-Symptom sei. Diese Schrift war ebendamit im Leben Wagner's ein Ereigniss: von da an gab es erst grosse Hoffnungen bei dem Namen Wagner. Noch heute erinnert man mich daran, unter Umständen mitten aus dem Parsifal heraus: wie *ich* es eigentlich auf dem Gewissen habe, dass eine so hohe Meinung über den *Cultur-Werth* dieser Bewegung obenauf gekommen sei. — Ich fand die Schrift mehrmals citirt als „die *Wieder*geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“: man hat nur Ohren für eine neue Formel der Kunst, der Absicht, der Aufgabe Wagner's gehabt, — darüber wurde überhört, was die Schrift im Grunde Werthvolles barg. „Griechenthum und Pessimismus“: das wäre ein unzweideutigerer Titel gewesen: nämlich als erste Belehrung darüber, wie die Griechen fertig wurden mit dem Pessimismus, — womit sie ihn *überwanden* . . . Die Tragödie gerade

ist der Beweis dafür, dass die Griechen *keine* Pessimisten waren: Schopenhauer vergriff sich hier, wie er sich in Allem vergriffen hat. — Mit einiger Neutralität in die Hand genommen, sieht die „Geburt der Tragödie" sehr unzeitgemäss aus: man würde sich nicht träumen lassen, dass sie unter den Donnern der Schlacht bei Wörth *begonnen* wurde. Ich habe diese Probleme vor den Mauern von Metz, in kalten September-Nächten, mitten im Dienste der Krankenpflege, durchgedacht; man könnte eher schon glauben, dass die Schrift fünfzig Jahre älter sei. Sie ist politisch indifferent — „undeutsch", wird man heute sagen —, sie riecht anstössig Hegelisch, sie ist nur in einigen Formeln mit dem Leichenbitter-Parfüm Schopenhauer's behaftet. Eine „Idee" — der Gegensatz dionysisch und apollinisch — in's Metaphysische übersetzt; die Geschichte selbst als die Entwicklung dieser „Idee"; in der Tragödie der Gegensatz zur Einheit aufgehoben; unter dieser Optik Dinge, die noch nie einander in's Gesicht gesehen hatten, plötzlich gegenüber gestellt, aus einander beleuchtet und *begriffen* . . . die Oper zum Beispiel und die Revolution . . . Die zwei entscheidenden *Neuerungen* des Buchs sind einmal das Verständniss des *dionysischen* Phänomens bei den Griechen — es giebt dessen erste Psychologie, es sieht in ihm die Eine Wurzel der ganzen griechischen Kunst —. Das Andre ist das Verständniss des Sokratismus: Sokrates als Werkzeug der griechischen Auflösung, als typischer décadent zum ersten Male erkannt. „Vernünftigkeit" *gegen* Instinkt. Die „Vernünftigkeit" um jeden Preis als gefährliche, als leben-untergrabende Gewalt! — Tiefes feindseliges Schweigen über das Christenthum im ganzen Buche. Es ist weder apollinisch, noch dionysisch; es *negirt* alle *ästhetischen* Werthe — die einzigen Werthe, die die „Geburt der Tragödie" anerkennt: es ist im tiefsten Sinne nihilistisch, während im dionysischen Symbol die äusserste Grenze

der *Bejahung* erreicht ist. Einmal wird auf die christlichen Priester wie auf eine „tückische Art von Zwergen", von „Unterirdischen" angespielt . . .

2.

Dieser Anfang ist über alle Maassen merkwürdig. Ich hatte zu meiner innersten Erfahrung das einzige Gleichniss und Seitenstück, das die Geschichte hat, *entdeckt*, — ich hatte ebendamit das wundervolle Phänomen des Dionysischen als der Erste begriffen. Insgleichen war damit, dass ich Sokrates als décadent erkannte, ein völlig unzweideutiger Beweis dafür gegeben, wie wenig die Sicherheit meines psychologischen Griffs von Seiten irgend einer Moral-Idiosynkrasie Gefahr laufen werde: — die Moral selbst als Décadence-Symptom ist eine Neuerung, eine Einzigkeit ersten Rangs in der Geschichte der Erkenntniss. Wie hoch war ich mit Beidem über das erbärmliche Flachkopf-Geschwätz von Optimismus contra Pessimismus hinweggesprungen! — Ich sah zuerst den eigentlichen Gegensatz: — den *entartenden* Instinkt, der sich gegen das Leben mit unterirdischer Rachsucht wendet (— Christenthum, die Philosophie Schopenhauer's, in gewissem Sinne schon die Philosophie Plato's, der ganze Idealismus als typische Formen) und eine aus der Fülle, der Ueberfülle geborene Formel der *höchsten Bejahung*, ein Jasagen ohne Vorbehalt, zum Leiden selbst, zur Schuld selbst, zu allem Fragwürdigen und Fremden des Daseins selbst . . . Dieses letzte, freudigste, überschwänglich-übermüthigste Ja zum Leben ist nicht nur die höchste Einsicht, es ist auch die *tiefste*, die von Wahrheit und Wissenschaft am strengsten bestätigte und aufrecht erhaltene. Es ist Nichts, was ist, abzurechnen, es ist Nichts entbehrlich — die von den Christen und andren Nihilisten abgelehnten Seiten des Daseins sind sogar von

unendlich höherer Ordnung in der Rangordnung der Werthe als das, was der Décadence-Instinkt gutheissen, *gut heissen* durfte. Dies zu begreifen, dazu gehört *Muth* und, als dessen Bedingung ein Ueberschuss von *Kraft:* denn genau so weit als der Muth sich vorwärts wagen *darf,* genau nach dem Maass von Kraft nähert man sich der Wahrheit. Die Erkenntniss, das Jasagen zur Realität, ist für den Starken eine ebensolche Notwendigkeit, als für den Schwachen, unter der Inspiration der Schwäche, die Feigheit und *Flucht* vor der Realität — das „Ideal" . . . Es steht ihnen nicht frei, zu erkennen: die décadents haben die Lüge *nöthig,* — sie ist eine ihrer Erhaltungs-Bedingungen. — Wer das Wort „dionysisch" nicht nur begreift, sondern *sich* in dem Wort „dionysisch" begreift, hat keine Widerlegung Plato's oder des Christenthums oder Schopenhauer's nöthig — er *riecht die Verwesung* . . .

3.

Inwiefern ich ebendamit den Begriff „tragisch", die endliche Erkenntniss darüber, was die Psychologie der Tragödie ist, gefunden hatte, habe ich zuletzt noch in der *Götzen-Dämmerung* Seite 139[1]) zum Ausdruck gebracht. „Das Jasagen zum Leben selbst noch in seinen fremdesten und härtesten Problemen; der Wille zum Leben, im *Opfer* seiner höchsten Typen der eignen Unerschöpflichkeit frohwerdend — *das* nannte ich dionysisch, das verstand ich als Brücke zur Psychologie des *tragischen* Dichters. *Nicht* um von Schrecken und Mitleiden loszukommen, nicht um sich von einem gefährlichen Affekt durch eine vehemente Entladung zu reinigen — so missverstand es Aristoteles —: sondern um, über Schrecken und Mitleiden hinaus, die ewige Lust des Werdens *selbst zu sein,* — jene Lust, die auch noch die *Lust am Vernichten* in

[1]) Bd. XVII, S. 159.

sich schliesst . . .“ In diesem Sinne habe ich das Recht, mich selber als den ersten *tragischen Philosophen* zu verstehn — das heisst den äussersten Gegensatz und Antipoden eines pessimistischen Philosophen. Vor mir giebt es diese Umsetzung die dionysischen in ein philosophisches Pathos nicht: es fehlt die *tragische Weisheit*, — ich habe vergebens nach Anzeichen davon selbst bei den *grossen* Griechen der Philosophie, denen der zwei Jahrhunderte *vor* Sokrates, gesucht. Ein Zweifel blieb mir zurück bei Heraklit, in dessen Nähe überhaupt mir wärmer, mir wohler zu Muthe wird als irgendwo sonst. Die Bejahung des Vergehens *und Vernichtens*, das Entscheidende in einer dionysischen Philosophie, das Jasagen zu Gegensatz und Krieg, das *Werden*, mit radikaler Ablehnung auch selbst im Begriff „*Sein*“ — darin muss ich unter allen Umständen das mir Verwandteste anerkennen, was bisher gedacht worden ist. Die Lehre von der „ewigen Wiederkunft“, das heisst vom unbedingten und unendlich wiederholten Kreislauf aller Dinge — diese Lehre Zarathustra's *könnte* zuletzt auch schon von Heraklit gelehrt worden sein. Zum Mindesten hat die Stoa, die fast alle ihre grundsätzlichen Vorstellungen von Heraklit geerbt hat, Spuren davon. —

4.

Aus dieser Schrift redet eine ungeheure Hoffnung. Zuletzt fehlt mir jeder Grund, die Hoffnung auf eine dionysische Zukunft der Musik zurückzunehmen. Werfen wir einen Blick ein Jahrhundert voraus, setzen wir den Fall, dass mein Attentat auf zwei Jahrtausende Widernatur und Menschenschändung gelingt. Jene neue Partei des Lebens, welche die grösste aller Aufgaben, die Höherzüchtung der Menschheit in die Hände nimmt, eingerechnet die schonungslose Vernichtung alles Entartenden und Parasitischen, wird jenes *Zuviel vom Leben* auf

Erden wieder möglich machen, aus dem auch der dionysische Zustand wieder erwachsen muss. Ich verspreche ein *tragisches* Zeitalter: die höchste Kunst im Jasagen zum Leben, die Tragödie, wird wiedergeboren werden, wenn die Menschheit das Bewusstsein der härtesten, aber nothwendigsten Kriege hinter sich hat, *ohne daran zu leiden* . . . Ein Psychologe dürfte noch hinzufügen, dass was ich in jungen Jahren bei Wagnerischer Musik gehört habe, Nichts überhaupt mit Wagner zu thun hat; dass wenn ich die dionysische Musik beschrieb, ich *Das* beschrieb, was *ich* gehört hatte, — dass ich instinktiv Alles in den neuen Geist übersetzen und transfiguriren musste, den ich in mir trug. Der Beweis dafür, *so stark als nur ein Beweis sein kann,* ist meine Schrift „Wagner in Bayreuth": an allen psychologisch entscheidenden Stellen ist nur von mir die Rede, — man darf rücksichtslos meinen Namen oder das Wort „Zarathustra" hinstellen, wo der Text das Wort Wagner giebt. Das ganze Bild des *dithyrambischen* Künstlers ist das Bild des *präexistenten* Dichters des Zarathustra, mit abgründlicher Tiefe hingezeichnet und ohne einen Augenblick die Wagner'sche Realität auch nur zu berühren. Wagner selbst hatte einen Begriff davon; er erkannte sich in der Schrift nicht wieder. — Insgleichen hatte sich „der Gedanke von Bayreuth" in Etwas verwandelt, das den Kennern meines Zarathustra kein Räthsel-Begriff sein wird: in jenen *grossen Mittag,* wo sich die Auserwähltesten zur grössten aller Aufgaben weihen — wer weiss? Die Vision eines Festes, das ich noch erleben werde . . Das Pathos der ersten Seiten ist welthistorisch; der *Blick,* von dem auf der siebenten Seite[1]) die Rede ist, ist der eigentliche Zarathustra-Blick; Wagner, Bayreuth, die ganze kleine deutsche Erbärmlichkeit ist eine Wolke, in der eine unendliche Fata Morgana

[1]) Bd. VII, S. 250 f.

der Zukunft sich spiegelt. Selbst psychologisch sind alle entscheidenden Züge meiner eignen Natur in die Wagner's eingetragen — das Nebeneinander der lichtesten und verhängnissvollsten Kräfte, der Wille zur Macht, wie ihn nie ein Mensch besessen hat, die rücksichtslose Tapferkeit im Geistigen, die unbegrenzte Kraft zu lernen, ohne dass der Wille zur That damit erdrückt würde. Es ist Alles an dieser Schrift vorherverkündend: die Nähe der Wiederkunft des griechischen Geistes, die Nothwendigkeit von *Gegen-Alexandern,* welche den gordischen Knoten der griechischen Cultur wieder *binden,* nachdem er gelöst war ... Man höre den welthistorischen Accent, mit dem auf Seite 30[1]) der Begriff „tragische Gesinnung" eingeführt wird: es sind lauter welthistorische Accente in dieser Schrift. Dies ist die fremdartigste „Objektivität", die es geben kann: die absolute Gewissheit darüber, was ich *bin,* projicirte sich auf irgend eine zufällige Realität, — die Wahrheit über mich redete aus einer schauervollen Tiefe. Auf Seite 71[2]) wird der *Stil* des Zarathustra mit einschneidender Sicherheit beschrieben und vorweggenommen, und niemals wird man einen grossartigeren Ausdruck für das *Ereigniss* Zarathustra, den Akt einer ungeheuren Reinigung und Weihung der Menschheit, finden, als er in den Seiten 43—46[3]) gefunden ist. —

---

[1]) Bd. VII, S. 271 f. [2]) Bd. VII, S. 308. [3]) Bd. VII, S. 282 ff.

DIE UNZEITGEMÄSSEN

1.

Die vier *Unzeitgemässen* sind durchaus kriegerisch. Sie beweisen, dass ich kein „Hans der Träumer" war, dass es mir Vergnügen macht, den Degen zu ziehn, — vielleicht auch, dass ich das Handgelenk gefährlich frei habe. Der *erste* Angriff (1873) galt der deutschen Bildung, auf die ich damals schon mit schonungsloser Verachtung hinabblickte. Ohne Sinn, ohne Substanz, ohne Ziel: eine blosse „öffentliche Meinung". Kein bösartigeres Missverständniss als zu glauben, der grosse Waffen-Erfolg der Deutschen beweise irgend Etwas zu Gunsten dieser Bildung — oder gar *ihren* Sieg über Frankreich . . . Die *zweite* Unzeitgemässe (1874) bringt das Gefährliche, das Leben-Annagende und -Vergiftende in unsrer Art des Wissenschafts-Betriebs an's Licht —: das Leben *krank* an diesem entmenschten Räderwerk und Mechanismus, an der „*Un*persönlichkeit" des Arbeiters, an der falschen Oekonomie der „Theilung der Arbeit". Der *Zweck* geht verloren, die Cultur: — das Mittel, der moderne Wissenschafts-Betrieb, *barbarisirt* . . . In dieser Abhandlung wurde der „historische Sinn", auf den dies Jahrhundert stolz ist, zum ersten Mal als Krankheit erkannt, als typisches Zeichen des Verfalls. — In der *dritten* und *vierten* Unzeitgemässen werden, als Fingerzeige zu einem *höheren* Begriff der Cultur, zur Wiederherstellung des Begriffs „Cultur", zwei Bilder der härtesten *Selbstsucht*, *Selbstzucht* dagegen aufgestellt, unzeitgemässe Typen par excellence, voll souverainer Verachtung gegen Alles, was um sie herum „Reich", „Bildung", „Christenthum", „Bismarck", „Erfolg" hiess, — Schopenhauer und Wagner *oder*, mit Einem Wort, Nietzsche . . .

2.

Von diesen vier Attentaten hatte das erste einen ausserordentlichen Erfolg. Der Lärm, den es hervorrief, war in jedem Sinne prachtvoll. Ich hatte einer siegreichen Nation an ihre wunde Stelle gerührt, — 'dass ihr Sieg *nicht* ein Cultur-Ereigniss sei, sondern vielleicht, vielleicht etwas ganz Anderes . . . Die Antwort kam von allen Seiten und durchaus nicht bloss von den alten Freunden David Straussens, den ich als Typus eines deutschen Bildungsphilisters und satisfait kurz als Verfasser seines Bierbank-Evangeliums vom „alten und neuen Glauben" lächerlich gemacht hatte (— das Wort Bildungsphilister ist von meiner Schrift her in der Sprache übriggeblieben). Diese alten Freunde, denen ich als Württembergern und Schwaben einen tiefen Stich versetzt hatte, als ich ihr Wunderthier, ihren Strauss komisch fand, antworteten so bieder und grob, als ich's irgendwie wünschen konnte; die preussischen Entgegnungen waren klüger, — sie hatten mehr „berliner Blau" in sich. Das Unanständigste leistete ein Leipziger Blatt, die berüchtigten „Grenzboten"; ich hatte Mühe, die entrüsteten Basler von Schritten abzuhalten. Unbedingt für mich entschieden sich nur einige alte Herrn, aus gemischten und zum Theil unausfindlichen Gründen. Darunter Ewald in Göttingen, der zu verstehn gab, mein Attentat sei für Strauss tödtlich abgelaufen. Insgleichen der alte Hegelianer Bruno Bauer, an dem ich von da an einen meiner aufmerksamsten Leser gehabt habe. Er liebte es, in seinen letzten Jahren, auf mich zu verweisen, zum Beispiel Herrn von Treitschke, dem preussischen Historiographen, einen Wink zu geben, bei wem er sich Auskunft über den ihm verloren gegangenen Begriff „Cultur" holen könne. Das Nachdenklichste, auch das Längste über die Schrift und ihren Autor wurde von einem alten Schüler des Philosophen von Baader gesagt, einem Professor Hoffmann in Würzburg. Er sah aus

der Schrift eine grosse Bestimmung für mich voraus, — eine Art Krisis und höchste Entscheidung im Problem des Atheismus herbeizuführen, als dessen instinktivsten und rücksichtslosesten Typus er mich errieth. Der Atheismus war Das, was mich zu Schopenhauer führte. — Bei weitem am besten gehört, am bittersten empfunden wurde eine ausserordentlich starke und tapfere Fürsprache des sonst so milden Karl Hillebrand, dieses letzten *humanen* Deutschen, der die Feder zu führen wusste. Man las seinen Aufsatz in der „Augsburger Zeitung"; man kann ihn heute, in einer etwas vorsichtigeren Form, in seinen gesammelten Schriften lesen. Hier war die Schrift als Ereigniss, Wendepunkt, erste Selbstbesinnung, allerbestes Zeichen dargestellt, als eine wirkliche *Wiederkehr* des deutschen Ernstes und der deutschen Leidenschaft in geistigen Dingen. Hillebrand war voll hoher Auszeichnung für die Form der Schrift, für ihren reifen Geschmack, für ihren vollkommenen Takt in der Unterscheidung von Person und Sache: er zeichnete sie als die beste polemische Schrift aus, die deutsch geschrieben sei, — in der gerade für Deutsche so gefährlichen, so widerrathbaren Kunst der Polemik. Unbedingt jasagend, mich sogar in dem verschärfend, was ich über die Sprach-Verlumpung in Deutschland zu sagen gewagt hatte (— heute spielen sie die Puristen und können keinen Satz mehr bauen —), in gleicher Verachtung gegen die „ersten Schriftsteller" dieser Nation, endete er damit, seine Bewunderung für meinen *Muth* auszudrücken — jenen „höchsten Muth, der gerade die Lieblinge eines Volks auf die Anklagebank bringt" . . . Die Nachwirkung dieser Schrift ist geradezu unschätzbar in meinem Leben. Niemand hat bisher mit mir Händel gesucht. Man schweigt, man behandelt mich in Deutschland mit einer düstern Vorsicht: ich habe seit Jahren von einer unbedingten Redefreiheit Gebrauch gemacht, zu der Niemand heute, am wenigsten im „Reich", die *Hand* frei

genug hat. Mein Paradies ist „unter dem Schatten meines Schwertes“ ... Im Grunde hatte ich eine Maxime Stendhal's prakticirt: er räth an, seinen Eintritt in die Gesellschaft mit einem *Duell* zu machen. Und wie ich mir meinen Gegner gewählt hatte! den ersten deutschen Freigeist! ... In der That, eine ganz *neue* Art Freigeisterei kam damit zum ersten Ausdruck: bis heute ist mir Nichts fremder und unverwandter als die ganze europäische und amerikanische Species von „libres penseurs“. Mit ihnen als mit unverbesserlichen Flachköpfen und Hanswürsten der „modernen Ideen“ befinde ich mich sogar in einem tieferen Zwiespalt als mit Irgendwem von ihren Gegnern. Sie wollen auch, auf ihre Art, die Menschheit „verbessern“, nach ihrem Bilde, sie würden gegen das, was ich bin, was ich *will*, einen unversöhnlichen Krieg machen, gesetzt dass sie es verstünden, — sie glauben allesammt noch an's „Ideal“ ... Ich bin der erste *Immoralist* —

3.

Dass die mit den Namen Schopenhauer und Wagner abgezeichneten Unzeitgemässen sonderlich zum Verständniss oder auch nur zur psychologischen Fragestellung beider Fälle dienen könnten, möchte ich nicht behaupten, — Einzelnes, wie billig, ausgenommen. So wird zum Beispiel mit tiefer Instinkt-Sicherheit bereits hier das Elementarische in der Natur Wagner's als eine Schauspieler-Begabung bezeichnet, die in seinen Mitteln und Absichten nur ihre Folgerungen zieht. Im Grunde wollte ich mit diesen Schriften etwas ganz Andres als Psychologie treiben: — ein Problem der Erziehung ohne Gleichen, ein neuer Begriff der *Selbst-Zucht*, *Selbst-Vertheidigung* bis zur Härte, ein Weg zur Grösse und zu welthistorischen Aufgaben verlangte nach seinem ersten Ausdruck. In's Grosse gerechnet nahm ich zwei berühmte und ganz und gar noch unfestgestellte Typen beim Schopf,

wie man eine Gelegenheit beim Schopf nimmt, um Etwas auszusprechen, um ein paar Formeln, Zeichen, Sprachmittel mehr in der Hand zu haben. Dies ist zuletzt, mit vollkommen unheimlicher Sagacität, auf S. 93[1]) der dritten Unzeitgemässen auch angedeutet. Dergestalt hat sich Plato des Sokrates bedient, als einer Semiotik für Plato. — Jetzt, wo ich aus einiger Ferne auf jene Zustände zurückblicke, deren Zeugniss diese Schriften sind, möchte ich nicht verleugnen, dass sie im Grunde bloss von mir reden. Die Schrift „Wagner in Bayreuth" ist eine Vision meiner Zukunft; dagegen ist in „Schopenhauer als Erzieher" meine innerste Geschichte, mein *Werden* eingeschrieben. Vor Allem mein *Gelöbniss! . . . Was* ich heute bin, *wo* ich heute bin — in einer Höhe, wo ich nicht mehr mit Worten, sondern mit Blitzen rede —, oh wie fern davon war ich damals noch! — Aber ich *sah* das Land, — ich betrog mich nicht einen Augenblick über Weg, Meer, Gefahr — *und* Erfolg! Die grosse Ruhe im Versprechen, dies glückliche Hinausschaun in eine Zukunft, welche nicht nur eine Verheissung bleiben soll! — Hier ist jedes Wort erlebt, tief, innerlich; es fehlt nicht am Schmerzlichsten, es sind Worte darin, die geradezu blutrüstig sind. Aber ein Wind der *grossen* Freiheit bläst über Alles weg; die Wunde selbst wirkt *nicht* als Einwand. — Wie ich den Philosophen verstehe, als einen furchtbaren Explosionsstoff, vor dem Alles in Gefahr ist, wie ich meinen Begriff „Philosoph" meilenweit abtrenne von einem Begriff, der sogar noch einen Kant in sich schliesst, nicht zu reden von den akademischen „Wiederkäuern" und andren Professoren der Philosophie: darüber giebt diese Schrift eine unschätzbare Belehrung, zugegeben selbst dass hier im Grunde nicht „Schopenhauer als Erzieher", sondern sein *Gegensatz*, „Nietzsche als Erzieher", zu Worte

[1]) Bd. VII, S. 118.

kommt. — In Anbetracht, dass damals mein Handwerk das eines Gelehrten war, und, vielleicht auch, dass ich mein Handwerk *verstand*, ist ein herbes Stück Psychologie des Gelehrten nicht ohne Bedeutung, das in dieser Schrift plötzlich zum Vorschein kommt: es drückt das *Distanz-Gefühl* aus, die tiefe Sicherheit darüber, was bei mir *Aufgabe*, was bloss Mittel, Zwischenakt und Nebenwerk sein kann. Es ist meine Klugheit, Vieles und vielerorts gewesen zu sein, um Eins werden zu können, — um zu Einem kommen zu können. Ich *musste* eine Zeit lang auch Gelehrter sein. —

MENSCHLICHES, ALLZUMENSCHLICHES

Mit zwei Fortsetzungen

1.

„Menschliches, Allzumenschliches" ist das Denkmal einer Krisis. Es heisst sich ein Buch für *freie* Geister: fast jeder Satz darin drückt einen Sieg aus — ich habe mich mit demselben vom *Unzugehörigen* in meiner Natur freigemacht. Unzugehörig ist mir der Idealismus: der Titel sagt „wo *ihr* ideale Dinge seht, sehe *ich* — Menschliches, ach nur Allzumenschliches!" ... Ich kenne den Menschen *besser* ... In keinem andren Sinne will das Wort „freier Geist" hier verstanden werden: ein *freigewordner* Geist, der von sich selber wieder Besitz ergriffen hat. Der Ton, der Stimmklang hat sich völlig verändert: man wird das Buch klug, kühl, unter Umständen hart und spöttisch finden. Eine gewisse Geistigkeit *vornehmen* Geschmacks scheint sich beständig gegen eine leidenschaftlichere Strömung auf dem Grunde obenauf zu halten. In diesem Zusammenhang hat es Sinn,

dass es eigentlich die hundertjährige Todesfeier Voltaire's ist, womit sich die Herausgabe des Buchs schon für das Jahr 1878 gleichsam entschuldigt. Denn Voltaire ist, im Gegensatz zu Allem, was nach ihm schrieb, vor Allem ein grandseigneur des Geistes: genau das, was ich auch bin. — Der Name Voltaire auf einer Schrift von mir — das war wirklich ein Fortschritt — *zu mir* . . . Sieht man genauer zu, so entdeckt man einen unbarmherzigen Geist, der alle Schlupfwinkel kennt, wo das Ideal heimisch ist, — wo es seine Burgverliesse und gleichsam seine letzte Sicherheit hat. Eine Fackel in den Händen, die durchaus kein „fackelndes" Licht giebt, mit einer schneidenden Helle wird in diese *Unterwelt* des Ideals hineingeleuchtet. Es ist der Krieg, aber der Krieg ohne Pulver und Dampf, ohne kriegerische Attitüden, ohne Pathos und verrenkte Gliedmaassen — dies Alles selbst wäre noch „Idealismus". Ein Irrthum nach dem andern wird gelassen auf's Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt — *es erfriert* . . . Hier zum Beispiel erfriert „das Genie"; eine Ecke weiter erfriert „der Heilige"; unter einem dicken Eiszapfen erfriert „der Held"; am Schluss erfriert „der Glaube", die sogenannte „Ueberzeugung", auch das „Mitleiden" kühlt sich bedeutend ab — fast überall erfriert „das Ding an sich" . . .

2.

Die Anfänge dieses Buchs gehören mitten in die Wochen der ersten Bayreuther Festspiele hinein; eine tiefe Fremdheit gegen Alles, was mich dort umgab, ist eine seiner Voraussetzungen. Wer einen Begriff davon hat, was für Visionen mir schon damals über den Weg gelaufen waren, kann errathen, wie mir zu Muthe war, als ich eines Tags in Bayreuth aufwachte. Ganz als ob ich träumte . . . Wo war ich doch? Ich erkannte Nichts wieder, ich erkannte kaum Wagner

wieder. Umsonst blätterte ich in meinen Erinnerungen. Tribschen — eine ferne Insel der Glückseligen: kein Schatten von Aehnlichkeit. Die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine *zugehörige* Gesellschaft, die sie feierte und der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte: kein Schatten von Aehnlichkeit. *Was war geschehn?* — Man hatte Wagner in's Deutsche übersetzt! Der Wagnerianer war Herr über Wagner geworden! — Die *deutsche* Kunst! Der *deutsche* Meister! Das *deutsche* Bier! ... Wir Andern, die wir nur zu gut wissen, zu was für raffinirten Artisten, zu welchem Kosmopolitismus des Geschmacks Wagner's Kunst allein redet, waren ausser uns, Wagnern mit deutschen „Tugenden" behängt, wiederzufinden. — Ich denke, ich kenne den Wagnerianer, ich habe drei Generationen „erlebt", vom seligen Brendel an, der Wagner mit Hegel verwechselte, bis zu den „Idealisten" der Bayreuther Blätter, die Wagner mit sich selbst verwechseln, — ich habe alle Art Bekenntnisse „schöner Seelen" über Wagner gehört. Ein Königreich für Ein gescheidtes Wort! — In Wahrheit, eine haarsträubende Gesellschaft! Nohl, Pohl, *Kohl* mit Grazie in infinitum! Keine Missgeburt fehlt darunter, nicht einmal der Antisemit. — Der arme Wagner! Wohin war er gerathen! — Wäre er doch wenigstens unter die Säue gefahren! Aber unter Deutsche! ... Zuletzt sollte man, zur Belehrung der Nachwelt, einen echten Bayreuther ausstopfen, besser noch in Spiritus setzen, denn an Spiritus fehlt es —, mit der Unterschrift: so sah der „Geist" aus, auf den hin man das „Reich" gründete ... Genug, ich reiste mitten drin für ein paar Wochen ab, sehr plötzlich, trotzdem dass eine charmante Pariserin mich zu trösten suchte; ich entschuldigte mich bei Wagner bloss mit einem fatalistischen Telegramm. In einem tief in Wäldern verborgnen Ort des Böhmerwalds, Klingenbrunn, trug ich meine Melancholie und Deutschen-

Verachtung wie eine Krankheit mit mir herum — *und* schrieb von Zeit zu Zeit, unter dem Gesammttitel „Die Pflugschar", einen Satz in mein Taschenbuch, lauter *harte* Psychologica, die sich vielleicht in „Menschliches, Allzumenschliches" noch wiederfinden lassen.

3.

Was sich damals bei mir entschied, war nicht etwa ein Bruch mit Wagner — ich empfand eine Gesammt-Abirrung meines Instinkts, von der der einzelne Fehlgriff, heisse er nun Wagner oder Basler Professur, bloss ein Zeichen war. Eine *Ungeduld* mit mir überfiel mich; ich sah ein, dass es die höchste Zeit war, mich auf *mich* zurückzubesinnen. Mit Einem Male war mir auf eine schreckliche Weise klar, wie viel Zeit bereits verschwendet sei, — wie nutzlos, wie willkürlich sich meine ganze Philologen-Existenz an meiner Aufgabe ausnehme. Ich schämte mich dieser *falschen* Bescheidenheit ... Zehn Jahre hinter mir, wo ganz eigentlich die *Ernährung* des Geistes bei mir stillgestanden hatte, wo ich nichts Brauchbares hinzugelernt hatte, wo ich unsinnig Viel über einem Krimskrams verstaubter Gelehrsamkeit vergessen hatte. Antike Metriker mit Akribie und schlechten Augen durchkriechen — dahin war es mit mir gekommen! — Ich sah mit Erbarmen mich ganz mager, ganz abgehungert: die *Realitäten* fehlten geradezu innerhalb meines Wissens, und die „Idealitäten" taugten den Teufel was! — Ein geradezu brennender Durst ergriff mich: von da an habe ich in der That nichts mehr getrieben als Physiologie, Medizin und Naturwissenschaften, — selbst zu eigentlichen historischen Studien bin ich erst wieder zurückgekehrt, als die *Aufgabe* mich gebieterisch dazu zwang. Damals errieth ich auch zuerst den Zusammenhang zwischen einer instinktwidrig gewählten Thätigkeit, einem sogenannten „Beruf", zu dem man *am*

letzten berufen ist — und jenem Bedürfniss nach einer *Betäubung* des Oede- und Hungergefühls durch eine narkotische Kunst, — zum Beispiel durch die Wagnerische Kunst. Bei einem vorsichtigeren Umblick habe ich entdeckt, dass für eine grosse Anzahl junger Männer der gleiche Nothstand besteht: Eine Widernatur *erzwingt* förmlich eine zweite. In Deutschland, im „Reich", um unzweideutig zu reden, sind nur zu Viele verurtheilt, sich unzeitig zu entscheiden und dann, unter einer unabwerfbar gewordnen Last, *hinzusiechen* . . . Diese verlangen nach Wagner als nach einem *Opiat*, — sie vergessen sich, sie werden sich einen Augenblick los . . . Was sage ich! *fünf bis sechs Stunden!* —

4.

Damals entschied sich mein Instinkt unerbittlich gegen ein noch längeres Nachgeben, Mitgehn, Mich-selbst-verwechseln. Jede Art Leben, die ungünstigsten Bedingungen, Krankheit, Armuth, — Alles schien mir jener unwürdigen „Selbstlosigkeit" vorziehenswerth, in die ich zuerst aus Unwissenheit, aus *Jugend* gerathen war, in der ich später aus Trägheit, aus sogenanntem „Pflichtgefühl" hängen geblieben war. — Hier kam mir, auf eine Weise, die ich nicht genug bewundern kann, und gerade zur rechten Zeit jene *schlimme* Erbschaft von Seiten meines Vaters her zu Hülfe, — im Grunde eine Vorbestimmung zu einem frühen Tode. Die Krankheit *löste mich langsam heraus:* sie ersparte mir jeden Bruch, jeden gewaltthätigen und anstössigen Schritt. Ich habe kein Wohlwollen damals eingebüsst und viel noch hinzugewonnen. Die Krankheit gab mir insgleichen ein Recht zu einer vollkommnen Umkehr aller meiner Gewohnheiten; sie erlaubte, sie *gebot* mir Vergessen; sie beschenkte mich mit der *Nöthigung* zum Stillliegen, zum Müssiggang, zum Warten und Geduldigsein . . .

Aber das heisst ja denken! . . . Meine Augen allein machten ein Ende mit aller Bücherwürmerei, auf deutsch Philologie: ich war vom „Buch" erlöst, ich las jahrelang Nichts mehr — die *grösste* Wohlthat, die ich mir je erwiesen habe! — Jenes unterste Selbst, gleichsam verschüttet, gleichsam still geworden unter einem beständigen Hören-*Müssen* auf andre Selbste (— und das heisst ja lesen!) erwachte langsam, schüchtern, zweifelhaft, — aber endlich *redete es wieder*. Nie habe ich so viel Glück an mir gehabt, als in den kränksten und schmerzhaftesten Zeiten meines Lebens: man hat nur die „Morgenröthe" oder etwa den „Wanderer und seinen Schatten" sich anzusehn, um zu begreifen, was diese „Rückkehr zu *mir*" war: eine höchste Art von *Genesung* selbst! . . . Die andre folgte bloss daraus. —

5.

Menschliches, Allzumenschliches, dies Denkmal einer rigorosen Selbstzucht, mit der ich bei mir allem eingeschleppten „höheren Schwindel", „Idealismus", „schönen Gefühl" und andren Weiblichkeiten ein jähes Ende bereitete, wurde in allen Hauptsachen in Sorrent niedergeschrieben; es bekam seinen Schluss, seine endgültige Form in einem Basler Winter, unter ungleich ungünstigeren Verhältnissen als denen in Sorrent. Im Grunde hat Herr Peter Gast, damals an der Basler Universität studirend und mir sehr zugethan, das Buch auf dem Gewissen. Ich diktirte, den Kopf verbunden und schmerzhaft, er schrieb ab, er corrigirte auch, — er war im Grunde der eigentliche Schriftsteller, während ich bloss der Autor war. Als das Buch endlich fertig mir zu Händen kam — zur tiefen Verwunderung eines Schwerkranken —, sandte ich, unter anderen, auch nach Bayreuth zwei Exemplare. Durch ein Wunder von Sinn im Zufall kam gleichzeitig bei mir ein

schönes Exemplar des Parsifal-Textes an, mit Wagner's Widmung an mich „seinem theuren Freunde Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Kirchenrath". — Diese Kreuzung der zwei Bücher — mir war's, als ob ich einen ominösen Ton dabei hörte. Klang es nicht, als ob sich *Degen* kreuzten? . . . Jedenfalls empfanden wir es Beide so: denn wir schwiegen Beide. — Um diese Zeit erschienen die ersten Bayreuther Blätter: ich begriff, *wozu* es höchste Zeit gewesen war. — Unglaublich! Wagner war fromm geworden . . .

6.

Wie ich damals (1876) über mich dachte, mit welcher ungeheuren Sicherheit ich meine Aufgabe und das Welthistorische an ihr in der Hand hielt, davon legt das ganze Buch, vor Allem aber eine sehr ausdrückliche Stelle Zeugniss ab: nur dass ich, mit der bei mir instinktiven Arglist, auch hier wieder das Wörtchen „ich" umgieng und dies Mal nicht Schopenhauer oder Wagner, sondern einen meiner Freunde, den ausgezeichneten Dr. Paul Rée, mit einer welthistorischen Glorie überstrahlte — zum Glück ein viel zu feines Thier, als dass . . . *Andre* waren weniger fein: ich habe die Hoffnungslosen unter meinen Lesern, zum Beispiel den typischen deutschen Professor, immer daran erkannt, dass sie, auf diese Stelle hin, das ganze Buch als höheren Réealismus verstehn zu müssen glaubten . . . In Wahrheit enthielt es den Widerspruch gegen fünf, sechs Sätze meines Freundes: man möge darüber die Vorrede zur „Genealogie der Moral" nachlesen. — Die Stelle lautet: Welches ist doch der Hauptsatz, zu dem einer der kühnsten und kältesten Denker, der Verfasser des Buchs „Ueber den Ursprung der moralischen Empfindungen" (lisez: Nietzsche, der erste *Immoralist*) vermöge seiner ein- und durchschneidenden Analysen des menschlichen Handelns

gelangt ist? „Der moralische Mensch steht der intelligiblen Welt nicht näher als der physische — *denn* es giebt keine intelligible Welt . . .“ Dieser Satz, hart und schneidig geworden unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntniss (lisez: *Umwerthung aller Werthe*) kann vielleicht einmal, in irgend welcher Zukunft — 1890! — als die Axt dienen, welche dem „metaphysischen Bedürfniss“ der Menschheit an die Wurzel gelegt wird, — ob mehr zum Segen oder zum Fluche der Menschheit, wer wüsste das zu sagen? Aber jedenfalls als ein Satz der erheblichsten Folgen, fruchtbar und furchtbar zugleich und mit jenem *Doppelblick* in die Welt sehend, welchen alle grossen Erkenntnisse haben . . .

MORGENRÖTHE

Gedanken über die Moral als Vorurtheil

1.

Mit diesem Buche beginnt mein Feldzug gegen die *Moral*. Nicht dass es den geringsten Pulvergeruch an sich hätte: — man wird ganz andre und viel lieblichere Gerüche an ihm wahrnehmen, gesetzt, dass man einige Feinheit in den Nüstern hat. Weder grosses, noch auch kleines Geschütz: ist die Wirkung des Buchs negativ, so sind es seine Mittel um so weniger, diese Mittel, aus denen die Wirkung wie ein Schluss, *nicht* wie ein Kanonenschuss folgt. Dass man von dem Buche Abschied nimmt mit einer scheuen Vorsicht vor Allem, was bisher unter dem Namen Moral zu Ehren und selbst zur Anbetung gekommen ist, steht nicht

im Widerspruch damit, dass im ganzen Buch kein negatives Wort vorkommt, kein Angriff, keine Bosheit, — dass es vielmehr in der Sonne liegt, rund, glücklich, einem Seegethier gleich, das zwischen Felsen sich sonnt. Zuletzt war ich's selbst, dieses Seegethier: fast jeder Satz des Buchs ist erdacht, *erschlüpft* in jenem Felsen-Wirrwar nahe bei Genua, wo ich allein war und noch mit dem Meere Heimlichkeiten hatte. Noch jetzt wird mir, bei einer zufälligen Berührung dieses Buchs, fast jeder Satz zum Zipfel, an dem ich irgend etwas Unvergleichliches wieder aus der Tiefe ziehe: seine ganze Haut zittert von zarten Schaudern der Erinnerung. Die Kunst, die es voraus hat, ist keine kleine darin, Dinge, die leicht und ohne Geräusch vorbeihuschen, Augenblicke, die ich göttliche Eidechsen nenne, ein wenig fest zu machen — nicht etwa mit der Grausamkeit jenes jungen Griechengottes, der das arme Eidechslein einfach anspiesste, aber immerhin doch mit etwas Spitzem, mit der Feder ... „Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben" — diese *indische* Inschrift steht auf der Thür zu diesem Buche. Wo *sucht* sein Urheber jenen neuen Morgen, jenes bisher noch unentdeckte zarte Roth, mit dem wieder ein Tag — ah, eine ganze Reihe, eine ganze Welt neuer Tage! — anhebt? In einer *Umwerthung aller Werthe*, in einem Loskommen von allen Moralwerthen, in einem Jasagen und Vertrauen-haben zu Alledem, was bisher verboten, verachtet, verflucht worden ist. Dies *jasagende* Buch strömt sein Licht, seine Liebe, seine Zärtlichkeit auf lauter schlimme Dinge aus, es giebt ihnen „die Seele", das gute Gewissen, das hohe Recht und *Vorrecht* auf Dasein wieder zurück. Die Moral wird nicht angegriffen, sie kommt nur nicht mehr in Betracht ... Dies Buch schliesst mit einem „Oder?", — es ist das einzige Buch, das mit einem „Oder?" schliesst ...

2.

Meine Aufgabe, einen Augenblick höchster Selbstbesinnung der Menschheit vorzubereiten, einen *grossen Mittag*, wo sie zurückschaut und hinausschaut, wo sie aus der Herrschaft des Zufalls und der Priester heraustritt und die Frage des warum?, des wozu? zum ersten Male *als Ganzes* stellt —, diese Aufgabe folgt mit Nothwendigkeit aus der Einsicht, dass die Menschheit *nicht* von selber auf dem rechten Wege ist, dass sie durchaus *nicht* göttlich regiert wird, dass vielmehr gerade unter ihren heiligsten Werthbegriffen der Instinkt der Verneinung, der Verderbniss, der décadence-Instinkt verführerisch gewaltet hat. Die Frage nach der Herkunft der moralischen Werthe ist deshalb für mich eine Frage *ersten Ranges*, weil sie die Zukunft der Menschheit bedingt. Die Forderung, man solle *glauben*, dass Alles im Grunde in den besten Händen ist, dass ein Buch, die Bibel, eine endgültige Beruhigung über die göttliche Lenkung und Weisheit im Geschick der Menschheit giebt, ist, zurückübersetzt in die Realität, der Wille, die Wahrheit über das erbarmungswürdige Gegentheil davon nicht aufkommen zu lassen, nämlich, dass die Menschheit bisher in den *schlechtesten* Händen war, dass sie von den Schlechtweggekommenen, den Arglistig-Rachsüchtigen, den sogenannten „Heiligen", diesen Weltverleumdern und Menschenschändern, regiert worden ist. Das entscheidende Zeichen, an dem sich ergiebt, dass der Priester (— eingerechnet die *versteckten* Priester, die Philosophen) nicht nur innerhalb einer bestimmten religiösen Gemeinschaft, sondern überhaupt Herr geworden ist, dass die décadence-Moral, der Wille zum Ende, als Moral *an sich* gilt, ist der unbedingte Werth, der dem Unegoistischen, und die Feindschaft, die dem Egoistischen überall zu Theil wird. Wer über diesen Punkt mit mir uneins ist, den halte ich für *inficirt* . . . Aber alle Welt ist mit mir uneins . . . Für einen

Physiologen lässt ein solcher Werth-Gegensatz gar keinen Zweifel. Wenn innerhalb des Organismus das geringste Organ in noch so kleinem Maasse nachlässt, seine Selbsterhaltung, seinen Kraftersatz, seinen „Egoismus" mit vollkommner Sicherheit durchzusetzen, so entartet das Ganze. Der Physiologe verlangt *Ausschneidung* des entartenden Theils, er verneint jede Solidarität mit dem Entartenden, er ist am fernsten vom Mitleiden mit ihm. Aber der Priester *will* gerade die Entartung des Ganzen, der Menschheit: darum *conservirt* er das Entartende — um diesen Preis beherrscht er sie . . . Welchen Sinn haben jene Lügenbegriffe, die *Hülfsbegriffe* der Moral, „Seele", „Geist", „freier Wille", „Gott", wenn nicht den, die Menschheit physiologisch zu ruiniren? . . . Wenn man den Ernst von der Selbsterhaltung, Kraftsteigerung des Leibes, *das heisst des Lebens* ablenkt, wenn man aus der Bleichsucht ein Ideal, aus der Verachtung des Leibes „das Heil der Seele" construirt, was ist das Anderes, als ein *Recept* zur décadence? — Der Verlust an Schwergewicht, der Widerstand gegen die natürlichen Instinkte, die „Selbstlosigkeit" mit Einem Worte — das hiess bisher *Moral* . . . Mit der „Morgenröthe" nahm ich zuerst den Kampf gegen die Entselbstungs-Moral auf. —

DIE FRÖHLICHE WISSENSCHAFT

(„la gaya scienza")

Die „Morgenröthe" ist ein jasagendes Buch, tief, aber hell und gütig. Dasselbe gilt noch einmal und im höchsten Grade von der gaya scienza: fast in jedem Satz derselben

halten sich Tiefsinn und Muthwillen zärtlich an der Hand. Ein Vers, welcher die Dankbarkeit für den wunderbarsten Monat Januar ausdrückt, den ich erlebt habe — das ganze Buch ist sein Geschenk — verräth zur Genüge, aus welcher Tiefe heraus hier die „Wissenschaft" *fröhlich* geworden ist:

Der du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zertheilt,
Dass sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:
Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muss —
Also preist sie deine Wunder,
Schönster Januarius!

Was hier „höchste Hoffnung" heisst, wer kann darüber im Zweifel sein, der als Schluss des vierten Buchs die diamantene Schönheit der ersten Worte des Zarathustra aufglänzen sieht? — Oder der die granitnen Sätze am Ende des dritten Buchs liest, mit denen sich ein Schicksal *für alle Zeiten* zum ersten Male in Formeln fasst? — Die *Lieder des Prinzen Vogelfrei*, zum besten Theil in Sicilien gedichtet, erinnern ganz ausdrücklich an den provençalischen Begriff der „gaya scienza", an jene Einheit von *Sänger*, *Ritter* und *Freigeist*, mit der sich jene wunderbare Frühcultur der Provençalen gegen alle zweideutigen Culturen abhebt; das allerletzte Gedicht zumal, *„an den Mistral"*, ein ausgelassenes Tanzlied, in dem, mit Verlaub! über die Moral hinweggetanzt wird, ist ein vollkommner Provençalismus. —

ALSO SPRACH ZARATHUSTRA

Ein Buch für Alle und Keinen

1.

Ich erzähle nunmehr die Geschichte des Zarathustra. Die Grundconception des Werks, der *Ewige Wiederkunfts-Gedanke,* diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann —, gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift: „6000 Fuss jenseits von Mensch und Zeit". Ich gieng an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen pyramidal aufgethürmten Block unweit Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke. — Rechne ich von diesem Tage ein paar Monate zurück, so finde ich, als Vorzeichen, eine plötzliche und im Tiefsten entscheidende Veränderung meines Geschmacks, vor Allem in der Musik. Man darf vielleicht den ganzen Zarathustra unter die Musik rechnen; — sicherlich war eine Wiedergeburt in der Kunst zu *hören,* eine Vorausbedingung dazu. In einem kleinen Gebirgsbade unweit Vicenza, Recoaro, wo ich den Frühling des Jahrs 1881 verbrachte, entdeckte ich, zusammen mit meinem maëstro und Freunde Peter Gast, einem gleichfalls „Wiedergebornen", dass der Phönix Musik mit leichterem und leuchtenderem Gefieder, als er je gezeigt, an uns vorüberflog. Rechne ich dagegen von jenem Tage an vorwärts, bis zur plötzlichen und unter den unwahrscheinlichsten Verhältnissen eintretenden Niederkunft im Februar 1883 — die Schlusspartie, dieselbe, aus der ich im *Vorwort* ein paar Sätze citirt habe, wurde genau in der heiligen Stunde fertig gemacht, in der Richard Wagner in Venedig starb — so ergeben sich achtzehn Monate für die Schwangerschaft. Diese Zahl gerade von achtzehn Monaten dürfte den Gedanken nahelegen, unter Buddhisten wenigstens, dass ich im

Grunde ein Elephanten-Weibchen bin. — In die Zwischenzeit gehört die „gaya scienza", die hundert Anzeichen der Nähe von etwas Unvergleichlichem hat; zuletzt giebt sie den Anfang des Zarathustra selbst noch, sie giebt im vorletzten Stück des vierten Buchs den Grundgedanken des Zarathustra. — Insgleichen gehört in diese Zwischenzeit jener *Hymnus auf das Leben* (für gemischten Chor und Orchester), dessen Partitur vor zwei Jahren bei E. W. Fritzsch in Leipzig erschienen ist: ein vielleicht nicht unbedeutendes Symptom für den Zustand dieses Jahres, wo das *jasagende* Pathos par excellence, von mir das tragische Pathos genannt, im höchsten Grade mir innewohnte. Man wird ihn später einmal zu meinem Gedächtniss singen. — Der Text, ausdrücklich bemerkt, weil ein Missverständniss darüber im Umlauf ist, ist nicht von mir: er ist die erstaunliche Inspiration einer jungen Russin, mit der ich damals befreundet war, des Fräulein Lou von Salomé. Wer den letzten Worten des Gedichts überhaupt einen Sinn zu entnehmen weiss, wird errathen, warum ich es vorzog und bewunderte: sie haben Grösse. Der Schmerz gilt *nicht* als Einwand gegen das Leben: „Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben, wohlan! *noch hast du deine Pein* . . ." Vielleicht hat auch meine Musik an dieser Stelle Grösse. (Letzte Note der A-Klarinette cis nicht c. Druckfehler.) — Den darauf folgenden Winter lebte ich in jener anmuthig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die sich zwischen Chiavari und dem Vorgebirge Porto fino einschneidet. Meine Gesundheit war nicht die beste; der Winter kalt und über die Maassen regnerisch; ein kleines Albergo, unmittelbar am Meer gelegen, sodass die hohe See nachts den Schlaf unmöglich machte, bot ungefähr in Allem das Gegentheil vom Wünschenswerthen. Trotzdem und beinahe zum Beweis meines Satzes, dass alles Entscheidende „trotzdem" entsteht, war es dieser Winter und diese Ungunst der

Verhältnisse, unter denen mein Zarathustra entstand. — Den Vormittag stieg ich in südlicher Richtung auf der herrlichen Strasse nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überschauend; des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umgieng ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinter nach Porto fino. Dieser Ort und diese Landschaft ist durch die grosse Liebe, welche Kaiser Friedrich der Dritte für sie fühlte, meinem Herzen noch näher gerückt; ich war zufällig im Herbst 1886 wieder an dieser Küste, als er zum letzten Mal diese kleine vergessne Welt von Glück besuchte. — Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze erste Zarathustra ein, vor Allem Zarathustra selber, als Typus: richtiger, *er überfiel mich* . . .

2.

Um diesen Typus zu verstehn, muss man sich zuerst seine physiologische Voraussetzung klar machen: sie ist das, was ich die *grosse Gesundheit* nenne. Ich weiss diesen Begriff nicht besser, nicht *persönlicher* zu erläutern, als ich es schon gethan habe, in einem der Schlussabschnitte des fünften Buchs der „gaya scienza". „Wir Neuen, Namenlosen, Schlechtverständlichen — heisst es daselbst —, wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft, wir bedürfen zu einem neuen Zwecke auch eines neuen Mittels, nämlich einer neuen Gesundheit, einer stärkeren gewitzteren zäheren verwegneren lustigeren, als alle Gesundheiten bisher waren. Wessen Seele darnach dürstet, den ganzen Umfang der bisherigen Werthe und Wünschbarkeiten erlebt und alle Küsten dieses idealischen „Mittelmeers" umschifft zu haben, wer aus den Abenteuern der eigensten Erfahrung wissen will, wie es einem Eroberer und Entdecker des Ideals zu Muthe ist, insgleichen einem Künstler, einem Heiligen, einem Gesetzgeber, einem Weisen,

einem Gelehrten, einem Frommen, einem Göttlich-Abseitigen alten Stils: der hat dazu zu allererst Eins nöthig, die *grosse Gesundheit* — eine solche, welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muss, weil man sie immer wieder preisgiebt, preisgeben muss ... Und nun, nachdem wir lange dergestalt unterwegs waren, wir Argonauten des Ideals, muthiger vielleicht als klug ist, und oft genug schiffbrüchig und zu Schaden gekommen, aber, wie gesagt, gesünder als man es uns erlauben möchte, gefährlich gesund, immer wieder gesund, — will es uns scheinen, als ob wir, zum Lohn dafür, ein noch unentdecktes Land vor uns haben, dessen Grenzen noch Niemand abgesehn hat, ein Jenseits aller bisherigen Länder und Winkel des Ideals, eine Welt so überreich an Schönem, Fremdem, Fragwürdigem, Furchtbarem und Göttlichem, dass unsre Neugierde sowohl als unser Besitzdurst ausser sich gerathen sind — ach, dass wir nunmehr durch Nichts mehr zu ersättigen sind! ... Wie könnten wir uns, nach solchen Ausblicken und mit einem solchen Heisshunger in Wissen und Gewissen, noch am *gegenwärtigen Menschen* genügen lassen? Schlimm genug, aber es ist unvermeidlich, dass wir seinen würdigsten Zielen und Hoffnungen nur mit einem übel aufrecht erhaltenen Ernste zusehn und vielleicht nicht einmal mehr zusehn ... Ein andres Ideal läuft vor uns her, ein wunderliches, versucherisches, gefahrenreiches Ideal, zu dem wir Niemanden überreden möchten, weil wir Niemandem so leicht *das Recht darauf* zugestehn: das Ideal eines Geistes, der naiv, das heisst ungewollt und aus überströmender Fülle und Mächtigkeit mit Allem spielt, was bisher heilig, gut, unberührbar, göttlich hiess; für den das Höchste, woran das Volk billigerweise sein Werthmaass hat, bereits so viel wie Gefahr, Verfall, Erniedrigung oder, mindestens, wie Erholung, Blindheit, zeitweiliges Selbstvergessen bedeuten würde; das Ideal eines

menschlich-übermenschlichen Wohlseins und Wohlwollens, welches oft genug *unmenschlich* erscheinen wird, zum Beispiel, wenn es sich neben den ganzen bisherigen Erdenernst, neben alle bisherige Feierlichkeit in Gebärde, Wort, Klang, Blick, Moral und Aufgabe wie deren leibhafteste unfreiwillige Parodie hinstellt — und mit dem, trotzalledem, vielleicht *der grosse Ernst* erst anhebt, das eigentliche Fragezeichen erst gesetzt wird, das Schicksal der Seele sich wendet, der Zeiger rückt, die Tragödie *beginnt* . . .“

3.

— Hat Jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter *Inspiration* nannten? Im andren Falle will ich's beschreiben. — Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, bloss Incarnation, bloss Mundstück, bloss Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung, in dem Sinn, dass plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, Etwas *sichtbar*, hörbar wird, Etwas, das Einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Thatbestand. Man hört, man sucht nicht; man nimmt, man fragt nicht, wer da giebt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Nothwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Thränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommnes Ausser-sich-sein mit dem distinktesten Bewusstsein einer Unzahl feiner Schauder und Ueberrieselungen bis in die Fusszehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine *nothwendige* Farbe innerhalb eines

solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt — die Länge, das Bedürfniss nach einem *weitgespannten* Rhythmus ist beinahe das Maass für die Gewalt der Inspiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung ... Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturme von Freiheits-Gefühl, von Unbedingtsein, von Macht, von Göttlichkeit ... Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichniss ist, Alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck. Es scheint wirklich, um an ein Wort Zarathustra's zu erinnern, als ob die Dinge selber herankämen und sich zum Gleichniss anböten (— „hier kommen alle Dinge liebkosend zu deiner Rede und schmeicheln dir: denn sie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichniss reitest du hier zu jeder Wahrheit. Hier springen dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von dir reden lernen —"). Dies ist *meine* Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, dass man Jahrtausende zurückgehn muss, um Jemanden zu finden, der mir sagen darf „es ist auch die meine". —

4.

Ich lag ein paar Wochen hinterdrein in Genua krank. Dann folgte ein schwermüthiger Frühling in Rom, wo ich das Leben hinnahm — es war nicht leicht. Im Grunde verdross mich dieser für den Dichter des Zarathustra unanständigste Ort der Erde, den ich nicht freiwillig gewählt hatte, über die Maassen; ich versuchte loszukommen, — ich wollte nach Aquila, dem Gegenbegriff von Rom, aus Feindschaft gegen Rom gegründet, wie ich einen Ort dereinst gründen werde, die Erinnerung an einen Atheisten und

Kirchenfeind comme il faut, an einen meiner Nächstverwandten, den grossen Hohenstaufen-Kaiser Friedrich den Zweiten. Aber es war ein Verhängniss bei dem Allen: ich musste wieder zurück. Zuletzt gab ich mich mit der piazza Barberini zufrieden, nachdem mich meine Mühe um eine *antichristliche* Gegend müde gemacht hatte. Ich fürchte, ich habe einmal, um schlechten Gerüchen möglichst aus dem Wege zu gehn, im palazzo del Quirinale selbst nachgefragt, ob man nicht ein stilles Zimmer für einen Philosophen habe. — Auf einer loggia hoch über der genannten piazza, von der aus man Rom übersieht und tief unten die fontana rauschen hört, wurde jenes einsamste Lied gedichtet, das je gedichtet worden ist, das *Nachtlied;* um diese Zeit gieng immer eine Melodie von unsäglicher Schwermuth um mich herum, deren Refrain ich in den Worten wiederfand „todt vor Unsterblichkeit . . .“ Im Sommer, heimgekehrt zur heiligen Stelle, wo der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens mir geleuchtet hatte, fand ich den zweiten Zarathustra. Zehn Tage genügten; ich habe in keinem Falle, weder beim ersten, noch beim dritten und letzten mehr gebraucht. Im Winter darauf, unter dem halkyonischen Himmel Nizza's, der damals zum ersten Male in mein Leben hineinglänzte, fand ich den dritten Zarathustra — und war fertig. Kaum ein Jahr, für's Ganze gerechnet. Viele verborgne Flecke und Höhen aus der Landschaft Nizza's sind mir durch unvergessliche Augenblicke geweiht; jene entscheidende Partie, welche den Titel „Von alten und neuen Tafeln“ trägt, wurde im beschwerlichsten Aufsteigen von der Station zu dem wunderbaren maurischen Felsenneste Eza gedichtet, — die Muskel-Behendheit war bei mir immer am grössten, wenn die schöpferische Kraft am reichsten floss. Der *Leib* ist begeistert: lassen wir die „Seele“ aus dem Spiele . . . Man hat mich oft tanzen sehn können; ich konnte damals, ohne einen Begriff von

Ermüdung, sieben, acht Stunden auf Bergen unterwegs sein. Ich schlief gut, ich lachte viel —, ich war von einer vollkommnen Rüstigkeit und Geduld.

5.

Abgesehn von diesen Zehn-Tage-Werken waren die Jahre während und vor Allem *nach* dem Zarathustra ein Nothstand ohne Gleichen. Man büsst es theuer, unsterblich zu sein: man stirbt dafür mehrere Male bei Lebzeiten. — Es giebt Etwas, das ich die rancune des Grossen nenne: alles Grosse, ein Werk, eine That, wendet sich, einmal vollbracht, unverzüglich *gegen* den, der sie that. Ebendamit, dass er sie that, ist er nunmehr *schwach*, — er hält seine That nicht mehr aus, er sieht ihr nicht mehr in's Gesicht. Etwas *hinter* sich zu haben, das man nie wollen durfte, Etwas, worin der Knoten im Schicksal der Menschheit eingeknüpft ist — und es nunmehr *auf* sich haben! . . . Es zerdrückt beinahe . . . Die rancune des Grossen! — Ein Andres ist die schauerliche Stille, die man um sich hört. Die Einsamkeit hat sieben Häute; es geht Nichts mehr hindurch. Man kommt zu Menschen, man begrüsst Freunde: neue Oede, kein Blick grüsst mehr. Im besten Falle eine Art Revolte. Eine solche Revolte erfuhr ich, in sehr verschiednem Grade, aber fast von Jedermann, der mir nahe stand; es scheint, dass Nichts tiefer beleidigt als plötzlich eine Distanz merken zu lassen, — die *vornehmen* Naturen, die nicht zu leben wissen, ohne zu verehren, sind selten. — Ein Drittes ist die absurde Reizbarkeit der Haut gegen kleine Stiche, eine Art Hülflosigkeit vor allem Kleinen. Diese scheint mir in der ungeheuren Verschwendung aller Defensiv-Kräfte bedingt, die jede *schöpferische* That, jede That aus dem Eigensten, Innersten, Untersten heraus zur Voraussetzung hat. Die *kleinen* Defensiv-

Vermögen sind damit gleichsam ausgehängt; es fliesst ihnen keine Kraft mehr zu. — Ich wage noch anzudeuten, dass man schlechter verdaut, ungern sich bewegt, den Frostgefühlen, auch dem Misstrauen allzu offen steht, — dem Misstrauen, das in vielen Fällen bloss ein ätiologischer Fehlgriff ist. In einem solchen Zustande empfand ich einmal die Nähe einer Kuhheerde durch Wiederkehr milderer, menschenfreundlicherer Gedanken, noch bevor ich sie sah: *Das* hat Wärme in sich ...

6.

Dieses Werk steht durchaus für sich! Lassen wir die Dichter bei Seite: es ist vielleicht überhaupt nie Etwas aus einem gleichen Ueberfluss von Kraft heraus gethan worden. Mein Begriff „dionysisch" wurde hier *höchste That;* an ihr gemessen erscheint der ganze Rest von menschlichem Thun als arm und bedingt. Dass ein Goethe, ein Shakespeare nicht einen Augenblick in dieser ungeheuren Leidenschaft und Höhe zu athmen wissen würde, dass Dante, gegen Zarathustra gehalten bloss ein Gläubiger ist und nicht Einer, der die Wahrheit erst *schafft*, ein *weltregierender* Geist, ein Schicksal —, dass die Dichter des Veda Priester sind und nicht einmal würdig, die Schuhsohlen eines Zarathustra zu lösen, das ist Alles das Wenigste und giebt keinen Begriff von der Distanz, von der *azurnen* Einsamkeit, in der dies Werk lebt. Zarathustra hat ein ewiges Recht zu sagen: „ich schliesse Kreise um mich und heilige Grenzen; immer Wenigere steigen mit mir auf immer höhere Berge, — ich baue ein Gebirge aus immer heiligeren Bergen." Man rechne den Geist und die Güte aller grossen Seelen in Eins: alle zusammen wären nicht im Stande, Eine Rede Zarathustra's hervorzubringen. Die Leiter ist ungeheuer, auf der er auf und nieder steigt; er hat weiter gesehn, weiter gewollt, weiter *gekonnt*, als irgend ein Mensch.

Er widerspricht mit jedem Wort, dieser jasagendste aller Geister; in ihm sind alle Gegensätze zu einer neuen Einheit gebunden. Die höchsten und die untersten Kräfte der menschlichen Natur, das Süsseste, Leichtfertigste und Furchtbarste strömt aus Einem Born mit unsterblicher Sicherheit hervor. Man weiss bis dahin nicht, was Höhe, was Tiefe ist; man weiss noch weniger, was Wahrheit ist. Es ist kein Augenblick in dieser Offenbarung der Wahrheit, der schon vorweggenommen, von Einem der Grössten errathen worden wäre. Es giebt keine Weisheit, keine Seelen-Erforschung, keine Kunst zu reden vor Zarathustra; das Nächste, das Alltäglichste redet hier von unerhörten Dingen. Die Sentenz von Leidenschaft zitternd; die Beredsamkeit Musik geworden; Blitze vorausgeschleudert nach bisher unerrathenen Zukünften. Die mächtigste Kraft zum Gleichniss, die bisher da war, ist arm und Spielerei gegen diese Rückkehr der Sprache zur Natur der Bildlichkeit. — Und wie Zarathustra herabsteigt und zu Jedem das Gütigste sagt! Wie er selbst seine Widersacher, die Priester, mit zarten Händen anfasst und mit ihnen an ihnen leidet! — Hier ist in jedem Augenblick der Mensch überwunden, der Begriff „Uebermensch" ward hier höchste Realität, — in einer unendlichen Ferne liegt alles Das, was bisher gross am Menschen hiess, *unter* ihm. Das Halkyonische, die leichten Füsse, die Allgegenwart von Bosheit und Uebermuth und was sonst Alles typisch ist für den Typus Zarathustra ist nie geträumt worden als wesentlich zur Grösse. Zarathustra fühlt sich gerade in diesem Umfang an Raum, in dieser Zugänglichkeit zum Entgegengesetzten als die *höchste Art alles Seienden;* und wenn man hört, wie er diese definirt, so wird man darauf verzichten, nach seinem Gleichniss zu suchen.

> — die Seele, welche die längste Leiter hat und am tiefsten hinunter kann,

die umfänglichste Seele, welche am weitesten in sich laufen und irren und schweifen kann,

die nothwendigste, welche sich mit Lust in den Zufall stürzt,

die seiende Seele, welche in's Werden, die habende, welche in's Wollen und Verlangen will —,

die sich selber fliehende, welche sich selber in weitesten Kreisen einholt,

die weiseste Seele, welcher die Narrheit am süssesten zuredet,

die sich selber liebendste, in der alle Dinge ihr Strömen und Widerströmen und Ebbe und Fluth haben — —

Aber das ist der Begriff des Dionysos selbst. — Eben dahin führt eine andre Erwägung. Das psychologische Problem im Typus des Zarathustra ist, wie der, welcher in einem unerhörten Grade Nein sagt, Nein *thut*, zu Allem, wozu man bisher Ja sagte, trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes sein kann; wie der das Schwerste von Schicksal, ein Verhängnis von Aufgabe tragende Geist trotzdem der leichteste und jenseitigste sein kann — Zarathustra ist ein Tänzer —; wie der, welcher die härteste, die furchtbarste Einsicht in die Realität hat, welcher den „abgründlichsten Gedanken" gedacht hat, trotzdem darin keinen Einwand gegen das Dasein, selbst nicht gegen dessen ewige Wiederkunft findet, — vielmehr einen Grund noch hinzu, das ewige Ja zu allen Dingen *selbst zu sein*, „das ungeheure unbegrenzte Ja- und Amen-sagen" . . . „In alle Abgründe trage ich noch mein segnendes Jasagen" . . . *Aber das ist der Begriff des Dionysos noch einmal.*

7.

— Welche Sprache wird ein solcher Geist reden, wenn er mit sich allein redet? Die Sprache des *Dithyrambus*. Ich bin der Erfinder des Dithyrambus. Man höre, wie Zarathustra *vor Sonnenaufgang* mit sich redet: ein solches smaragdenes Glück, eine solche göttliche Zärtlichkeit hatte noch keine Zunge vor mir. Auch die tiefste Schwermuth eines solchen Dionysos wird noch Dithyrambus; ich nehme, zum Zeichen, das *Nachtlied*, — die unsterbliche Klage, durch die Ueberfülle von Licht und Macht, durch seine *Sonnen*-Natur, verurtheilt zu sein, nicht zu lieben.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.

Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir, das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Licht bin ich: ach dass ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, dass ich von Licht um gürtet bin.

Ach, dass ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüsten des Lichts saugen!

Und euch selber wollte ich noch segnen, ihr kleinen Funkelsterne und Leuchtwürmer droben! — und selig sein ob eurer Licht-Geschenke.

Aber ich lebe in meinem eignen Lichte, ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.

Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht; und oft träumte mir davon, dass Stehlen noch seliger sein müsse als Nehmen.

Das ist meine Armuth, dass meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, dass ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.

Oh Unseligkeit aller Schenkenden! Oh Verfinsterung meiner Sonne! Oh Begierde nach Begehren! Oh Heisshunger in der Sättigung!

Sie nehmen von mir: aber rühre ich noch an ihre Seele? Eine Kluft ist zwischen Nehmen und Geben; und die kleinste Kluft ist am letzten zu überbrücken.

Ein Hunger wächst aus meiner Schönheit: wehethun möchte ich denen, welchen ich leuchte, berauben möchte ich meine Beschenkten: — also hungere ich nach Bosheit.

Die Hand zurückziehend, wenn sich schon ihr die Hand entgegenstreckt; dem Wasserfall gleich, der noch im Sturze zögert: — also hungere ich nach Bosheit.

Solche Rache sinnt meine Fülle aus, solche Tücke quillt aus meiner Einsamkeit.

Mein Glück im Schenken erstarb im Schenken, meine Tugend wurde ihrer selber müde an ihrem Ueberflusse!

Wer immer schenkt, dessen Gefahr ist, dass er die Scham verliere; wer immer austheilt, dessen Hand und Herz hat Schwielen vor lauter Austheilen.

Mein Auge quillt nicht mehr über vor der Scham der Bittenden; meine Hand wurde zu hart für das Zittern gefüllter Hände.

Wohin kam die Thräne meinem Auge und der Flaum meinem Herzen? Oh Einsamkeit aller Schenkenden! Oh Schweigsamkeit aller Leuchtenden!

Viel Sonnen kreisen im öden Raume: zu Allem, was dunkel ist, reden sie mit ihrem Lichte — mir schweigen sie.

Oh dies ist die Feindschaft des Lichts gegen Leuchtendes: erbarmungslos wandelt es seine Bahnen.

Unbillig gegen Leuchtendes im tiefsten Herzen, kalt gegen Sonnen — also wandelt jede Sonne.

Einem Sturme gleich wandeln die Sonnen ihre Bahnen. Ihrem unerbittlichen Willen folgen sie, das ist ihre Kälte.

Oh ihr erst seid es, ihr Dunklen, ihr Nächtigen, die ihr Wärme schafft aus Leuchtendem! Oh ihr erst trinkt euch Milch und Labsal aus des Lichtes Eutern!

Ach, Eis ist um mich, meine Hand verbrennt sich an Eisigem! Ach, Durst ist in mir, der schmachtet nach eurem Durste.

Nacht ist es: ach dass ich Licht sein muss! Und Durst nach Nächtigem! Und Einsamkeit!

Nacht ist es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen, — nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden. —

8.

Dergleichen ist nie gedichtet, nie gefühlt, nie *gelitten* worden: so leidet ein Gott, ein Dionysos. Die Antwort auf einen solchen Dithyrambus der Sonnen-Vereinsamung im Lichte wäre Ariadne . . . Wer weiss ausser mir, was

Ariadne ist! . . . Von allen solchen Räthseln hatte Niemand bisher die Lösung, ich zweifle, dass je Jemand hier auch nur Räthsel sah. — Zarathustra bestimmt einmal, mit Strenge, seine Aufgabe — es ist auch die meine —, dass man sich über den *Sinn* nicht vergreifen kann: er ist *jasagend* bis zur Rechtfertigung, bis zur Erlösung auch alles Vergangenen.

> Ich wandle unter Menschen als unter Bruchstücken der Zukunft: jener Zukunft, die ich schaue.
>
> Und das ist all mein Dichten und Trachten, dass ich in Eins dichte und zusammentrage, was Bruchstück ist und Räthsel und grauser Zufall.
>
> Und wie ertrüge ich es, Mensch zu sein, wenn der Mensch nicht auch Dichter und Räthselrather und Erlöser des Zufalls wäre?
>
> *Die Vergangnen zu erlösen* und alles „Es war" umzuschaffen in ein „So wollte ich es!" — das hiesse mir erst Erlösung.

An einer andren Stelle bestimmt er so streng als möglich, was für ihn allein „der Mensch" sein kann, — *kein* Gegenstand der Liebe oder gar des Mitleidens — auch über den *grossen Ekel* am Menschen ist Zarathustra Herr geworden: der Mensch ist ihm eine Unform, ein Stoff, ein hässlicher Stein, der des Bildners bedarf.

> Nicht-mehr-*wollen* und Nicht-mehr-*schätzen* und Nicht-mehr-*schaffen:* oh dass diese grosse Müdigkeit mir stets ferne bleibe!
>
> Auch im Erkennen fühle ich nur meines Willens Zeuge- und Werdelust; und wenn Unschuld in meiner Erkenntniss ist, so geschieht dies, weil *Wille zur Zeugung* in ihr ist.
>
> Hinweg von Gott und Göttern lockte mich dieser Wille: was wäre denn zu schaffen, wenn Götter — da wären?

Aber zum Menschen treibt er mich stets von Neuem, mein inbrünstiger Schaffens-Wille; so treibt's den Hammer hin zum Steine.

Ach, ihr Menschen, im Steine schläft mir ein Bild, das Bild der Bilder! Ach, dass es im härtesten, hässlichsten Steine schlafen muss!

Nun wüthet mein Hammer grausam gegen sein Gefängniss. Vom Steine stäuben Stücke: was schiert mich das!

Vollenden will ich's, denn ein Schatten kam zu mir, — aller Dinge Stillstes und Leichtestes kam einst zu mir!

Des Uebermenschen Schönheit kam zu mir als Schatten: was gehen mich noch — die Götter an!...

Ich hebe einen letzten Gesichtspunkt hervor: der unterstrichne Vers giebt den Anlass hierzu. Für eine *dionysische* Aufgabe gehört die Härte des Hammers, die *Lust selbst am Vernichten* in entscheidender Weise zu den Vorbedingungen. Der Imperativ „werdet hart!", die unterste Gewissheit darüber, *dass alle Schaffenden hart sind,* ist das eigentliche Abzeichen einer dionysischen Natur. —

JENSEITS VON GUT UND BÖSE

Vorspiel einer Philosophie der Zukunft

I.

Die Aufgabe für die nunmehr folgenden Jahre war so streng als möglich vorgezeichnet. Nachdem der jasagende Theil meiner Aufgabe gelöst war, kam die neinsagende, *neinthuende* Hälfte derselben an die Reihe: die Umwerthung der

bisherigen Werthe selbst, der grosse Krieg, — die Heraufbeschwörung eines Tags der Entscheidung. Hier ist eingerechnet der langsame Umblick nach Verwandten, nach Solchen, die aus der Stärke heraus *zum Vernichten* mir die Hand bieten würden. — Von da an sind alle meine Schriften Angelhaken: vielleicht verstehe ich mich so gut als Jemand auf Angeln? . . . Wenn Nichts sich *fieng*, so liegt die Schuld nicht an mir. *Die Fische fehlten* . . .

2.

Dies Buch (1886) ist in allem Wesentlichen eine *Kritik der Modernität*, die modernen Wissenschaften, die modernen Künste, selbst die moderne Politik nicht ausgeschlossen, nebst Fingerzeigen zu einem Gegensatz-Typus, der so wenig modern als möglich ist, einem vornehmen, einem jasagenden Typus. Im letzteren Sinne ist das Buch eine *Schule des gentilhomme*, der Begriff geistiger *und radikaler* genommen als er je genommen worden ist. Man muss Muth im Leibe haben, ihn auch nur auszuhalten, man muss das Fürchten nicht gelernt haben . . . Alle die Dinge, worauf das Zeitalter stolz ist, werden als Widerspruch zu diesem Typus empfunden, als schlechte Manieren beinahe, die berühmte „Objektivität" zum Beispiel, das „Mitgefühl mit allem Leidenden", der „historische Sinn" mit seiner Unterwürfigkeit vor fremdem Geschmack, mit seinem Auf-dem-Bauch-liegen vor petits faits, die „Wissenschaftlichkeit". — Erwägt man, dass das Buch *nach* dem Zarathustra folgt, so erräth man vielleicht auch das diätetische régime, dem es seine Entstehung verdankt. Das Auge, verwöhnt durch eine ungeheure Nöthigung, *fern* zu sehn — Zarathustra ist weitsichtiger noch als der Czar —, wird hier gezwungen, das Nächste, die Zeit, das *Um-uns* scharf zu fassen. Man wird in allen Stücken, vor Allem auch in der

Form, eine gleiche *willkürliche* Abkehr von den Instinkten finden, aus denen ein Zarathustra möglich wurde. Das Raffinement in Form, in Absicht, in der Kunst des *Schweigens*, ist im Vordergrunde, die Psychologie wird mit eingeständlicher Härte und Grausamkeit gehandhabt, — das Buch entbehrt jedes gutmüthigen Worts ... Alles das erholt: wer erräth zuletzt, *welche* Art Erholung eine solche Verschwendung von Güte, wie der Zarathustra ist, nöthig macht? ... Theologisch geredet — man höre zu, denn ich rede selten als Theologe — war es Gott selber, der sich als Schlange am Ende seines Tagewerks unter den Baum der Erkenntniss legte: er erholte sich so davon, Gott zu sein ... Er hatte Alles zu schön gemacht ... Der Teufel ist bloss der Müssiggang Gottes an jedem siebenten Tage ...

GENEALOGIE DER MORAL

Eine Streitschrift

Die drei Abhandlungen, aus denen diese Genealogie besteht, sind vielleicht in Hinsicht auf Ausdruck, Absicht und Kunst der Ueberraschung, das Unheimlichste, was bisher geschrieben worden ist. Dionysos ist, man weiss es, auch der Gott der Finsterniss. — Jedes Mal ein Anfang, der irre führen *soll*, kühl, wissenschaftlich, ironisch selbst, absichtlich Vordergrund, absichtlich hinhaltend. Allmählich mehr Unruhe; vereinzeltes Wetterleuchten; sehr unangenehme Wahrheiten aus der Ferne her mit dumpfem Gebrumm laut werdend, — bis endlich ein tempo feroce erreicht ist, wo Alles mit ungeheurer Spannung vorwärts treibt. Am Schluss jedes Mal,

unter vollkommen schauerlichen Detonationen, eine *neue* Wahrheit zwischen dicken Wolken sichtbar. — Die Wahrheit der *ersten* Abhandlung ist die Psychologie des Christenthums: die Geburt des Christenthums aus dem Geiste des Ressentiment, *nicht*, wie wohl geglaubt wird, aus dem „Geiste", — eine Gegenbewegung ihrem Wesen nach, der grosse Aufstand gegen die Herrschaft *vornehmer* Werthe. Die *zweite* Abhandlung giebt die Psychologie des *Gewissens*: dasselbe ist *nicht*, wie wohl geglaubt wird, „die Stimme Gottes im Menschen", — es ist der Instinkt der Grausamkeit, der sich rückwärts wendet, nachdem er nicht mehr nach aussen hin sich entladen kann. Die Grausamkeit als einer der ältesten und unwegdenkbarsten Cultur-Untergründe hier zum ersten Male an's Licht gebracht. Die *dritte* Abhandlung giebt die Antwort auf die Frage, woher die ungeheure *Macht* des asketischen Ideals, des Priester-Ideals, stammt, obwohl dasselbe das *schädliche* Ideal par excellence, ein Wille zum Ende, ein décadence-Ideal ist. Antwort: *nicht*, weil Gott hinter den Priestern — thätig ist, was wohl geglaubt wird, sondern faute de mieux, weil es das einzige Ideal bisher war, weil es keinen Concurrenten hatte. „Denn der Mensch will lieber noch das Nichts wollen als *nicht* wollen" . . . Vor Allem fehlte ein *Gegen-Ideal* — *bis auf Zarathustra.* — Man hat mich verstanden. Drei entscheidende Vorarbeiten eines Psychologen für eine Umwerthung aller Werthe. — Dies Buch enthält die erste Psychologie des Priesters.

GÖTZEN-DÄMMERUNG

Wie man mit dem Hammer philosophirt

1.

Diese Schrift von noch nicht 150 Seiten, heiter und verhängnissvoll im Ton, ein Dämon, welcher lacht —, das Werk von so wenig Tagen, dass ich Anstand nehme, ihre Zahl zu nennen, ist unter Büchern überhaupt die Ausnahme: es giebt nichts Substanzenreicheres, Unabhängigeres, Umwerfenderes, — Böseres. Will man sich kurz einen Begriff davon geben, wie vor mir Alles auf dem Kopfe stand, so mache man den Anfang mit dieser Schrift. Das, was *Götze* auf dem Titelblatt heisst, ist ganz einfach Das, was bisher Wahrheit genannt wurde. *Götzen-Dämmerung* — auf deutsch: es geht zu Ende mit der alten Wahrheit ...

2.

Es giebt keine Realität, keine „Idealität", die in dieser Schrift nicht berührt würde (— berührt: was für ein vorsichtiger Euphemismus! ...). Nicht bloss die *ewigen* Götzen, auch die allerjüngsten, folglich altersschwächsten. Die „modernen Ideen" zum Beispiel. Ein grosser Wind bläst zwischen den Bäumen, und überall fallen Früchte nieder — Wahrheiten. Es ist die Verschwendung eines allzureichen Herbstes darin: man stolpert über Wahrheiten, man tritt selbst einige todt, — es sind ihrer zu viele ... Was man aber in die Hände bekommt, das ist nichts Fragwürdiges mehr, das sind Entscheidungen. Ich erst habe den Maassstab für „Wahrheiten" in der Hand, ich *kann* erst entscheiden. Wie als ob in mir ein *zweites Bewusstsein* gewachsen wäre, wie als ob sich in mir „der Wille" ein Licht angezündet hätte über die *schiefe* Bahn, auf

der er bisher abwärts lief ... Die *schiefe* Bahn — man nannte sie den Weg zur „Wahrheit“ ... Es ist zu Ende mit allem „dunklen Drang“, der *gute* Mensch gerade war sich am wenigsten des rechten Wegs bewusst ... Und allen Ernstes, Niemand wusste vor mir den rechten Weg, den Weg *aufwärts:* erst von mir an giebt es wieder Hoffnungen, Aufgaben, vorzuschreibende Wege der Cultur — *ich bin deren froher Botschafter* ... Eben damit bin ich auch ein Schicksal. — —

3.

Unmittelbar nach Beendigung des eben genannten Werks und ohne auch nur einen Tag zu verlieren, griff ich die ungeheure Aufgabe der *Umwerthung* an, in einem souverainen Gefühl von Stolz, dem Nichts gleichkommt, jeden Augenblick meiner Unsterblichkeit gewiss und Zeichen für Zeichen mit der Sicherheit eines Schicksals in eherne Tafeln grabend. Das Vorwort entstand am 3. September 1888: als ich Morgens, nach dieser Niederschrift, in's Freie trat, fand ich den schönsten Tag vor mir, den das Ober-Engadin mir je gezeigt hat — durchsichtig, glühend in den Farben, alle Gegensätze, alle Mitten zwischen Eis und Süden in sich schliessend. — Erst am 20. September verliess ich Sils-Maria, durch Ueberschwemmungen zurückgehalten, zuletzt bei weitem der einzige Gast dieses wunderbaren Orts, dem meine Dankbarkeit das Geschenk eines unsterblichen Namens machen will. Nach einer Reise mit Zwischenfällen, sogar mit einer Lebensgefahr im überschwemmten Como, das ich erst tief in der Nacht erreichte, kam ich am Nachmittag des 21. in Turin an, meinem *bewiesenen* Ort, meiner Residenz von nun an. Ich nahm die gleiche Wohnung wieder, die ich im Frühjahr innegehabt hatte, via Carlo Alberto 6, III, gegenüber dem mächtigen palazzo Carignano, in dem Vittorio Emanuele geboren ist,

mit dem Blick auf die piazza Carlo Alberto und drüber hinaus auf's Hügelland. Ohne Zögern und ohne mich einen Augenblick abziehn zu lassen, gieng ich wieder an die Arbeit: es war nur das letzte Viertel des Werks noch abzuthun. Am 30. September grosser Sieg; siebenter Tag; Müssiggang eines Gottes am Po entlang. Am gleichen Tage schrieb ich noch das *Vorwort* zur „Götzen-Dämmerung", deren Druckbogen zu corrigiren meine Erholung im September gewesen war. — Ich habe nie einen solchen Herbst erlebt, auch nie Etwas der Art auf Erden für möglich gehalten, — ein Claude Lorrain in's Unendliche gedacht, jeder Tag von gleicher unbändiger Vollkommenheit. —

DER FALL WAGNER

Ein Musikanten-Problem

1.

Um dieser Schrift gerecht zu werden, muss man am Schicksal der Musik wie an einer offnen Wunde leiden. — *Woran* ich leide, wenn ich am Schicksal der Musik leide? Daran, dass die Musik um ihren weltverklärenden, jasagenden Charakter gebracht worden ist, dass sie décadence-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist . . . Gesetzt aber, dass man dergestalt die Sache der Musik wie seine *eigene* Sache, wie seine *eigene* Leidensgeschichte fühlt, so wird man diese Schrift voller Rücksichten und über die Maassen mild finden. In solchen Fällen heiter sein und sich gutmüthig mit verspotten — ridendo dicere severum, wo das verum dicere jede Härte rechtfertigen würde — ist die Humanität selbst. Wer zweifelt eigentlich daran, dass ich, als der alte Artillerist,

der ich bin, es in der Hand habe, gegen Wagner mein *schweres* Geschütz aufzufahren? Ich hielt alles Entscheidende in dieser Sache bei mir zurück, — ich habe Wagner geliebt. — Zuletzt liegt ein Angriff auf einen feineren „Unbekannten", den nicht leicht ein Anderer erräth, im Sinn und Wege meiner Aufgabe — oh ich habe noch ganz andre „Unbekannte" aufzudecken, als einen Cagliostro der Musik — noch mehr freilich ein Angriff auf die in geistigen Dingen immer träger und instinktärmer, immer *ehrlicher* werdende deutsche Nation, die mit einem beneidenswerthen Appetit fortfährt, sich von Gegensätzen zu nähren und „den Glauben" so gut wie die Wissenschaftlichkeit, die „christliche Liebe" so gut wie den Antisemitismus, den Willen zur Macht (zum „Reich") so gut wie das évangile des humbles ohne Verdauungsbeschwerden hinunterschluckt ... Dieser Mangel an Partei zwischen Gegensätzen! Diese stomachische Neutralität und „Selbstlosigkeit"! Dieser gerechte Sinn des deutschen *Gaumens*, der Allem gleiche Rechte giebt, — der Alles schmackhaft findet ... Ohne allen Zweifel, die Deutschen sind Idealisten ... Als ich das letzte Mal Deutschland besuchte, fand ich den deutschen Geschmack bemüht, Wagnern und dem Trompeter von Säkkingen gleiche Rechte zuzugestehn; ich selber war Zeuge, wie man in Leipzig, zu Ehren eines der echtesten und deutschesten Musiker, im alten Sinne des Wortes deutsch, keines blossen Reichsdeutschen, des Meister Heinrich Schütz einen Liszt-Verein gründete mit dem Zweck der Pflege und Verbreitung *listiger* Kirchenmusik ... Ohne allen Zweifel, die Deutschen sind Idealisten ...

2.

Aber hier soll mich Nichts hindern, grob zu werden und den Deutschen ein paar harte Wahrheiten zu sagen: *wer thut es sonst?* — Ich rede von ihrer Unzucht in historicis.

Nicht nur, dass den deutschen Historikern der *grosse Blick* für den Gang, für die Werthe der Cultur gänzlich abhanden gekommen ist, dass sie allesammt Hanswürste der Politik (oder der Kirche —) sind: dieser grosse Blick ist selbst von ihnen *in Acht gethan.* Man muss vorerst „deutsch" sein, „Rasse" sein, dann kann man über alle Werthe und Unwerthe in historicis entscheiden — man setzt sie fest . . . „Deutsch" ist ein Argument, „Deutschland, Deutschland über Alles" ein Princip, die Germanen sind die „sittliche Weltordnung" in der Geschichte; im Verhältniss zum imperium romanum die Träger der Freiheit, im Verhältniss zum achtzehnten Jahrhundert die Wiederhersteller der Moral, des „kategorischen Imperativs" . . . Es giebt eine reichsdeutsche Geschichtsschreibung, es giebt, fürchte ich, selbst eine antisemitische, — es giebt eine *Hof*-Geschichtsschreibung und Herr von Treitschke schämt sich nicht . . . Jüngst machte ein Idioten-Urtheil in historicis, ein Satz des zum Glück verblichenen ästhetischen Schwaben Vischer, die Runde durch die deutschen Zeitungen als eine „Wahrheit", zu der jeder Deutsche *Ja sagen müsse:* „Die Renaissance *und* die Reformation, Beide zusammen machen erst ein Ganzes — die ästhetische Wiedergeburt *und* die sittliche Wiedergeburt." — Bei solchen Sätzen geht es mit meiner Geduld zu Ende, und ich spüre Lust, ich fühle es selbst als Pflicht, den Deutschen einmal zu sagen, *was* sie Alles schon auf dem Gewissen haben. *Alle grossen Cultur-Verbrechen von vier Jahrhunderten haben sie auf dem Gewissen!* . . . Und immer aus dem gleichen Grunde, aus ihrer innerlichsten *Feigheit* vor der Realität, die auch die Feigheit vor der Wahrheit ist, aus ihrer bei ihnen Instinkt gewordenen Unwahrhaftigkeit, aus „Idealismus" . . . Die Deutschen haben Europa um die Ernte, um den Sinn der letzten *grossen* Zeit, der Renaissance-Zeit, gebracht, in einem Augenblicke, wo eine höhere Ordnung der Werthe, wo die vornehmen, die zum Leben jasagenden,

die Zukunft-verbürgenden Werthe am Sitz der entgegengesetzten, der *Niedergangs-Werthe,* zum Sieg gelangt waren — *und bis in die Instinkte der dort Sitzenden hinein!* Luther, dies Verhängniss von Mönch, hat die Kirche, und, was tausend Mal schlimmer ist, das Christenthum wiederhergestellt, im Augenblick, *wo es unterlag* . . . Das Christenthum, diese Religion gewordene *Verneinung des Willens zum Leben!* . . . Luther, ein unmöglicher Mönch, der, aus Gründen seiner „Unmöglichkeit", die Kirche angriff und sie — folglich! — wiederherstellte . . . Die Katholiken hätten Gründe, Lutherfeste zu feiern, Lutherspiele zu dichten . . . Luther — und die „sittliche Wiedergeburt"! Zum Teufel mit aller Psychologie! — Ohne Zweifel, die Deutschen sind Idealisten. — Die Deutschen haben zwei Mal, als eben mit ungeheurer Tapferkeit und Selbstüberwindung eine rechtschaffne, eine unzweideutige, eine vollkommen wissenschaftliche Denkweise erreicht war, Schleichwege zum alten „Ideal", Versöhnungen zwischen Wahrheit und „Ideal", im Grunde Formeln für ein Recht auf Ablehnung der Wissenschaft, für ein Recht auf *Lüge* zu finden gewusst. Leibniz und Kant — diese zwei grössten Hemmschuhe der intellektuellen Rechtschaffenheit Europa's! — Die Deutschen haben endlich, als auf der Brücke zwischen zwei décadence-Jahrhunderten eine force majeure von Genie und Wille sichtbar wurde, stark genug, aus Europa eine Einheit, eine politische *und wirthschaftliche* Einheit, zum Zweck der Erdregierung zu schaffen, mit ihren „Freiheits-Kriegen" Europa um den Sinn, um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleon's gebracht, — sie haben damit Alles, was kam, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese *culturwidrigste* Krankheit und Unvernunft, die es giebt, den Nationalismus, diese névrose nationale, an der Europa krank ist, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europa's, der *kleinen* Politik: sie haben Europa selbst um seinen Sinn, um seine *Vernunft* — sie haben

es in eine Sackgasse gebracht. — Weiss Jemand ausser mir einen *Weg* aus dieser Sackgasse? . . . Eine Aufgabe, gross genug, die Völker wieder zu *binden?* . . .

3.

— Und zuletzt, warum sollte ich meinem Verdacht nicht Worte geben? Die Deutschen werden auch in meinem Falle wieder Alles versuchen, um aus einem ungeheuren Schicksal eine Maus zu gebären. Sie haben sich bis jetzt an mir compromittirt, ich zweifle, dass sie es in der Zukunft besser machen. — Ah was es mich verlangt, hier ein *schlechter* Prophet zu sein! . . . Meine natürlichen Leser und Hörer sind jetzt schon Russen, Skandinavier und Franzosen, — werden sie es immer mehr sein? — Die Deutschen sind in die Geschichte der Erkenntniss mit lauter zweideutigen Namen eingeschrieben, sie haben immer nur „unbewusste" Falschmünzer hervorgebracht (— Fichte, Schelling, Schopenhauer, Hegel, Schleiermacher gebührt dies Wort so gut wie Kant und Leibniz; es sind alles blosse Schleiermacher —): sie sollen nie die Ehre haben, dass der erste *rechtschaffne* Geist in der Geschichte des Geistes, der Geist, in dem die Wahrheit zu Gericht kommt über die Falschmünzerei von vier Jahrtausenden, mit dem deutschen Geiste in Eins gerechnet wird. Der „deutsche Geist" ist *meine* schlechte Luft: ich athme schwer in der Nähe dieser Instinkt gewordnen Unsauberkeit in psychologicis, die jedes Wort, jede Miene eines Deutschen verräth. Sie haben nie ein siebzehntes Jahrhundert harter Selbstprüfung durchgemacht wie die Franzosen, — ein La Rochefoucauld, ein Descartes sind hundert Mal in Rechtschaffenheit den ersten Deutschen überlegen. — sie haben bis heute keinen Psychologen gehabt. Aber Psychologie ist beinahe der Maassstab der *Reinlichkeit* oder *Unreinlichkeit* einer Rasse . . .

Und wenn man nicht einmal reinlich ist, wie sollte man Tiefe haben? Man kommt beim Deutschen, beinahe wie beim Weibe, niemals auf den Grund, *er hat keinen:* das ist Alles. Aber damit ist man noch nicht einmal flach. — Das, was in Deutschland „tief" heisst, ist genau diese Instinkt-Unsauberkeit gegen sich, von der ich eben rede: man *will* über sich nicht im Klaren sein. Dürfte ich das Wort „deutsch" nicht als internationale Münze für *diese* psychologische Verkommenheit in Vorschlag bringen? — In diesem Augenblick zum Beispiel nennt es der deutsche Kaiser seine „christliche Pflicht", die Sklaven in Afrika zu befreien; unter uns *andern* Europäern hiesse das dann einfach „deutsch" . . . Haben die Deutschen auch nur Ein Buch hervorgebracht, das Tiefe hätte? Selbst der Begriff dafür, was tief an einem Buch ist, geht ihnen ab. Ich habe Gelehrte kennen gelernt, die Kant für tief hielten; am preussischen Hofe, fürchte ich, hält man Herrn von Treitschke für tief. Und wenn ich Stendhal gelegentlich als tiefen Psychologen rühme, ist es mir mit deutschen Universitätsprofessoren begegnet, dass sie mich den Namen buchstabieren liessen . . .

4.

— Und warum sollte ich nicht bis an's Ende gehn? Ich liebe es, reinen Tisch zu machen. Es gehört selbst zu meinem Ehrgeiz, als Verächter der Deutschen par excellence zu gelten. Mein *Misstrauen* gegen den deutschen Charakter habe ich schon mit sechsundzwanzig Jahren ausgedrückt (dritte Unzeitgemässe S. 71)[1] — die Deutschen sind für mich unmöglich. Wenn ich mir eine Art Mensch ausdenke, die allen meinen Instinkten zuwiderläuft, so wird immer ein Deutscher daraus.

[1]) Bd. VII, S. 98.

Das Erste, woraufhin ich mir einen Menschen „nierenprüfe", ist, ob er ein Gefühl für Distanz im Leibe hat, ob er überall Rang, Grad, Ordnung zwischen Mensch und Mensch sieht, ob er *distinguirt:* damit ist man gentilhomme; in jedem andren Fall gehört man rettungslos unter den weitherzigen, ach! so gutmüthigen Begriff der canaille. Aber die Deutschen sind canaille — ach! sie sind so gutmüthig . . . Man erniedrigt sich durch den Verkehr mit Deutschen: der Deutsche *stellt gleich* . . . Rechne ich meinen Verkehr mit einigen Künstlern, vor Allem mit Richard Wagner ab, so habe ich keine gute Stunde mit Deutschen verlebt . . . Gesetzt, dass der tiefste Geist aller Jahrtausende unter Deutschen erschiene, irgend eine Retterin des Capitols würde wähnen, ihre sehr unschöne Seele käme zum Mindesten ebenso in Betracht . . . Ich halte diese Rasse nicht aus, mit der man immer in schlechter Gesellschaft ist, die keine Finger für nuances hat — wehe mir! ich bin eine nuance —, die keinen esprit in den Füssen hat und nicht einmal gehen kann . . . Die Deutschen haben zuletzt gar keine Füsse, sie haben bloss Beine . . . Den Deutschen geht jeder Begriff davon ab, wie gemein sie sind, aber das ist der Superlativ der Gemeinheit, — sie *schämen* sich nicht einmal, bloss Deutsche zu sein . . . Sie reden über Alles mit, sie halten sich selbst für entscheidend, ich fürchte, sie haben selbst über mich entschieden . . . Mein ganzes Leben ist der Beweis de rigueur für diese Sätze. Umsonst, dass ich in ihm nach einem Zeichen von Takt, von délicatesse gegen mich suche. Von Juden ja, noch nie von Deutschen. Meine Art will es, dass ich gegen Jedermann mild und wohlwollend bin — ich habe ein *Recht* dazu, keine Unterschiede zu machen —: dies hindert nicht, dass ich die Augen offen habe. Ich nehme Niemanden aus, am wenigsten meine Freunde, — ich hoffe zuletzt, dass dies meiner Humanität gegen sie keinen Abbruch gethan hat! Es giebt fünf, sechs Dinge, aus

denen ich mir immer eine Ehrensache gemacht habe. — Trotzdem bleibt wahr, dass ich fast jeden Brief, der mich seit Jahren erreicht, als einen Cynismus empfinde: es liegt mehr Cynismus im Wohlwollen gegen mich als in irgend welchem Hass . . . Ich sage es jedem meiner Freunde in's Gesicht, dass er es nie der Mühe für werth genug hielt, irgend eine meiner Schriften zu *studieren:* ich errathe aus den kleinsten Zeichen, dass sie nicht einmal wissen, was drin steht. Was gar meinen Zarathustra anbetrifft, wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehn als eine unerlaubte, zum Glück vollkommen gleichgültige Anmaassung? ... Zehn Jahre: und Niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu vertheidigen, unter dem er vergraben lag: ein Ausländer, ein Däne war es, der zuerst dazu genug Feinheit des Instinkts *und Muth* hatte, der sich über meine angeblichen Freunde empörte . . . An welcher deutschen Universität wären heute Vorlesungen über meine Philosophie möglich, wie sie letztes Frühjahr der damit noch einmal mehr bewiesene Psycholog Dr. Georg Brandes in Kopenhagen gehalten hat? — Ich selber habe nie an Alledem gelitten; das *Nothwendige* verletzt mich nicht; amor fati ist meine innerste Natur. Dies schliesst aber nicht aus, dass ich die Ironie liebe, sogar die welthistorische Ironie. Und so habe ich, zwei Jahre ungefähr vor dem zerschmetternden Blitzschlag der *Umwerthung,* der die Erde in Convulsionen versetzen wird, den „Fall Wagner" in die Welt geschickt: die Deutschen sollten sich noch einmal unsterblich an mir vergreifen und *verewigen!* es ist gerade noch Zeit dazu! — Ist das erreicht? — Zum Entzücken, meine Herrn Germanen! Ich mache Ihnen mein Compliment . . .

Warum ich ein Schicksal bin

1.

Ich kenne mein Loos. Es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung an etwas Ungeheures anknüpfen, — an eine Krisis, wie es keine auf Erden gab, an die tiefste Gewissens-Collision, an eine Entscheidung heraufbeschworen *gegen* Alles, was bis dahin geglaubt, gefordert, geheiligt worden war. Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit. — Und mit Alledem ist Nichts in mir von einem Religionsstifter — Religionen sind Pöbel-Affairen, ich habe nöthig, mir die Hände nach der Berührung mit religiösen Menschen zu waschen . . . Ich *will* keine „Gläubigen", ich denke, ich bin zu boshaft dazu, um an mich selbst zu glauben, ich rede niemals zu Massen . . . Ich habe eine erschreckliche Angst davor, dass man mich eines Tags *heilig* spricht: man wird errathen, weshalb ich dies Buch *vorher* herausgebe, es soll verhüten, dass man Unfug mit mir treibt . . . Ich will kein Heiliger sein, lieber noch ein Hanswurst . . . Vielleicht bin ich ein Hanswurst . . . Und trotzdem oder vielmehr *nicht* trotzdem — denn es gab nichts Verlogneres bisher als Heilige — redet aus mir die Wahrheit. — Aber meine Wahrheit ist *furchtbar:* denn man hiess bisher die *Lüge* Wahrheit. — *Umwerthung aller Werthe:* das ist meine Formel für einen Akt höchster Selbstbesinnung der Menschheit, der in mir Fleisch und Genie geworden ist. Mein Loos will, dass ich der erste *anständige* Mensch sein muss, dass ich mich gegen die Verlogenheit von Jahrtausenden im Gegensatz

weiss . . . Ich erst habe die Wahrheit *entdeckt,* dadurch dass ich zuerst die Lüge als Lüge empfand — *roch* . . . Mein Genie ist in meinen Nüstern . . . Ich widerspreche, wie nie widersprochen worden ist, und bin trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes. Ich bin ein *froher Botschafter,* wie es keinen gab, ich kenne Aufgaben von einer Höhe, dass der Begriff dafür bisher gefehlt hat; erst von mir an giebt es wieder Hoffnungen. Mit Alledem bin ich nothwendig auch der Mensch des Verhängnisses. Denn wenn die Wahrheit mit der Lüge von Jahrtausenden in Kampf tritt, werden wir Erschütterungen haben, einen Krampf von Erdbeben, eine Versetzung von Berg und Thal, wie dergleichen nie geträumt worden ist. Der Begriff Politik ist dann gänzlich in einen Geisterkrieg aufgegangen, alle Machtgebilde der alten Gesellschaft sind in die Luft gesprengt — sie ruhen allesamt auf der Lüge: es wird Kriege geben wie es noch keine auf Erden gegeben hat. Erst von mir an giebt es auf Erden *grosse Politik.* —

2.

Will man eine Formel für ein solches Schicksal, *das Mensch wird?* — Sie steht in meinem Zarathustra.

> — *und wer ein Schöpfer sein will im Guten und Bösen, der muss ein Vernichter erst sein und Werthe zerbrechen.*
>
> *Also gehört das höchste Böse zur höchsten Güte: diese aber ist die schöpferische.*

Ich bin bei weitem der furchtbarste Mensch, den es bisher gegeben hat; dies schliesst nicht aus, dass ich der wohlthätigste sein werde. Ich kenne die Lust am *Vernichten* in einem Grade, die meiner *Kraft* zum Vernichten gemäss ist, — in Beidem gehorche ich meiner dionysischen Natur,

welche das Neinthun nicht vom Ja-sagen zu trennen weiss. Ich bin der erste *Immoralist:* damit bin ich der *Vernichter* par excellence. —

3.

Man hat mich nicht gefragt, man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Immoralisten, der Name Zarathustra bedeutet: denn was die ungeheure Einzigkeit jenes Persers in der Geschichte ausmacht, ist gerade dazu das Gegentheil. Zarathustra hat zuerst im Kampf des Guten und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehn, — die Uebersetzung der Moral in's Metaphysische, als Kraft, Ursache, Zweck an sich, ist *sein* Werk. Aber diese Frage wäre im Grunde bereits die Antwort. Zarathustra *schuf* diesen verhängnissvollsten Irrthum, die Moral: folglich muss er auch der Erste sein, der ihn *erkennt.* Nicht nur, dass er hier länger und mehr Erfahrung hat als sonst ein Denker — die ganze Geschichte ist ja die Experimental-Widerlegung vom Satz der sogenannten „sittlichen Weltordnung" —: das Wichtigere ist, Zarathustra ist wahrhaftiger als sonst ein Denker. Seine Lehre, und sie allein, hat die Wahrhaftigkeit als oberste Tugend — das heisst den Gegensatz zur *Feigheit* des „Idealisten", der vor der Realität die Flucht ergreift; Zarathustra hat mehr Tapferkeit im Leibe als alle Denker zusammengenommen. Wahrheit reden und *gut mit Pfeilen schiessen*, das ist die persische Tugend. — Versteht man mich? ... Die Selbstüberwindung der Moral aus Wahrhaftigkeit, die Selbstüberwindung des Moralisten in seinen Gegensatz — in *mich* — das bedeutet in meinem Munde der Name Zarathustra.

4.

Im Grunde sind es zwei Verneinungen, die mein Wort *Immoralist* in sich schliesst. Ich verneine einmal einen Typus Mensch, der bisher als der höchste galt, die *Guten*, die *Wohlwollenden*, *Wohlthätigen*; ich verneine andrerseits eine Art Moral, welche als Moral an sich in Geltung und Herrschaft gekommen ist, — die décadence-Moral, handgreiflicher geredet, die *christliche* Moral. Es wäre erlaubt, den zweiten Widerspruch als den entscheidenderen anzusehn, da die Ueberschätzung der Güte und des Wohlwollens, in's Grosse gerechnet, mir bereits als Folge der décadence gilt, als Schwäche-Symptom, als unverträglich mit einem aufsteigenden und jasagenden Leben: im Jasagen ist Verneinen *und Vernichten* Bedingung. — Ich bleibe zunächst bei der Psychologie des guten Menschen stehn. Um abzuschätzen, was ein Typus Mensch werth ist, muss man den Preis nachrechnen, den seine Erhaltung kostet, — muss man seine Existenzbedingungen kennen. Die Existenz-Bedingung der Guten ist die *Lüge* —: anders ausgedrückt, das Nicht-sehn-*wollen* um jeden Preis, wie im Grunde die Realität beschaffen ist, nämlich *nicht* der Art, um jeder Zeit wohlwollende Instinkte herauszufordern, noch weniger der Art, um sich ein Eingreifen von kurzsichtigen gutmüthigen Händen jeder Zeit gefallen zu lassen. Die *Nothstände* aller Art überhaupt als Einwand, als Etwas, das man *abschaffen* muss, betrachten, ist die niaiserie par excellence, in's Grosse gerechnet, ein wahres Unheil in seinen Folgen, ein Schicksal von Dummheit —, beinahe so dumm, als es der Wille wäre, das schlechte Wetter abzuschaffen — aus Mitleiden etwa mit den armen Leuten ... In der grossen Oekonomie des Ganzen sind die Furchtbarkeiten der Realität (in den Affekten, in den Begierden, im Willen zur Macht) in einem unausrechenbaren Maasse nothwendiger als jene Form des kleinen Glücks, die sogenannte „Güte"; man muss

sogar nachsichtig sein, um der letzteren, da sie in der Instinkt-Verlogenheit bedingt ist, überhaupt einen Platz zu gönnen. Ich werde einen grossen Anlass haben, die über die Maassen unheimlichen Folgen des *Optimismus,* dieser Ausgeburt der homines optimi, für die ganze Geschichte zu beweisen. Zarathustra, der Erste, der begriff, dass der Optimist ebenso décadent ist wie der Pessimist und vielleicht schädlicher, sagt: *gute Menschen reden nie die Wahrheit. Falsche Küsten und Sicherheiten lehrten euch die Guten; in Lügen der Guten wart ihr geboren und geborgen. Alles ist in den Grund hinein verlogen und verbogen durch die Guten.* Die Welt ist zum Glück nicht auf Instinkte hin gebaut, dass gerade bloss gutmüthiges Heerdengethier darin sein enges Glück fände; zu fordern, dass Alles „guter Mensch", Heerdenthier, blauäugig, wohlwollend, „schöne Seele" — oder, wie Herr Herbert Spencer es wünscht, altruistisch werden solle, hiesse dem Dasein seinen *grossen* Charakter nehmen, hiesse die Menschheit castriren und auf eine armselige Chineserei herunterbringen. — *Und dies hat man versucht! . . . Dies eben hiess man Moral . . .* In diesem Sinne nennt Zarathustra die Guten bald „die letzten Menschen", bald den „Anfang vom Ende"; vor Allem empfindet er sie als *die schädlichste Art Mensch,* weil sie ebenso auf Kosten der *Wahrheit* als auf Kosten der *Zukunft* ihre Existenz durchsetzen.

> Die Guten — die können nicht *schaffen,* die sind immer der Anfang vom Ende —
>
> — sie kreuzigen den, der *neue* Werthe auf neue Tafeln schreibt, sie opfern *sich* die Zukunft, sie kreuzigen alle Menschen-Zukunft!
>
> Die Guten — die waren immer der Anfang vom Ende . . .
>
> Und was auch für Schaden die Welt-Verleumder thun mögen, *der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden.*

5.

Zarathustra, der erste Psycholog der Guten, ist — folglich — ein Freund der Bösen. Wenn eine décadence-Art Mensch zum Rang der höchsten Art aufgestiegen ist, so konnte dies nur auf Kosten ihrer Gegensatz-Art geschehn, der starken und lebensgewissen Art Mensch. Wenn das Heerdenthier im Glanze der reinsten Tugend strahlt, so muss der Ausnahme-Mensch zum Bösen heruntergewerthet sein. Wenn die Verlogenheit um jeden Preis das Wort „Wahrheit" für ihre Optik in Anspruch nimmt, so muss der eigentlich Wahrhaftige unter den schlimmsten Namen wiederzufinden sein. Zarathustra lässt hier keinen Zweifel: er sagt, die Erkenntniss der Guten, der „Besten" gerade sei es gewesen, was ihm Grausen vor dem Menschen überhaupt gemacht habe; aus *diesem* Widerwillen seien ihm die Flügel gewachsen, „fortzuschweben in ferne Zukünfte", — er verbirgt es nicht, dass *sein* Typus Mensch, ein relativ übermenschlicher Typus, gerade im Verhältniss zu den *Guten* übermenschlich ist, dass die Guten und Gerechten seinen Uebermenschen *Teufel* nennen würden . . .

> Ihr höchsten Menschen, denen mein Auge begegnete, das ist mein Zweifel an euch und mein heimliches Lachen: ich rathe, ihr würdet meinen Uebermenschen — Teufel heissen!
>
> So fremd seid ihr dem Grossen mit eurer Seele, dass euch der Uebermensch *furchtbar* sein würde in seiner Güte . . .

An dieser Stelle und nirgends wo anders muss man den Ansatz machen, um zu begreifen, was Zarathustra will: diese Art Mensch, die er concipirt, concipirt die Realität, *wie sie ist:* sie ist stark genug dazu —, sie ist ihr nicht entfremdet, entrückt, sie ist *sie selbst*, sie hat all deren Furchtbares und

Fragwürdiges auch noch in sich, *damit erst kann der Mensch Grösse haben* . . .

6.

— Aber ich habe auch noch in einem andren Sinne das Wort *Immoralist* zum Abzeichen, zum Ehrenzeichen für mich gewählt; ich bin stolz darauf, dies Wort zu haben, das mich gegen die ganze Menschheit abhebt. Niemand noch hat die *christliche* Moral als *unter* sich gefühlt: dazu gehörte eine Höhe, ein Fernblick, eine bisher ganz unerhörte psychologische Tiefe und Abgründlichkeit. Die christliche Moral war bisher die Circe aller Denker, — sie standen in ihrem Dienst. — Wer ist vor mir eingestiegen in die Höhlen, aus denen der Gifthauch dieser Art von Ideal — *der Weltverleumdung!* — emporquillt? Wer hat auch nur zu ahnen gewagt, *dass* es Höhlen sind? Wer war überhaupt vor mir unter den Philosophen *Psycholog* und nicht vielmehr dessen Gegensatz „höherer Schwindler", „Idealist"? Es gab vor mir noch gar keine Psychologie. — Hier der Erste zu sein kann ein Fluch sein, es ist jedenfalls ein Schicksal: *denn man verachtet auch als der Erste* . . . Der *Ekel* am Menschen ist meine Gefahr . . .

7.

Hat man mich verstanden? — Was mich abgrenzt, was mich bei Seite stellt gegen den ganzen Rest der Menschheit, das ist, die christliche Moral *entdeckt* zu haben. Deshalb war ich eines Worts bedürftig, das den Sinn einer Herausforderung an Jedermann enthält. Hier nicht eher die Augen aufgemacht zu haben, gilt mir als die grösste Unsauberkeit, die die Menschheit auf dem Gewissen hat, als Instinkt gewordner Selbstbetrug, als grundsätzlicher Wille, jedes Geschehen, jede

Ursächlichkeit, jede Wirklichkeit *nicht* zu sehen, als Falschmünzerei in psychologicis bis zum Verbrechen. Die Blindheit vor dem Christenthum ist das *Verbrechen par excellence* — das Verbrechen *am Leben* . . . Die Jahrtausende, die Völker, die Ersten und die Letzten, die Philosophen und die alten Weiber — fünf, sechs Augenblicke der Geschichte abgerechnet, mich als siebenten — in diesem Punkte sind sie alle einander würdig. Der Christ war bisher *das* „moralische Wesen", ein Curiosum ohne Gleichen — und, *als* „moralisches Wesen", absürder, verlogner, eitler, leichtfertiger, *sich selber nachtheiliger* als auch der grösste Verächter der Menschheit es sich träumen lassen könnte. Die christliche Moral — die bösartigste Form des Willens zur Lüge, die eigentliche Circe der Menschheit: Das, was sie *verdorben* hat. Es ist *nicht* der Irrthum als Irrthum, was mich bei diesem Anblick entsetzt, *nicht* der jahrtausendelange Mangel an „gutem Willen", an Zucht, an Anstand, an Tapferkeit im Geistigen, der sich in seinem Sieg verräth: — es ist der Mangel an Natur, es ist der vollkommen schauerliche Thatbestand, dass die *Widernatur* selbst als Moral die höchsten Ehren empfieng und als Gesetz, als kategorischer Imperativ, über der Menschheit hängen blieb! . . . In diesem Maasse sich vergreifen, *nicht* als Einzelner, *nicht* als Volk, sondern als Menschheit! . . . Dass man die allerersten Instinkte des Lebens verachten lehrte; dass man eine „Seele", einen „Geist" *erlog*, um den Leib zu Schanden zu machen; dass man in der Voraussetzung des Lebens, in der Geschlechtlichkeit, etwas Unreines empfinden lehrt; dass man in der tiefsten Nothwendigkeit zum Gedeihen, in der *strengen* Selbstsucht (— das Wort schon ist verleumderisch! —) das böse Princip sucht; dass man umgekehrt in dem typischen Abzeichen des Niedergangs und der Instinkt-Widersprüchlichkeit, im „Selbstlosen", im Verlust an Schwergewicht, in der „Entpersönlichung" und

„Nächstenliebe“ (— Nächsten*sucht!*) den *höheren* Werth, was sage ich! den *Werth an sich* sieht! . . . Wie! wäre die Menschheit selber in décadence? war sie es immer? — Was feststeht, ist, dass ihr nur Décadence-Werthe als oberste Werthe *gelehrt* worden sind. Die Entselbstungs-Moral ist die Niedergangs-Moral par excellence, die Thatsache „ich gehe zu Grunde“ in den Imperativ übersetzt: „ihr *sollt* alle zu Grunde gehn“ — und *nicht nur* in den Imperativ! . . . Diese einzige Moral, die bisher gelehrt worden ist, die Entselbstungs-Moral, verräth einen Willen zum Ende, sie *verneint* im untersten Grunde das Leben. — Hier bliebe die Möglichkeit offen, dass nicht die Menschheit in Entartung sei, sondern nur jene parasitische Art Mensch, die des *Priesters,* die mit der Moral sich zu ihren Werth-Bestimmern emporgelogen hat, — die in der christlichen Moral ihr Mittel zur *Macht* errieth . . . Und in der That, das ist *meine* Einsicht: die Lehrer, die Führer der Menschheit, Theologen insgesammt, waren insgesammt auch décadents: *daher* die Umwerthung aller Werthe in's Lebensfeindliche, *daher* die Moral . . . *Definition der Moral*: Moral — die Idiosynkrasie von décadents, mit der Hinterabsicht, *sich am Leben zu rächen — und* mit Erfolg. Ich lege Werth auf *diese* Definition. —

8.

— Hat man mich verstanden? — Ich habe eben kein Wort gesagt, das ich nicht schon vor fünf Jahren durch den Mund Zarathustra's gesagt hätte. — Die *Entdeckung* der christlichen Moral ist ein Ereigniss, das nicht seines Gleichen hat, eine wirkliche Katastrophe. Wer über sie aufklärt, ist eine force majeure, ein Schicksal, — er bricht die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke. Man lebt *vor* ihm, man lebt *nach* ihm . . . Der Blitz der Wahrheit traf gerade Das, was bisher am höch-

sten stand: wer begreift, *was* da vernichtet wurde, mag zusehn, ob er überhaupt noch Etwas in den Händen hat. Alles was bisher „Wahrheit" hiess, ist als die schädlichste, tückischste, unterirdischste Form der Lüge erkannt; der heilige Vorwand, die Menschheit zu „verbessern", als die List, das Leben selbst *auszusaugen*, blutarm zu machen. Moral als *Vampyrismus* ... Wer die Moral entdeckt, hat den Unwerth aller Werthe mit entdeckt, an die man glaubt oder geglaubt hat; er sieht in den verehrtesten, in den selbst *heilig* gesprochnen Typen des Menschen nichts Ehrwürdiges mehr, er sieht die verhängnissvollste Art von Missgeburten darin verhängnisvoll, *weil sie fascinirten* ... Der Begriff „Gott" erfunden als Gegensatz-Begriff zum Leben, — in ihm alles Schädliche, Vergiftende, Verleumderische, die ganze Todfeindschaft gegen das Leben in eine entsetzliche Einheit gebracht! Der Begriff „Jenseits", „wahre Welt" erfunden, um die *einzige* Welt zu entwerthen, die es giebt, — um kein Ziel, keine Vernunft, keine Aufgabe für unsre Erden-Realität übrig zu behalten! Der Begriff „Seele", „Geist", zuletzt gar noch „unsterbliche Seele", erfunden, um den Leib zu verachten, um ihn krank — „heilig" — zu machen, um allen Dingen, die Ernst im Leben verdienen, den Fragen von Nahrung, Wohnung, geistiger Diät, Krankenbehandlung, Reinlichkeit, Wetter, einen schauerlichen Leichtsinn entgegenzubringen! Statt der Gesundheit das „Heil der Seele" — will sagen eine folie circulaire zwischen Busskrampf und Erlösungs-Hysterie! Der Begriff „Sünde" erfunden sammt dem zugehörigen Folter-Instrument, dem Begriff „freier Wille", um die Instinkte zu verwirren, um das Misstrauen gegen die Instinkte zur zweiten Natur zu machen! Im Begriff des „Selbstlosen", des „Sich-selbst-Verleugnenden" das eigentliche décadence-Abzeichen, das *Gelockt* werden vom Schädlichen, das Seinen-Nutzen-nicht-mehr-finden-*können*, die Selbst-Zerstörung zum Werthzeichen überhaupt gemacht, zur

„Pflicht", zur „Heiligkeit", zum „Göttlichen" im Menschen! Endlich — es ist das Furchtbarste — im Begriff des *guten* Menschen die Partei alles Schwachen, Kranken, Missrathnen, An-sich-selber-Leidenden genommen, alles dessen, *was zu Grunde gehn soll* —, das Gesetz der *Selektion* gekreuzt, ein Ideal aus dem Widerspruch gegen den stolzen und wohlgerathenen, gegen den jasagenden, gegen den zukunftsgewissen, zukunftverbürgenden Menschen gemacht — dieser heisst nunmehr *der Böse* . . . Und das Alles wurde geglaubt *als Moral!* — *Ecrasez l'infâme!* — —

9.

— Hat man mich verstanden? — *Dionysos gegen den Gekreuzigten* . . .

Die vorliegende Ausgabe der Werke Friedrich Nietzsches wird im Auftrage seiner Schwester veranstaltet.

Herausgeber sind: Dr. Richard Oehler, Max Oehler und Dr. Friedrich Chr. Würzbach.

Nachbericht.

Abkürzungen:

Br. = Nietzsches Gesammelte Briefe. (Insel-Verlag.)

In einem Brief Nietzsches an seine Schwester von Ende Oktober 1888 heißt es: „Ich schreibe in diesem goldnen Herbst, dem schönsten, den ich je erlebt habe, einen Rückblick auf mein Leben, nur für mich selbst. Niemand soll es lesen mit Ausnahme eines gewissen guten Lama's, wenn es über's Meer kommt, den Bruder zu besuchen. Es ist nichts für deutsches Hornvieh, dessen Kultur im lieben Vaterland so erstaunlich zunimmt. Ich will das Manuskript vergraben und verstecken, es mag verschimmeln, und wenn wir allesamt schimmeln, mag es seine Auferstehung feiern. Vielleicht sind dann die Deutschen des großen Geschenks, das ich ihnen zu machen gedenke, würdiger" (Br. V, 802). Das ist das erste Zeugnis, das wir von Nietzsche über die Abfassung seiner Lebensbeschreibung besitzen. Genaueres über die Entstehungszeit erfahren wir aus Briefen an Peter Gast. Am 30. Oktober schreibt Nietzsche: „An meinem Geburtstag [15. Oktober] habe ich wieder Etwas angefangen, das zu geraten scheint und bereits bedeutend avanciert ist. Es heißt, Ecce homo. Oder *Wie man wird, was man ist*"" (Br. IV. 414; 3. Aufl. 306). Und am 13. November: „Mein ‚Ecce homo. *Wie man wird, was man ist*' sprang innerhalb des 15. Oktobers, meines allergnädigsten Geburtstags und -Herrn, und dem 4. November mit einer antiken Selbstherrlichkeit und guten Laune hervor, daß es mir zu wohlgeraten scheint, um einen Spaß dazu machen zu dürfen" (Br. IV, 416; 3. Aufl. 307).

Was hat Nietzsche mit dieser seiner Lebensbeschreibung bezweckt? Seine brieflichen Äußerungen geben Aufschluß darüber: *Ecce homo* „handelt mit einer großen Verwegenheit von mir und meinen Schriften:

ich habe nicht nur damit mich vorstellen wollen *vor* dem ganz unheimlich solitären Akt der *Umwertung*, — ich möchte gern einmal eine *Probe* machen, was ich bei den deutschen Begriffen von *Preßfreiheit* eigentlich riskieren kann. Mein Argwohn ist, daß man das *erste* Buch der *Umwertung* auf der Stelle konfisziert, — legal mit allerbestem Recht. Mit diesem ‚Ecce homo' möchte ich die *Frage* zu einem derartigen Ernste, auch Neugierde steigern, daß die landläufigen und im Grunde vernünftigen Begriffe über das *Erlaubte* hier einmal einen Ausnahmefall zuließen. Übrigens rede ich von mir selber mit aller möglichen psychologischen ‚Schläue' und Heiterkeit, — ich möchte durchaus nicht als Prophet, Untier und Moral-Scheusal vor die Menschen hintreten. Auch in diesem Sinne könnte dies Buch gut tun: es verhütet vielleicht, daß ich mit meinem *Gegensatz* verwechselt werde" (Br. IV, 414; 3. Aufl. 306). Nietzsche hatte also die Absicht, durch eine Art gewaltsamen Akt, durch ein Stück Literatur, das auffallen, wenn nicht gar Anstoß erregen mußte, mit aller Macht auf sich aufmerksam zu machen, das „absurde Stillschweigen" über ihn zu brechen. Das scheint im Widerspruch zu stehen mit der Äußerung an die Schwester, daß er Ecce homo nur für sich geschrieben habe und es vergraben wolle (auch ein Titelblatt zu Ecce homo trägt die Aufschrift von Nietzsches Hand: „Für meine Freunde"). Aber der Widerspruch läßt sich leicht lösen durch die Erwägung, daß bei der Abfassung von Ecce homo zwei Motive nebeneinander hergingen: am 15. Oktober, seinem Geburtstag, beginnt er das Werk, d. h. bei einem äußeren Lebensabschnitt überkam ihn wieder einmal die von Jugend auf gepflegte Liebhaberei, sich durch Selbstprüfung des eigenen Wollens und Könnens bewußt zu werden; die Veröffentlichung schien ihm zunächst zwecklos, weil er es für selbstverständlich hielt, daß auch diese Schrift bei den Zeitgenossen, zumal im deutschen Vaterland, argem Unverständnis begegnen würde; dann aber kam während der Ausarbeitung der Gedanke hinzu, daß die merkwürdige Form die Schrift vielleicht besonders geeignet mache, auf das große Werk der Umwertung vorzubereiten. Und dieser zweite Gesichtspunkt trat von nun an allein in den Vordergrund. Ecce homo wird als „feuerspeiende Vorrede" zur Umwertung bezeichnet (an Gast 13. November 1888. Br. IV, 417; 3. Aufl. 308); in den Verhandlungen mit dem Verleger über den Zeitpunkt der Veröffentlichung spielt die vorbereitende Wirkung von Ecce homo eine Hauptrolle: „Ich glaube, das [Ecce homo] wird gehört werden, vielleicht zu sehr ... Und dann wäre Alles in Ordnung" (6. November 1888, Neue Rundschau 1907,

Heft 11, S. 1379). „Sobald Ecce homo *gewirkt* hat — es wird ein Erstaunen ohne Gleichen hervorrufen" (25. November). „Sobald ‚Ecce homo' heraus ist, bin ich der erste Mensch, der jetzt lebt" (26. November). „Für die *Umwertung aller Werte* habe ich noch gar keinen Termin. Der Erfolg von *Ecce homo* muß hier erst vorangegangen sein" (27. Dezember). Angesichts dieser Hoffnung, daß Ecce homo auf die Umwertung vorbereiten könne, trat das Interesse für die Frage der Preßfreiheit zurück: „Die Frage der ‚Preßfreiheit' ist, wie ich jetzt mit aller Schärfe empfinde, eine bei meinem ‚Ecce homo' gar nicht aufzuwerfende Frage. Ich habe mich dergestalt *jenseits* gestellt — nicht über das, was heute gilt und obenauf ist, sondern über die Menschheit —, daß die Anwendung eines Codex eine Komödie sein würde" (an Gast 26. November, Br. IV, 421; 3. Aufl. 311).

Was sah nun Nietzsche in Ecce homo? Wie empfand er es? Am 14. November schreibt er an Fräulein von Salis-Marschlins: „Inzwischen hat sich ein sehr unglaubliches Stück Literatur, das den Titel führt: ‚Ecce homo. Wie man wird, was man ist' auch schon wieder mit Flügeln begabt und flatterte, wenn mich nicht Alles täuscht, in der Richtung von Leipzig ... dieser homo bin ich nämlich selbst, eingerechnet das ecce; der Versuch, über mich ein wenig Licht *und Schrecken* zu verbreiten, scheint mir fast zu gut gelungen. Das letzte Kapitel hat zum Beispiel die unerquickliche Überschrift: warum ich ein Schicksal bin. *Daß* dies nämlich der Fall ist, wird dermaßen stark bewiesen, daß man am Schluß bloß noch als ‚Larve', bloß noch als ‚fühlende Brust' vor mir sitzen bleibt." (Neue Rundschau 1907, Heft 11, S. 1381.) Ähnlich an Gast am 13. November: „Die letzten Partien sind übrigens bereits in einer Tonweise gesetzt, die den Meistersingern abhanden gekommen sein muß, ‚die Weise des *Weltregierenden*' ... Das Schlußkapitel hat die unerquickliche Überschrift ‚Warum ich ein *Schicksal* bin'. *Daß* dies nämlich der Fall ist, wird so stark bewiesen, daß man am Schluß vor mir als ‚Larve' und ‚fühlende Brust' sitzen bleibt ..." (Br. IV, 416 f.; 3. Aufl. 307 f.). Er fühlte deutlich, daß er in Ecce homo ein Dokument ohnegleichen gegeben habe: „Es geht dermaßen über den Begriff ‚Literatur' hinaus, daß eigentlich selbst in der Natur das Gleichnis fehlt: es sprengt, wörtlich, die *Geschichte* der Menschheit in zwei Stücke — höchster Superlativ von *Dynamit* ..." (an Gast 9. Dezember, Br. IV, 426; 3. Aufl. 314). Er sah sich mit diesem Werk „jenseits gestellt", „über der Menschheit", er meinte, mit ihm beginne die „tragische Katastrophe" seines Lebens (Br. IV, 421

und 431; 3. Aufl. 311 und 318). Er war sich wohl bewußt, daß Ecce homo einen allerletzten, bis an die äußerste Grenze des Möglichen gehenden Aufschluß über ihn selbst bedeute: „Alles erwogen, lieber Freund, hat es von jetzt ab keinen Sinn mehr, *über* mich zu reden und zu schreiben; ich habe die Frage, *wer ich bin,* mit der Schrift, an der wir drucken, *‚Ecce homo‘,* für die nächste Ewigkeit *ad acta* gelegt. Man soll sich fürderhin nie um mich bekümmern, sondern um die Dinge, derentwegen ich da bin“ (an Dr. Karl Fuchs, 27. Dezember, Br. I, 538 f.). „Sie werden in *Ecce homo* eine ungeheure Seite über den Tristan finden, überhaupt über mein Verhältnis zu Wagner. Wagner ist durchaus der erste Name, der in Ecce homo vorkommt. — Dort, wo ich über nichts Zweifel lasse, habe ich auch hierüber den Mut zum Äußersten gehabt“ (an Gast, 31. Dezember, Br. IV, 436; 3. Aufl. 322). Von den sachlichen Teilen hielt er die Polemik gegen die christliche Moral und die Invektiven gegen die Deutschen für entscheidende Hauptsachen: „Ich habe jetzt mit einem Cynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt. Das Buch heißt ‚Ecce homo‘ und ist ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten; es endet in Donnern und Wetterschlägen gegen Alles, was christlich oder christlich-infekt ist, bei denen Einem Sehen und Hören vergeht. Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christentums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vorfahren, von dem kein Gegner des Christentums auch nur die Existenz vermutet hat. — Das Ganze ist das Vorspiel der ‚Umwertung aller Werte‘, des Werks, das fertig vor mir liegt: ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Convulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängnis. — Erraten Sie, wer in ‚Ecce homo‘ am schlimmsten wegkommt? Die Herren Deutschen: Ich habe ihnen furchtbare Dinge gesagt ...“ (an Georg Brandes, 20. Nov., Br. III. 321 f.). „Übrigens ist das Buch reich an Scherzen und Bosheiten, weil ich mit aller Gewalt mich als *Gegentypus* zu der Art Mensch, die bisher verehrt worden ist, präsentiere: — das Buch ist so ‚unheilig‘ wie möglich“ (an Gast, 26. Nov., Br. IV, 421 f.; 3. Aufl. 311).

Ecce homo ist eins der letzten Geisteserzeugnisse Nietzsches vor dem Ausbruch der Krankheit, die jäh seinem Schaffen ein Ende bereitete. Man hat daraus schnell den naheliegenden Schluß gezogen, daß die sich vorbereitende Krankheit dem Werk bereits ihre Spuren aufgedrückt habe; daher müsse man scheiden zwischen dem, was den Schöpfungen Nietzsches in Zeiten der Gesundheit entspreche und dem, was bereits

krankhaft sei. Es ist gewiß, daß damit der Willkür Tor und Tür geöffnet würde: der eine würde dies, der andere jenes ungesund nennen, je nachdem, was jedem Einzelnen einer Abschwächung bedürftig erscheint.

Haben wir ein Recht, Ecce homo durch Aufdrücken des Stempels „Krankhaft" zu entwerten, sei es auch nur im bescheidensten Maße? Die Frage muß rundweg mit Nein beantwortet werden. Noch zwei Monate lang nach Abfassung des Werkes hat Nietzsche durch keine Äußerung oder Handlung den Eindruck von Krankhaftigkeit hervorgerufen. Die Katastrophe ist plötzlich über ihn hereingebrochen. Deutlich läßt sich an dem Unterschied in den Äußerungen vorher und nachher der Zeitpunkt des Ausbruchs erkennen: bis in den Dezember 1888 hinein gibt sich Nietzsche durchaus gesund, die Briefe aus den letzten Tagen des Jahres 1888 und den ersten Tagen des Januar 1889 dagegen sind unverkennbar krank.

Aber nötigen Inhalt oder Form des Werkes, die Erregung im Empfinden, die Leidenschaftlichkeit der Sprache nicht zur Annahme von Krankhaftigkeit? Der Psychiater darf hier anders antworten als der Laie. Für den Arzt verwischen sich die Grenzen zwischen Gesundheit und Krankheit mehr als für den Nichtarzt. Er erkennt die Vorbereitungen eines Leidens bereits an Erscheinungen, die der Laie als gesund bezeichnen wird und muß. Aber der Arzt läßt sich auch nicht so schnell wie der Laie durch das Wort „krankhaft" zu einem Entwertungsurteil von Person oder Werk verleiten. Dem Psychiater also wird man es nicht verwehren können, in der erregten Form von Ecce homo bereits Anzeichen kommender Erkrankung zu sehen; er mag diese Betrachtungsweise auch auf frühere Werke Nietzsches ausdehnen; dem Nichtarzt steht ein derartiges Urteil mit falschen Folgerungen nicht zu: Ecce homo muß seinem Inhalt nach von uns mit aller Entschiedenheit zu den Schöpfungen des gesunden Nietzsche hinzugefaßt werden. Rückt man es hin nach der bedenklichen Grenzscheide, da alles zwischen Genie und Irrsinn unklar hin- und herschillert, so erhält der in Wirklichkeit außergewöhnlich wertvolle Gedankengehalt der Schrift ganz unberechtigterweise einen Charakter von höchst zweifelhafter Bedeutung.

Welchen Eindruck hinterläßt nun Ecce homo, wenn man es unbefangen so aufnimmt, wie es vorliegt? Man wird zunächst sagen: das ist ein einzigartiges Literaturdenkmal; so hat noch kein Mensch sich selbst beschrieben. Das ist nicht „Dichtung und Wahrheit", das ist unverhüllte, unbemäntelte, unumwundene Wahrheit. Die Mitteilungen reichen hinein

bis in die heimlichsten Tiefen des Seelenlebens, ein uneingeschränkter Blick hinter die Kulissen des schaffenden Menschen wird gewährt, kein Geheimnis zurückgehalten; keine objektiv entwickelnde Darstellung von Mensch und Werken wird gegeben; wo sich ein Ansatz dazu findet, löst er sich sogleich auf in Selbstcharakterisierung, ja in Beurteilung, Bewertung von eigenem Wesen und Schaffen. Das ist eher eine Psychographie als Biographie zu nennen. In dieser rühmenden Hervorhebung des Wertes eigener Schöpfungen ist die äußerste Grenze des Möglichen erreicht. Stünde das alles nur eine Kleinigkeit tiefer, berührte es jemals den Boden der Mittelmäßigkeit, die Wirkung der Lächerlichkeit wäre unvermeidlich. Aber die Höhenlage, in die jede Einzelheit hinaufgetrieben ist, versetzt sofort in eine nur selten erreichbare Stimmung, in eine so hehre Welt von reiner Luft, von Klarheit, Reichtum der Farben, unendlicher Aussicht, daß es von vornherein ausgeschlossen ist, irgend eine aus der Sphäre des banalen Durchschnitts herrührende Regung aufkommen zu lassen. Und das, was an Fingerzeigen von Nietzsche für sein Verständnis gegeben wird, ist Satz für Satz von so großer, sachlich fesselnder Bedeutung, daß die peinliche Empfindung, jemanden in dieser Weise über sich selbst reden zu hören, schnell verfliegt.

Die Autobiographie Nietzsches hat ihre Vorbereitung und ihren Zusammenhang im Rahmen seiner ganzen Schaffenstätigkeit. Bereits im Alter von dreizehn Jahren schrieb Nietzsche ein Büchlein „Aus meinem Leben", als Gymnasiast führte er ein Tagebuch, als Student verfaßte er einen „Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre". Noch manche andere selbstbiographische Ansätze sind vorhanden; die große Zahl der Nietzschebriefe enthält eine Fülle von Bemerkungen, in denen er sich immer wieder in neuer Beleuchtung hinmalt; alle seine Schriften und die Vorarbeiten dazu sind durchsetzt mit Selbsterlebnissen und kritischen persönlichen Bemerkungen; in den Unzeitgemäßen Betrachtungen über Schopenhauer und Wagner ist sein Wesen, wie es später in die Erscheinung trat, in hellseherischem Vorausblick beschrieben; in den Vorreden von 1886 zu seinen Werken hat er glänzende Aufhellungen über sein inneres Werden gegeben; — erwägt man dies alles, so wird man feststellen: in Nietzsche lag eine besondere Fähigkeit, sein Leben und Schaffen zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. *Ecce homo* ist das letzte Erzeugnis dieser Gabe, das Schlußglied einer langen Kette selbstbetrachtender Entwicklung.

Zwei sonst meist im Gegensatz stehende Erscheinungsformen geistiger

Schaffenskraft waren in Nietzsche merkwürdig glücklich vereinigt: die Fähigkeit zum freien, selbstvergessenen, in trunkener Seligkeit hoch über Kritik und Reflexion schwebenden Schaffen, und die Gabe, sein Ich mit scharfkritischem Blick zu mustern, mit dem Seziermesser zu zerschneiden, mit der Lupe zu durchforschen. Vielleicht, daß zwei kräftige Vererbungstendenzen dies seltsame Beieinander verursacht haben. Die beiden Triebe richten sich merkwürdigerweise nicht zur Zerstörung gegeneinander, sie befruchten sich. Und die Früchte des über sich selbst reflektierenden Triebes, des hellen Blickes für das eigene Wesen, die „persönlichen" Enthüllungen stehen an Reiz, Schönheit, Reife, Wert nicht hinter den sachlichen Schöpfungen zurück. Wer wollte z. B. nicht mit der tiefsten Sympathie aufnehmen, was Nietzsche über „Also sprach Zarathustra" gesagt hat? Die Unerschöpflichkeit im Hervorbringen ist das, was immer wieder neu staunendes Interesse für das Persönliche bei Nietzsche erweckt. Niemand bisher besaß eine ähnliche „Umfänglichkeit der Seele", Niemand hat soviel Möglichkeiten in sich erlebt, Niemand vermochte seinem Ich ein gleiches Farbenspiel wechselnder Bilder zu entlocken; das fortwährende Sichwandeln Nietzsches ist ein beständiges Neuentdecken von Möglichkeiten seines Wesens, Sichneufinden, Sichneusehen. Die sachlichen Schöpfungsphasen wechselten unausgesetzt ab mit aus dem Born der Persönlichkeit aufsteigenden Selbstbetrachtungen. Ecce homo schließt die letztere Reihe krönend ab.

Nun muß aber betont werden, daß alles Persönliche bei Nietzsche die nur autobiographische Bedeutung weit übersteigt. Er selbst nennt sich den „unpersönlichsten Menschen". Das klingt in Anbetracht des Gesagten befremdend. Es hat aber seine volle Berechtigung. Gerade das, was sonst für Persönliches charakteristisch ist und ihm den unerquicklichen Beigeschmack gibt, das Zufällige, Vereinzelte, für die Allgemeinheit Gleichgültige, die Kleinlichkeit, die Winkelatmosphäre, das eigentlich Egoistische — alle diese Merkmale sind für Nietzsches persönliche Ausführungen nicht zutreffend. Er erhebt alles hinauf ins Typische; die Einzelheiten persönlichen Erlebens haben im Hintergrund den großen Gedanken, daß sie Experimente sind, die der Allgemeinheit — wenn auch nicht der Masse, so doch vielen Einzelnen — zugute kommen können. Bei den meisten Selbstbeschreibungen, auch solchen von sehr intimem Charakter, könnte man statt der von Nietzsche gebrauchten ersten Person getrost „das Genie", „der schaffende Mensch" oder dergleichen einsetzen, sie würden ihre Richtigkeit behalten. Denn

diese Selbstzeugnisse sind typische Erlebnisse und Erfahrungen des schöpferischen Menschen. So erweitert sich z. B. da, wo Nietzsche von eigener Krankheit und Gesundheit spricht, der Gegensatz sofort zu dem typischer Erscheinungen von Décadence und Lebensaufstieg beim Genie. Es ist der große Hintergrund des Typischen, der allem Persönlichen bei Nietzsche den Wert und Glanz ewig leuchtender Wahrheiten verleiht.

Ecce homo als Ganzes betrachtet fügt sich also durchaus harmonisch dem Rahmen von Nietzsches Lebenswerk ein. Es ist der natürliche Abschluß einer langen Entwicklungslinie.

Aber wie steht es mit der Leidenschaftlichkeit des Tones, mit der superlativischen Ausdrucksweise? Ist das nicht dem gesunden, echten Nietzsche fremd? Also doch krankhaft? Wer dies bejaht, übersieht Folgendes. Nicht durchweg ist Ecce homo in hochgesteigertem Stil und leidenschaftlichstem Tempo geschrieben. Neben Stellen von äußerster Heftigkeit der Sprache finden sich solche von klassischer Ruhe und Mäßigung. Der Gegenstand schafft immer die Tonart: wo die Erregung der Polemik zum Ausdruck kommt, wird die Sprache unwillkürlich eine andere als bei biographischen Charakterisierungen. Und ist Leidenschaft des Wortes nicht das, was Nietzsche überhaupt während der verschiedenen Phasen seines Schaffens kennzeichnet? Nüchternheit und Kühle seinen Problemen gegenüber war ihm zumeist fremd. Und je länger je mehr steigerte sich die Heftigkeit der inneren Anteilnahme an seinen Aufgaben. Ecce homo liegt mit der Rückhaltlosigkeit und Wucht der Äußerungsweise auf gleicher Linie wie „Also sprach Zarathustra", wie die Vorreden zu den Werken, die „Genealogie der Moral", die Schriften gegen Wagner, die „Götzendämmerung", der „Antichrist" usw. Wenn der Verfasser dieser Schriften über sich selbst schreiben wollte, so mußte er es in der Weise tun, in der er es getan hat; ein Nietzsche konnte gar nicht anders sich selbst beschreiben. Eine seltene Verstiegenheit, Jenseitigkeit der Gedanken, eine viele Jahre durchgeführte Menschenferne und Einsamkeit, ein gegenwarts- ja zeitloses Überschweben der ganzen Menschheit, ein ungeheures Verantwortlichkeitsgefühl für alle Zukunft — das ist der Stimmungsuntergrund, aus dem diese Schriften ebenso wie Ecce homo hervorgewachsen sind. Schon lange gab es für Nietzsche kein ausgleichendes Gegengewicht mehr, kein Gegenklang wurde mehr gehört, es fehlten ebenbürtige Gegensätze, es fehlte an jedem Widerspiel des Lebens, das die schaffenden Kräfte nach anderer Richtung ausgelöst hätte. So wuchsen die Probleme immer schroffer

empor zu den einzigen Problemen, die überhaupt noch gesehen wurden. So sammelte und staute sich ein Strom von Kraft in der Höhe auf, er brach sich von Zeit zu Zeit Bahn und stürzte dann unaufhaltsam in rasendem Tempo zu Tal.

Nicht die nahende Krankheit, sondern der kommende Ruhm, der bis in ferne Zukunft hineinreichende Einfluß, den Nietzsche vorausfühlte, hat seine Schatten auf Ecce homo zurückgeworfen. Das gibt der Schrift den „welthistorischen Akzent", den so viele der reifen Werke Nietzsches, man könnte wohl sagen alle, tragen. Mit einer einzigartigen Kraft geistiger Freiheit projiziert er sich hinaus in eine Zukunft, in der das Wirklichkeit geworden sein wird, wofür er sein Leben lang gearbeitet hat: die Umwandlung herkömmlicher Anschauungen, die Umwertung der Werte, die Ablösung der Ideale und Irrtümer durch Realitäten. Wird das erst einmal erreicht sein, sind die Gedanken Nietzsches erst in das allgemeine Bewußtsein der Menschheit übergegangen, dann muß auch ein Verständnis, eine Schätzung seiner Werke eintreten, die in der Zeit, da sie entstanden, unmöglich war. Aus der Stimmung einer solchen fernen Zukunft heraus empfindet und beschreibt Nietzsche sich selbst im Ecce homo, man könnte sagen, er macht sich zum Sprecher einer späteren Menschheit über sich. Die Seltsamkeit dieser Erscheinung wird man vor allen Dingen um der Dimensionen willen bewundern, die der zuversichtliche Glaube an sich, an die eigene Zukunft hier bei einem Geiste ersten Ranges angenommen hat.

Noch ist das Ziel, daß Nietzsches Gedanken im Leben Gestalt gewonnen haben, gewiß sehr fern. Die Ketten herkömmlicher Anschauungen und Gewohnheiten hängen uns noch so fest am Fuß, daß es einstweilen nur wenigen und auch diesen nur selten gelingen kann, sich mit der ganzen Persönlichkeit zu der Höhe geistiger Freiheit zu erheben, die unerläßliche Vorbedingung zum Verständnis von Nietzsches Gedankenwelt ist, zu einem Verständnis vom Leben aus und für's Leben. Die Fesseln des Traditionellen in den bestehenden Lebensverhältnissen, denen sich niemand ganz entziehen kann und soll, sind der Erlangung vollkommener innerer Freiheit hinderlich. Weil Nietzsche noch nicht genügend im Bewußtsein der Menschen lebt, ist sein Verständnis vom Leben aus, von innen heraus, mit Leib und Seele, mit allen Fasern der Persönlichkeit vorläufig noch schwer. Deshalb wird es wohl auch noch lange dauern, bis eine vollwertige Würdigung seiner Autobiographie Ecce homo möglich ist.

Am 4. November 1888 war Ecce homo nach Nietzsches eigener Aussage vollendet. Obwohl der Druck der „Götzendämmerung" noch nicht abgeschlossen war, bot Nietzsche es seinem Verleger C. G. Naumann am 6. November mit folgendem Schreiben an: „Geehrter Herr Verleger! Wundern Sie sich jetzt über nichts mehr bei mir! zum Beispiel, daß wir sobald die *Götzen-Dämmerung* in jedem Sinn erledigt ist, sofort einen neuen Druck beginnen müssen. Ich habe mich vollkommen davon überzeugt, noch eine Schrift nötig zu haben, eine im höchsten Grade vorbereitende Schrift, um nach Jahresfrist ungefähr mit *dem ersten Buche der Umwertung* hervortreten zu können. Es muß eine wirkliche *Spannung* geschaffen sein, — im andern Falle geht es wie beim Zarathustra. Nun war ich die letzten Wochen auf das Allerglücklichste inspiriert, dank einem unvergleichlichen Wohlbefinden, das einzig in meinem Leben dasteht, dank insgleichen einem wunderbaren Herbst und dem delikatesten Entgegenkommen, das ich in Turin gefunden habe. So habe ich eine *extrem schwere* Aufgabe — nämlich mich selber, meine Bücher, meine Ansichten, bruchstückweise, soweit es dazu erforderlich war, *mein Leben* zu erzählen — zwischen dem 15. Oktober und 4. November *gelöst*" (Neue Rundschau 1907, Heft 11, S. 1379). Am 13. November schreibt Nietzsche an Gast: „Besagtes Manuskript hat bereits den Krebsgang nach der Druckerei angetreten" (Br. IV, 417; 3. Aufl. 308). Also ist es in der Woche vom 6. bis zum 13. November nach Leipzig gesandt worden.

Am 15. November schickt die Firma eine von Nietzsche gewünschte Probeseite an ihn.

Am 19. November antwortet Nietzsche über die Frage der Ausstattung: „Die Probe-Seite gefällt mir nicht. Ich finde die Seite der zwei letzten Schriften, mit dem Strich, nicht nur bei weitem eleganter, sondern auch leichter lesbar. Der *Satz* wird durch die breiteren Spatien für das Auge schwer überschaubar: und darin vor allem liegt eine Gefahr für das Verstandenwerden. Bleiben wir also bei der Seite der *Götzen-Dämmerung,* bleiben wir auch beim Strich. —

Ein zweiter Punkt, über den ich zu Ihnen reden will, wie ich vor mir rede, ist die Frage der Ausstattung resp. Papier. In der Voraussicht einer vielleicht sogar exzessiven Berühmtheit meines Namens in einer nicht allzulangen Zeit, bin ich mir selber einige Respekts-Rücksichten schuldig, bei denen materielle Erwägungen nicht in Betracht kommen dürfen. Mein Wille ist also, daß wir dasselbe Papier auch für ‚Ecce

homo' festhalten — daß wir aber, sowohl für *Götzen-Dämmerung* als für die neue Schrift die *gleichen* Preise feststellen wie für den ‚Fall Wagner'. —

Später — wer weiß? werden wir einmal auch Geld verdienen: ich wage nicht anzudeuten, in welchem Maße die *Umwertung* gelesen werden wird. Einstweilen liegt Alles daran, daß man sich ein Jahr zum Mindesten überall mit mir beschäftigt" (Neue Rundschau 1907, Heft 11, S. 1382).

In einem Brief an Brandes vom 20. November ist zum erstenmal von *Nachträgen* für Ecce homo die Rede: „Auch dürfen Sie darüber nicht böse sein, daß Sie selber an einer entscheidenden Stelle des Buchs auftreten — ich schrieb sie eben —" (Br. III, S. 322). Auch die Korrespondenz mit dem Verlag aus der darauffolgenden Zeit handelt vielfach von Nachträgen. Am 26. November schreibt Nietzsche an C. G. Naumann: „Anbei ein Nachtrag zum E. h." (Neue Rundschau 1907, Heft 11, S. 1383). Auf einer Kopie eines Briefes von Nietzsche von der Hand seiner Schwester findet sich die Notiz: „Zettel: ‚Anbei ein Nachtrag zum E. h., — es wird noch mehr kommen.'" Und darunter: „Antwort von C. G. Naumann, Karte 29. November 1888: ‚Nachträge zum Ecce homo sind noch nicht angekommen.'" (Der Zettel Nietzsches und die Karte des Verlags sind in der Urschrift verlegt worden, waren aber 1894 noch vorhanden und wurden von der Firma C. G. Naumann vorgelegt.) Weiteren Aufschluß über Nachträge gibt eine Karte Nietzsches vom 27. November: „Ich werde Sie bitten müssen, den zweiten Teil des Ms. mir noch einmal zurückzuschicken, da ich Einiges selbst noch hineinlegen will. Es könnte sonst Confusion geben. Also die ganze *zweite* Hälfte des Ms. von dem Abschnitt an, der als Überschrift hat: Also sprach Zarathustra. Ich nehme an, daß dies im Druck keinen Augenblick Verzögerung macht, da ich das Ms. unmittelbar zurückschicke" (Neue Rundschau, Heft 11, S. 1383). Darnach wollte Nietzsche im zweiten Teil noch Einfügungen machen. Er erhält diesen zweiten Teil des Ms. auch zurück, fordert aber auf einer Karte (vermutlich am 1. Dezember) die Rücksendung des *ganzen* Manuskripts, vor allem auch der Nachträge der zweiten Hälfte, die anscheinend noch nicht bei dem Verlag eingetroffen waren. „Soeben kam das Ms. in meine Hände; da aber demselben die zugehörigen Nachträge nicht beiliegen, so wäre meine Arbeit daran umsonst, es würde eine große Confusion abgeben. Unter diesen Umständen bitte ich mir das *ganze* Ms. noch einmal zurück,

von Anfang an, selbst wenn schon etwas gedruckt sein sollte; ebenfalls alles später Geschickte. Ich will Ihnen ein Ms. liefern so gut wie das letzte, auf die Gefahr hin, daß ich noch eine Woche den Abschreiber mache. *Zeit* zu verlieren ist ja nicht dabei; aber einen Monat früher oder später ist einerlei ...“ (Neue Rundschau 1907, Heft 11, S. 1383 f.). Entsprechend heißt es in einem Brief an Gast vom 2. Dezember: „Druckbogen werden jetzt wohl noch ausbleiben; ich habe gestern das ganze Manuskript noch einmal zurückverlangt“ (Br. IV, 425; 3. Aufl. 314). Am 6. Dezember ist Nietzsche mit der Einfügung der Nachträge fertig; er meldet an diesem Tage telegraphisch an den Verlag: „MS. zurück. Alles umgearbeitet“, und schreibt auf einem Zettel, der vermutlich dem Ms. beigelegt wurde: „Hiermit kommt das Ms. zurück: es ist jetzt alles in vollkommener Ordnung; auch wird nichts meinerseits geändert. Ich verhandle aber wegen einer französischen und englischen Übersetzung, die zu gleicher Zeit erscheinen müßten.“ Und an Gast schreibt Nietzsche am 9. Dezember: „Das ‚Ecce homo‘ ist vorgestern an C. G. Naumann abgegangen, nachdem ich es, zur letzten Gewissens-Beruhigung, noch einmal vom ersten bis zum letzten Wort auf die Goldwage gelegt habe“ (Br. IV, 426; 3. Aufl. 314).

Betreffs des Zeitpunktes der Veröffentlichung wechseln die Entschließungen Nietzsches ab zwischen der „Götzen-Dämmerung“, der inzwischen entstandenen Abhandlung „Nietzsche contra Wagner“ und „Ecce homo“. Das Hin und Her des Entschlusses ist wesentlich bedingt durch den Wechsel im Stand der Übersetzungsfrage. Am 15. Dezember (Vermerk des Empfängers) schreibt Nietzsche an den Verleger bei der Ankündigung von „Nietzsche contra Wagner“: „Mein Wunsch wäre, daß wir diese kleine Sache *sofort* absolvieren. Ich gewinne dadurch auch noch Zeit, die Übersetzer-Frage in Bezug auf Ecce homo, die bis jetzt wenig Chance hat, neu aufzunehmen. Zum Mindesten möchte ich eine *französische* Übersetzung, aber ein Meisterstück von Übersetzung haben“ (Neue Rundschau 1907, Heft 11, S. 1386). Ebenso an Gast am 16. Dezember: „Ich habe gestern ein Manuskript an C. G. Naumann geschickt, welches zunächst, also *vor* Ecce homo, absolviert werden muß. Ich finde die *Übersetzer* für ‚Ecce‘ nicht: ich muß einige Monate den Druck noch hinausschieben. Zuletzt eilt es nicht“ (Br. IV, 431; 3. Aufl. 318). Inzwischen war aber der erste Druckbogen von Ecce am 15. Dezember (Stempelvermerk auf der Korrektur) an Nietzsche abgegangen. Daher schreibt er am 17. Dezember an den Verlag: „Wir wollen 2 Bogen vom

Ecce homo drucken und *einige Abzüge* auf gutem Papier davon machen, damit ich meinen französischen und englischen Übersetzern resp. Verlegern einen deutlichen Begriff davon geben kann, welcher Art das Werk ist. Diese Abzüge bitte ich mir hierher aus — . . . Wenn die zwei Bogen erledigt sind, gehen wir an *Nietzsche contra Wagner*. Einige Wochen werden noch hingehen, ehe alle die Präliminarien mit Übersetzern und Verlegern in Paris und London erledigt sind." Der erste Druckbogen erhielt am 18. Dezember das „druckfertig", der zweite wurde am 18. Dezember an Nietzsche gesandt (laut eigenhändiger Angabe Nietzsches auf dem Bogen). Über die Proben, die an die Übersetzer gesandt werden sollen, gibt Nietzsche am 18. Dezember (laut Poststempel) veränderte Anweisung: „Alles wohl erwogen, scheint mir für den angedeuteten Zweck nützlicher, statt des *zweiten* Bogens das *Titelblatt*, das *Vorwort* und das *Inhalts-Verzeichnis* zu drucken. Das zusammen gibt dann eine deutliche Vorstellung."

Am 20. Dezember (Poststempel) entschließt sich Nietzsche, doch Ecce homo vor Nietzsche contra Wagner zu veröffentlichen. „Eine neue Erwägung überzeugt mich, daß wir durchaus Ecce homo erst fertig drucken müssen, und daß nachher erst Nietzsche contra Wagner an die Reihe kommt." An demselben Tag schickt er noch eine Depesche an den Verleger: „Ecce vorwärts. Nietzsche" und eine zweite Karte betreffs der Übernahme des „Intermezzo" aus Nietzsche contra Wagner in Ecce homo: „Ich habe ein einzelnes Blatt, mit der Überschrift Intermezzo, an Sie abgesandt, mit der Bitte, es in N. contra W. einzulegen. Jetzt wollen wir es lieber, wie es ursprünglich bestimmt war, in Ecce einlegen." Auch an Gast berichtet Nietzsche am 22. Dezember von der Änderung seines Entschlusses und der Übernahme anderer Stücke in Ecce homo: „Die Schrift ‚N. contra W.' wollen wir nicht drucken. Das „Ecce" enthält alles Entscheidende auch über diese Beziehung. Die Partie, welche, unter Anderm, auch den maestro Pietro Gasti bedenkt, ist bereits in „Ecce" eingetragen. Vielleicht nehme ich auch das Lied Zarathustra's — es heißt „Von der Armut des Reichsten" — noch hinein. Als Zwischenspiel zwischen zwei Hauptabschnitten" (Br. IV 434; 3. Aufl. 321).

Am 27. Dezember dagegen sehen wir Nietzsche wieder entschlossen, Nietzsche contra Wagner vor Ecce homo zu veröffentlichen. Er schreibt an den Verleger: „Alles erwogen, wollen wir im Jahre 1889 die *Götzen-Dämmerung* und *Nietzsche contra Wagner* herausgeben. [—].

Ecce homo, das, sobald es fertig ist, in die Hände der Übersetzer überzugehen hat, könnte keinesfalls vor 1890 fertig sein, um in drei Sprachen zugleich zu erscheinen." An Dr. Fuchs, 27. Dezember: „Zunächst wird ‚Nietzsche contra Wagner' herauskommen: wenn alles gerät, auch noch französisch" (Br. I, 539). Am 29. Dezember an den Verleger: „Mich bestens für Ihre soeben erhaltene Mitteilung bedankend, möchte ich Sie bitten, die Fortsetzung der Drucklegung des Ecce anzuordnen, sobald „Nietzsche contra Wagner" fertig ist. Einstweilen kommt „Ecce" auch für Übersetzungspläne noch nicht in Betracht" (Neue Rundschau, 1907, Heft 11, S. 1389f.). Zugleich gibt Nietzsche seine Absicht kund, den Dionysos-Dithyrambus „Ruhm und Ewigkeit" als Schlußgedicht dem Ecce homo anzufügen: „Ein Rest von Ms., lauter extreme wesentliche Sachen, darunter das Gedicht, mit dem *‚Ecce homo'* schließen soll, ein non plus ultra von Höhe und Erfindung — ist heute *eingeschrieben* an Sie abgegangen" (Neue Rundschau, 1907, Heft 11, S. 1390). Am 30. Dezember (Poststempel) ordnet Nietzsche an, einen Satz in dem „Intermezzo" zu Wagners Siegfried-Idyll und Liszts Orchestrierung einzufügen. Am 1. Januar 1889 (Poststempel) bittet sich Nietzsche die Rücksendung des Schlußgedichts von Ecce homo aus: „ich muß mir das Gedicht noch einmal ausbitten, das den Schluß von Ecce homo macht: es heißt *Ruhm und Ewigkeit,* — ich habe es erst zu allerletzt geschickt". Dann folgt eine Depesche am 2. Januar: „Manuskript der zwei Schlußgedichte". Ein nicht abgesandter Zettel, der wahrscheinlich von demselben Tage stammt, gibt die Erläuterung dazu: „Die Ereignisse haben die kleine Schrift Nietzsche contra Wagner vollständig überholt: senden Sie mir umgehend das Gedicht, das den Schluß macht, ebenso wie das letztgesandte Gedicht „Ruhm und Ewigkeit". Vorwärts mit Ecce!" Nietzsche wollte also die beiden Schlußgedichte, das zu Nietzsche contra Wagner" Von der Armut des Reichsten" und das zu Ecce homo „Ruhm und Ewigkeit", zuletzt wieder zurückhaben; ob zur endgültigen Zurückziehung oder nur zur Umarbeitung, läßt sich natürlich nicht sagen. Jedenfalls scheint er in den letzten Tagen vor Eintritt der Katastrophe doch wieder zu der Absicht zurückgekehrt zu sein, Ecce homo vor Nietzsche contra Wagner zu veröffentlichen.

Nach der Erkrankung wurde die Sorge für Nietzsches geistiges Vermächtnis von seiner Mutter in die Hände von Prof. Overbeck in Basel gelegt. Er hat in eingehendem Briefwechsel mit Peter Gast, dem langjährigen Beistand Nietzsches bei der Drucklegung seiner Werke, die

Frage verhandelt, ob man Ecce homo veröffentlichen solle oder nicht. Aus den Briefen Overbecks an Gast vom 15. 1., 27. 1., 4. 2., 9. 2., 23. 2. 1889 (Neue Rundschau, 1906, Bd. I, S. 26ff.) geht hervor, daß Prof. Overbeck Gast allmählich zur vorläufigen Sistierung des Drucks und zur Aufgabe der Veröffentlichung überredet hat. Dieses Resultat der Verhandlungen teilte Overbeck am 8. März dem Verleger Naumann mit: „Wir sind mit Herrn K. [Köselitz, d. i. Peter Gast] übereingekommen, jetzt vom Druck von Ecce homo abzusehen. Ich ersuche Sie daher, den Satz der ersten beiden Bogen auseinanderzunehmen.“ Daraufhin wurde, wie eine Randnotiz auf der Karte Overbecks besagt, der „Zettel abgeschlossen und der Satz auseinandergenommen“. Peter Gast behielt das Manuskript einstweilen in seiner Obhut, fertigte im Frühjahr 1889 eine Abschrift an und übergab 1893 das Original Frau Förster-Nietzsche nach ihrer Rückkehr aus Paraguay. Frau Förster-Nietzsche sah zunächst auch von einer Veröffentlichung des Ecce homo ab, da Nietzsches Mutter angab, Overbeck habe es auf einen zuletzt ausgesprochenen Wunsch Nietzsches aus dem Druck zurückgezogen. Sie benutzte aber einzelne Teile daraus für die Biographie ihres Bruders, insonderheit solche, die zum Verständnis der Werke Nietzsches nötig waren. Im Jahre 1908 wurde, da sich ergeben hatte, daß eine Anweisung Nietzsches, das Werk aus dem Druck zurückzuziehen, nicht vorlag, eine Liebhaberausgabe in beschränkter Anzahl veranstaltet, die von dem verstorbenen Prof. Raoul Richter besorgt wurde, von Henry van de Velde ihre Ausstattung erhielt und im Insel-Verlag in Leipzig erschien. Die hier gegebene Darstellung der Entstehungs- und Veröffentlichungsgeschichte von Ecce homo beruht hauptsächlich auf den Angaben, die Richter im Nachwort zu seiner Ausgabe gemacht hat. Als dann 1911 die Neuausgabe des „Willens zur Macht“ in den Werken Nietzsches erschien, fügte man auch Ecce homo in Band XV ein. Unsrer Ausgabe ist der Text dieses Bandes zu Grunde gelegt worden.

Frankfurt a. M., im Oktober 1927.

Dr. Richard Oehler.

Namen-Register
zu den Bänden I–XXI

Namen-Register

zu den Bänden I—XXI

Das Namen-Register enthält außer sämtlichen vorkommenden Personen-Namen nur die Orts-Namen, die biographisch von Bedeutung sind.

Personen-Namen aus Dichtungen sind unter dem Namen des Verfassers zu suchen; solche aus Dichtungen mit unbekanntem Verfasser unter dem Titel der Dichtung.

Das vergleichende Verzeichnis von Philosophen-Namen in der Preisarbeit „De Laertii Diogenis fontibus" (Bd. I, 374—378) ist in dem Namen-Register nicht berücksichtigt.

Unter Nietzsche sind nicht nur die von ihm veröffentlichten oder druckreif hinterlassenen Werke aufgenommen, sondern auch die geplanten Schriften. Die angeführten Stellen sind die, an denen von Nietzsche selbst oder den Herausgebern (in den Nachberichten) etwas über die betr. Schrift ausgesagt wird.

Nb. hinter der Bandzahl bedeutet Nachbericht.

Ae, Oe, Ue sind in der alphabetischen Reihenfolge wie A, O, U behandelt.

Abälard, XVI 328, 331
Abraham, IV 125. XI 74
Achaicus, II 72, 74, 78
Achaeus, Tragiker, V 256
Acheloos, Flussgott, V 386
Achill, II 376. III 34, 43, 101, 186, 213. IV 202. V 39, 105, 279. VIII 180, 230
Adam, III 125. XVIII 164
Adler, Alfr., Psychoanalytiker, XIX Nb. 406
Admetos, III 63
Adonis, V 342 ff. XVII 194
Adrasteia, griech. Göttin, IV 258
Adrastos, III 195. V 379, 452$_3$
Agallis, V 154
Agamedes, V 434
Agamemnon, V 399 f.
Agatharchides von Knidos, V 197
Agathias, I 268, 270. II 35
Agathon, Tragiker, II 259, 271. III 98 V 10, 143, 235, 256
Ageladas, Künstler, V 405
Agenor, IV 268
Agesilaos, V 186
Aglaophamos, Orphiker, V 140$_1$
Ahrens, Philologe, V 450
Aidoneus, IV 325
Aigimios, I 279
Aeimnestos, II 115

Ainesidemos, I 365
Aischre, IV 322
Ajas, Telamonier, V 283
Akicharos, II 111, 114, 131
Aktaios, I 318
Aktaeon, V 372
Aktis, I 387
Akusilaos, Weiser, IV 265
Albucius, Epikureer, V 162
Alcathous, I 234
Aldhelmus, XXI 59
Alexamenos, I 326
Alexander d. Grosse, I 142, 231, 325, 386. II 121, 369, 379. III 203, 216, 387. V 3 f., 108, 187, 189, 191 ff., 195, 201, 204 f., 264, 275, 391, 442, 443. VII 251, 263, 265. IX 355. X 339, 341. XVIII 313. XIX 179. XXI 229
Alexander Aetolus, V 271
Alexander Polyhistor, I 301, 356, 358, 360 f., 362 ff., 388, 390. II 130. V 48, 196 f.
Alexandra, Grossfürstin Constantin, XXI 180
Alexinos, I 341, 366. V 282
Alexis, Komiker, II 170. IV 391. V 256
Alfieri, IV 411. XII 119. XVII 34. XVIII 76
Alî, Kalif, VII Nb. 410
Aelian, I 269, 327, 345. II 119. V 39, 119
Aelius Aristides, Rhetor, V 38 f., 40, 42, 81
Aelius Donatus, V 137
Alkaios, V 265, 269, 276. XII 110
Alkestis, III 63
Alkibiades, II 379. III 91, 216. IV 363. V 131, 183, 283. XV 126
Alkidamas, I 379. II 160—201. IV 315. V 83.
Alkmaion, II 260. V 113
Alkman, Lyriker, V 76, 232, 271 f., Nb. 484
Alkmene, V 343
Alkuin, Angelsachse, XIX 327
Allah, XII 160
Allegra, Tochter Byrons, I 39
Alpheios, Sohn des Okeanos, V 411
Aelrun, I 148
Alyattes, König von Lydien, IV 268
Amaler, Herrschergeschlecht der Ostgoten, I 141, 163, 167
Ambros, A. W., Musikschriftsteller, II 295 f.
Ameinias, Pythagoreer, II 120_2, 128
Amerigo Vespucci, II 143
Amiel, Henry, Fréd., XVIII 197
Ammianus Marcellinus, römischer Geschichtsschreiber, I 141, 162, 165, 167 f.
Ammius, I 165
Ammonios Hermeiou, Neuplatoniker, IV 323
Amor, I 283. XI 47. XVI 414
Amphiaraos, Heros, V 402, 421, 438
Amphidamas, II 156, 192
Amphilochos, V 438
Amphion, II 180. III 127. V. 239
Amphiphanes (Hesiodsage) II 182, 191
Amphis, Komiker, V 135_3
Amphitryon, XVII 211
Amru, V 210
Amyklos, Pythagoreer, II 115, 130

Anacharsis, I 341, 367, 382. IV 265. V 283
Anakreon, Anacreontea, II 222 f.. III 279. V 197, 265, 279, Nb. 483. VI 102. XV 443
Anaxagoras, I 341, 345, 366, 385. II 59, 65, 100f., 117, 127, 129, 134, 144f., 180. III 89. IV 155f., 166, 179, 207ff., 231—234, 236f., 239, 241, 246, 248, 254, 278—281, 310, 312, 315, 321, 324—328, 330f., 335, 356, 358, 361, 363, 415, 419f., Nb. 454, V 6, 47_1, 50ff., 55—57, 60f., 63, 118, 132, 224, 244, 257, 268, 270, 279, 376. VI 33, 66, 71ff., 102, 107, 119. XVI 4, 7, 138. XVIII 293, 300
Anaxarchos, II 141. IV 278_1. V 46f., 48, 57, 283
Anaxilaos, Komiker, V 135_3
Anaximander, I 381. II 46, 100, 129. IV 156, 168ff., 174, 179ff., 189f., 192, 208, 220, 237f., 246, 260, 276—281, 302, 306f., 308, 312, 315, 343, 350, 353. V 51f., 54—60, 139, 224, 244, 274. VI 33, 66f., 72f., 103, 107, 119. VIII 229. XVI 4. XVIII 293
Anaximenes, I 386. II 101, 117. IV 246, 260, 276—280. V 48, 51, 53 bis 57, 59, 187, 257, 291, 293ff.
Anchises, V 342
Andokides, Redner, V 10, 12, 13, 36, 275, 311, 366
Andreas-Salomé, Lou, VII Nb. 413. XXI 248
Androdamus von Rhegion, II 125
Androklus, IV 291
Andromache, V 113
Andromachos, Tyrann von Tauromenion, V 191
Andromeda, XXI 32
Andron, Historiker, I 335. IV 265
Andronikus, Peripatetiker, $I\,333_1$, 339. II 47, 50f., 53. V 155, 157, 160, 197.
Andronikos, Schauspieler, V 25
Aeneas, V 342
Annaberg, XV Nb. 456
Antheas, Komiker, V 138
Antigone, II 260. III 40, 296. IV 50. V 113. Siehe auch Sophokles
Antigonos v. Karystos, Grammatiker, I 334, 335, 356f., 361
Antigonus Gonatas, König von Macedonien, I 280. V 280, 390
Antimachos aus Kolophon, Epiker, II 127, V 85, 106, 250, 252, 264
Antiochas von Askalon, Philosoph, I 361
Antiochos der Grosse, V 416
Antiochos von Alexandria, Grammatiker, V 135_3
Antiochos von Syrakus, Historiker, V 182
Antiope, V 415
Antipater, I 301. V 28, 282
Antiphanes, Komiker, V 256
Antiphon, Redner, V 9—11, 36, 176, 268f., 275, 277, 283, 311
Antiphon, Sophist, II 124, 134. V 10
Antiphos (Mörder Hesiods), II 163, 187f., 195
Antisthenes, Kyniker, I 307, 337, 341, 358, 382. II 60ff., 79, 125, 134, 363. IV 278_1, 380, 392. V 47f., 153, 188, 244, 281, 471

Antisthenes, Peripatetiker, I 356, 358f., 360, 362ff. II 45, 98, 109f.
Antonius Diogenes, IV 288
Antonius, der Heilige, XVII 347
Antonius, Staatsmann, V 313
Anytos, Ankläger des Sokrates, IV 362f.
Aeon (Aion) Personification der Zeit, IV 183f.
Apel, J. A., Dichter und Metriker, II 308, 333
Apellikon aus Teos, V 155ff.
Aphobos, Vormund des Demosthenes, V 24
Aphrodite, II 211. IV 193, 322f., 353. V 339f., 342f., 345, 361, 368, 372, 398—400, 403, 413, 419, 426, 440, 457. VII 190, 196. VIII 182. X 70. XVII 194. XIX 215
Aphthonius, Rhetor, I 227
Apion, Grammatiker, I 309, 343, 360. II 57
Apollo, apollinisch, I 205f., 208, 215, 234f., II 39, 113, 241ff., 358, 374, 381, 383ff. III 21—76, 84ff., 97, 99, 104, 107ff., 126ff., 140, 143 bis 149, 154, 158—165, 214, 216, 218 bis 232, 253, 258, 272, 274ff., 291, 300ff., 307ff., 312ff., 318, 343ff., 349, 351—361, 366. 369, 379, 385ff., 390, Nb. 395, 397ff., 408. IV 64, 77, 257$_1$, 265f., 293, 305, 319, 323, 360. V 72, 104, 110, 204, 216, 232, 254, 266, 339ff., 345, 347, 350, 356, 360f., 364, 366ff., 379, 383, 389f., 398, 400, 402f., 406f., 410f., 413f., 419, 421, 423, 425, 427, 431, 434ff., 437f., 440, 443f., 448$_1$f., 454, 459. VI 66f., 104, 324. IX 110, 114. XII 113, 311. XIV 262, 322. XVIII 355. XIX 209, 359, 361. XX Nb. 258. XXI 224
Apollobeches, II 42, 111, 113
Apollodor von Athen, Grammatiker, I 334ff., 352f., 356f., 386f. II 46, 49, 60, 183. IV 267, 269, 270, 276 bis 279, 282f., 289f., 330, 354f., V 53—63, 196
Apollodor, Epikureer, I 299, 301, 345, 353, 388. II 46, 144. V 164$_2$
Apollodor von Kyzikos, II 115
Apollodor von Pergamon, Rhetor, V 37
Apollonides von Nicaea, I 362, 365. II 41f., 45, 60
Apollonios von Rhodos, II 359. IV 257, V 33, 95, 451
Apollonios von Tyana, IV 283, 288f., V 39
Apollonios von Tyrus, I 279. V 163
Apollonius Molo, V 436
Apostolios, Michael, II 201
Appian, V 205
Apsephion, IV 354. V 61
Apulejus, II 112, 119, 230ff. V 136$_1$
Aepytos, V 423
Aquila, XXI 252
Aratos von Sikyon, V 192, 275
Arbaces, II 79
Archedemus, I 299, 301. II 47
Archedike, V 174
Archelaos, König von Macedonien, IV 394. V 443.
Archelaos, Philosoph, II 117, 129, 248. V 50f., 56f.
Archelaus, Schauspieler, II 273
Archias, I 340$_1$

Archidamos, König von Sparta, V 180, 186, 418
Archilochus, Dichter, I 219, 239. II 125, 245. III 40ff., 279. IV 295. V 72f, 121ff., 124, 134, 143₁, 214, 216, 222, 224, 234, 240f., 243, 266, 268, 282, Nb. 482, 484. VI 102. XII 110
Archimedes, II 364
Archippos, Pythagoreer, IV 290
Archytas, Pythagoreer, I 320, 386. II 106, 125₁. IV 290, 351
Ares (Mars), I 207. III 270. IV 349. V 339, 345f., 348f., 350, 352, 355, 386, 400
Argesiphon, I 390f.
Argos (Argus), IX 116
Argyris, I 219, 237, 242
Ariadne, XIV 22. XV 259. XVI 278, 427, 428. XVII 120. XX 207ff. XXI 260
Arignotus, I 379
Arion, V 109, 240f., VI 105
Ariosto, L., V 86
Ariphron aus Sikyon, Dichter, V 231
Aristagoras, I 359
Aristarch, Tragiker, V 256
Aristarch, Grammatiker, I 316ff., 345. II 363. V 92, 196
Aristeas von Prokonnesos, Epiker, V 85
Aristides, Staatsmann, II 374. IV 433
Aristides Quintilianus, II 282₁, 284₁,₂, 285₁, 286₂, 296, 312, 317ff., 321, 325ff.
Aristides, Rhetor, siehe Aelius
Aristippos von Kyrene, Philosoph, I 307, 335ff., 345, 386, 388. II 77, 99, 101, 106, 108₂. IV 380. V 188. XVIII 316
Aristippos περὶ παλαιᾶς τρυφῆς, I 356ff., 389
Aristobulos, Historiker, V 192
Aristodemos, einer der sieben Weisen, IV 265. V 265
Aristodemos, περὶ εὑρημάτων, I 324
Aristodemos, Schauspieler, V 21
Aristogeiton, V 174
Aristokrates, II 125, 302
Ariston von Argos, IV 379
Ariston von Chios, Stoiker, I 302, 305f., 321, 336, 338, 345, 361, 366. V 153, 282. XII 152
Ariston, Peripatetiker, Historiker, I 366, 387. II 100f., 106
Aristophanes, I 268. II 253, 266, 362. III 91, 116, 194, 252. IV 67, 263, 361, V 120, 124, 126, 128—134, 143, 150, 175, 177, 228, 256, 261, 277, 283. VIII 124. XV 43f., 168, 182. XVII 347. XVIII 265
Acharner, V 124₁, 130, 174, 256
Babylonier, V 256
Daitaleis, V 130f., 256, 441
Friede, V 74f., 122, 130, 256
Frösche, II 120₁, 176, 270, 273. III 78f., 389. IV 264, 356. V 74, 117, 124, 132, 260, 455
Lysistrate, V 164₁
Plutos, IV 266. V 130, 136, 257
Ritter, I 206. V 256, 458₁
Thesmophoriazusen, I 228. V 132
Vögel, I 228. II 247₁. V 133
Wespen, V 131, 132, 256, 323
Wolken, I 228, II 247₁. III 189f., IV 359. V 131, 132, 256
Aristophanes von Byzanz, Grammatiker, I 275, II 53, 55, 89f., 280,

312. IV 385. V 144, 155, 162, 196f.
Aristophon, Redner, V 21
Aristoteles, I 196, 202, 212f., 217, 233, 250, 278, 280, 302, 325f., 333$_1$, 339, 341, 345, 354, 357, 366, 370, 381f., 388f. II 11f., 14, 40, 41, 50ff., 71, 86, 94f., 97ff., 108f, 115, 119ff., 124f., 131f., 133, 136, 140, 142, 144f., 169, 174—183, 198ff., 237, 253f., 256, 267, 271f., 303, 316, 342, 362ff., 373f. III 27, 48, 51, 98, 150, 180, 201, 210, 213f., 216, 252, 269, 358, 387, 391, Nb. 394, 398. IV 65, 130, 160, 166, 175, 200, 219f., 226, 250, 254, 257, 262, 263, 265, 270f., 284, 287, 305f., 309, 312, 316, 319, 329f., 332, 335, 340ff., 344, 346, 368, 379ff., 382$_1$, 387, 388, 396, 406, 409, 412, 414, 421, 439, 442. V^a 5, 7$_1$, 8, 10, 11, 13, 16, 22, 23, 26, 45, 50, 52, 59, 70f., 73, 76, 79f., 81ff., 86f., 89, 95, 107, 116, 120—128, 135$_2$, 136, 141, 143, 145, 147—164, 168, 179, 187, 190, 193—198, 214, 218, 221, 223, 236f., 243f., 247, 257f., 263f., 267, 275, 282, 291—296, 298, 301, 304, 310, 316f., 376, 417, 421, 457, 459, Nb. 481. VI 25, 106, 109, 162, 185, 332. VII 142, 184, 198, 406. VIII 181, 231. IX 236, 361, 383. X 217, 342. XII 67, 102, 107f. XIV 328. XVI 94, 144, 198, 310. XVII 55, 158f., 176. XVIII 320. XIX 5, 28, 247. XX Nb. 271. XXI 60, 63, 97, 226
Aristotimos, V 460
Aristoxenos, Musiker, I 379, 388f. II 60, 115, 120$_1$, 129, 228ff., 278ff., 293, 296, 304, 311ff., 320f. 325f., Nb. 399, 401. IV 282ff., 287ff., 342, 356, 362, 379, 385. V 50f., 152f., 194, 221
Aristoxenos von Selinus, Dichter, V 138
Arkesilaos, Philosoph, I 321, 341, 366, 378. II 77. III 252. V 164, 282
Arktinos von Milet, V 97, 454
Arnim, Elisabeth v. (Bettina), IX 422
Arnold, Th. v., XXI 62
Arnold, Studiengenosse N.'s, XXI 47
Arnulf, deutscher Kaiser, I 160
Arria, IX 231. XVI 16
Arrian, I 268. V 4, 192, 198, 204f.
Arsakes, II 79
Artemidor, Dialektiker, I 324, 360
Artemidor von Ephesus, V 196, 421
Artemis (Diana), II 211. IV 144, 187, 293. V 187, 339f., 344f., 348f., 351, 364, 372f., 379, 383, 398, 400, 406, 408, 411, 418, 421, 424ff., 438, 441. XV 386
Artemisia, Gemahlin des Mausolos, V 187
Artemon, Grammatiker, V 153
Aeschines, Redner, I 223, 340$_1$. II 297. V 20ff., 28, 32, 37, 77, 80, 144, 244, 248, 266, 275
Aeschines, Sokratiker, I 337, 382, 385. II 55, 98. IV 382$_1$. V 244, 471
Aeschylus, I 201. II 58, 127, 236, 240, 252f., 255, 260f., 265—270, 273, 293, 345. III 51, 68, 78, 81. bis 92, 98, 105, 133, 165, 170f., 175, 178, 180, 183, 185, 187, 193f., 199, 218, 221ff., 251f., 254f., 307, 349, 356, 379, 388ff., Nb. 397, 400,

406. IV 64, 243, 318, 320, 356. V 7_1, 11, 12, 20, 84, 107, 109, 113, 115, 125, 129, 143, 173, 215, 232_1, 235, 241–243, 249 f., 255, 257, 260 bis 262, 264, 267, 277, 280, 376, 435, 442, 472. VI 112 f., 119, 145. VII 264, 286, 311, 365 f., 370, 372. VIII 124, 165, 230. X 159, 174. XI 97, 315. XII 36. XV 169. XXI 55
Orestie, II 382. VII 209
Agamemnon, V 72, 74, 109, 262, 410. VI 14
Choëphoren, I 202, 204 f., V 307, 319, 452 f.
Eumeniden, IV 256. V 451, 453
Perser, II 255, 259. V 112, 113, 122, 125, 235, 262, 439
Prometheus, II 273, 349. III 52, 67 ff., 74. V 75, 113, 262
Die Schutzflehenden, V 113, 461
Sieben gegen Theben, V 75, 113 f., 262. XXI 44
Asinius Pollio, I 269. V 312
Asinius Quadratus, Historiker, V 198
Asios, Epiker, V 166
Askanios von Abdera, Skeptiker, II 120_2
Asklepios, II 39. V 39, 367, 398, 402, 422 f., 438. XVII 62
Asmonius, II 298
Aesop, III 95, 97, 99. V 79
Aspasia, VIII 301
Ast, F., Philosoph, IV 369, 371, 374. V 146
Astaroth, V 340_1
Astarte, V 339 ff.
Astyages, König von Medien, XXI 32
Astydamas, Tragiker, V 256, 261
Ate, phrygische Göttin, V 379
Athenaeus, I 232, 234, 236 274, 278 f., 309, 313, 326, 337, 339 ff., 345, 360, 366. II 76, 110, 123, 180, 215. IV 394. V 75 f., 136, 143_1, 152, 163, 231, 260, 375, 457
Athene (Minerva), II 288. III 183, 391. V 340, 342, 355, 360 ff., 367 f., 373, 379, 383 f., 388 f., 391, 398 bis 401, 403, 409, 411, 418 f., 421, 425 ff., 438, 447, 457 f., 460 f. VI 89. IX 93. XV 12
Athenion, V 442
Athenis, Bildhauer, V 123
Athenodoros, Stoiker, I 361, 365. II 45, 47, 61
Atilius Fortunatianus, II 309
Atlas, III 71. V 341 f.
Atli, I 143, 155. III 333
Atreus, III 33, V 389
Atrometos, Vater des Aeschines, V 20_1
Attalus II. von Pergamon, V 443
Atticus, T. Pomponius, V 283
Attila, I 138 f., 157 f., 160 f., 163
Auber, D. F. E., IX, 432
Auerbach, Berthold, IV 46, 137. VI 200, 226. VII 224, 402, 406
Augustinus, II 277, 312 f., 321, 330_1, 334, Nb. 401. IV 385. VII 23. IX 374. XIV 126. XV 71. XVI 321, 323 f., 353. XVII 256. XVIII 79, 158. XIX 69, 259
Augustus, Kaiser, I 309, 310 f., 362, II 46, 80. V 155, 312 f. VII 22. XII 71, 72
Ausonius, IV 267
Auxesia, Göttin in Epidaurus, V 398
Avenarius, Ferdinand, XVII Nb. 384

Baader, Franz Xaver von, Philosoph, XXI 231
Baal Makar, V 341, 344
Babrias (Babrios), griech. Dichter, I 268 V 125
Bacchius (Bakcheios), griech. Musikschriftsteller, II 317 f., 327 f.
Bacchus s. Dionysos
Bach, J. S., III 133, 350, 358, 377. VII 339, 342. VIII 187. IX 140, 261, 424, 432, 433. XI 90. XVI 331. XVII 317. XXI 21, 204
Bacon, Francis, II 139. VI 271. VII 185. XI 248. XVI 331. XIX 5, 245. XXI 201
Bagehot, Walter, engl. Nationalökonom, VII 18, 128
Bahnsch, Fr., Philologe, II 39, 43 f., 47, 51, 52, 62, 73 ff.
Bahnsen, J. F. A., Philosoph, XII 289 f.
Bakchylides, II 170. IV 318. V 266
Baker, S. W., Afrikareisender, XVIII 252
Bakis, IV 263
Balzac, VII 28. XIV 257. XV 137, 218. XVI 427. XVII 111, 361, 364 f. XIX 307, 387
Bandini, Philologe, II 201 f.
Baer, K. E. v., Naturforscher, IV 298 ff. VIII 234
Barbaroux, Girondist, I 74. XX 25
Barnes, Philologe, II 187, 212
Basel, I XI Vw., II 1, Nb. 390 f., 396, 399. III Nb. 400, 403. IV 3 f. 10, Nb. 447 ff. VI 123, Nb. 356. VII Nb. 413, 422, 426. VIII Nb. 415, 417. IX Nb. 487, 488. XV 427. XX 67, 71, 80 f. Nb. 264. XXI 175, 181 196, 231, 238, 240
Basilius, V 151
Bathycles, IV 265
Batis, II 369
Battiades, II 112
Baubo, XVII 300. XXI 163
Baudelaire, XVI 401, 413—415. XVII 109, 336, 348, 351, 352, 360, 369, 370. XVIII 71. XXI 203
Bauer, Bruno, Philosoph, XXI 231
Baumgartner-Köchlin, Marie, II Nb. 390 f. VII Nb. 414, 424 f. IX Nb. 488
Bäumlein, W., Philologe, V 87
Baur, F. Ch., Theologe, I 286
Bayle, XV, 43. XVI 356
Bayreuth, III Nb. 398. IV Nb. 451. VI Nb. 348 f. VII 223, 239 ff., 245 bis 377. VII Nb. 415—422. VIII Nb. 412, 421, 422. IX 4, 437 Nb. 485, 487. XIV 333, 335. XVII 40 f., 127, 280, 282, Nb. 384. XXI 72, 182, 228, 236 f.
Beckhaus, Philologe, V 185, 186
Beecher-Stowe, XVIII 71
Beethoven, I 132—135, 291. II 247. III 19, 26, 48, 133, 152, 181, 346 ff., 358, 363, 375, 377, Nb. 398, 401. IV 53, 89, 126. V 31, 74. VI 159 ff., 163, 167, 218, 286. VII 53, 56, 154, 209, 223, 235, 300, 312 ff, 339, 342, 344, 346, f., 353, 367 f., 373, 384. VIII 151, 167. IX 68, 86, 87, 140, 263, 300, 423, 424, 431, 433. X 206. XI 112, 301. XII 132. XIV 301, 333. XV 201—203, 217, 421. XVI 375, 378. XVII 25, 44, 283, 311 f., 315,

317, 369. XVIII 81 f., XIX 236 f., 241, 362. XX 52—55. XXI 15, 21
Bekker, A. J., Philologe, I 268. II 226
Bel, V 339 f., 342
Bellevue, Hôtel am Rheinfall, VII Nb. 413
Bellini, V., III 351. XI 288. XII 103. XVII 313, 339
Bellona (Enyo), Kriegsgöttin, II 307
Bendis, Göttin, V 379, 441
Beneke, F. E., Philosoph, IV 201
Benndorf, O., Archäologe, II 34 f.
Bentham, J., Begründer d. Utilitarismus, XV 174. XVI 148, 251
Bentley, R., Philologe, II 280, 294, 298, 300$_1$, 333, 350, 352, Nb. 400 f. IV 282. VII 164, 174 f.
Bentley, Ioanna, VII 175
Beowulflied, I 158 f.
Bergk, Th., Philologe, I 214, 224, 243, 275, 358. II 159, 163, 165, 168, 170, 179 f., 187, 189, 191 f., 197, 200, 226, 247$_1$, 333. IV 256$_1$, 266. V 55, 74, 79, 216 f., 346, 431. VII 184
Bergün, Dorf im Kanton Graubünden, VII Nb. 414
Berlin, XII Nb. 350. XXI 41 f.
Berlioz, IX 432. XXI 30, 202
Bernays, J., Philologe, I 333$_1$, 370. II 118, 169, 174, 227 f. IV 291 f., 295, 297, 305 f., 308, 311, 313$_1$, 317, 385. V 159. VII 234
Bernhardy, G., Philologe, I 210, 227 f., 232, 243, 266 ff., 276, 368, 386. II 81, 152, 160, 162, 188, 190, 216. V 138
Bernini, G. L., ital. Bildhauer, II Nb. 403. XVII 42
Bernoulli, C. A., XV Nb. 458
Beroaldo, Philologe, XII 154
Bertram, Ernst, Professor Dr., XX Nb. 260
Bettina, siehe Arnim, Elisab. v.
Beulé, A. E., Archäologe und Staatsmann, V 430.
Beyle, H., siehe Stendhal
Bias, I 353, 367. IV 264, 266, 267, 297. V 279
Bichat, I 428
Bicki (Bikko), I, 143, 146, 153 f., 156 f., 166
Bieler, Reitlehrer, XXI 64
Binder, Gustav, VI Nb. 357
Bion von Abdera, II 119$_1$, 142
Bion von Borysthenes, V 165, 272, 282, 471
Bion von Smyrna, V 343
Bismarck, Fürst, II 93. VI 175, 342. VII 351, 353. VIII 318. X 155. XII 285. XIV 208, 220. XVI 13, 356, 359, 365—370, 386. XVII 100. XVIII 66, 96, 142. XIX 276. XX 128. XXI 63, 230
Bizet, XI 282, 283. XV 215. XVII 3. 7—11
Blanc, Louis, I 54
Blanqui, L. A., I 54
Blass, Fr., Philologe, V 7$_1$, 71, 161$_2$, 258
Blyson, Vater des Heraklit, IV 291 f.
Boccaccio, Decamerone, III 391
Boeckh, A., Philologe, II 293, 333. IV 263, 331, 342, 351, 354, 371, 389, 419. V 383 ff.
Böcklin, XI 302
Boëthius, I 301

Böhler, X 247
Boehme, Professor Dr., II Nb. 405. V Nb. 486
Boiotos, V 27
Boissonade, Philologe, II 155
Bojardo, ital. Dichter, V 86
Bolos, Pythagoreer, II 110—124, 127 f.
Bonitz, H., Philologe, IV 369. V 87
Bonn a. Rh., IV 11 f. XXI 40 f., 44, 46 f., 51
Bopp, F., Philologe, V 318
Boreas, I 234
Borgia, Cesare, XV, 122. XVII 133, 134, 259. XIX 270. XXI 215
Boscovich, XIV 312. XV 19. XVI 80
Bothfeld, Dorf b. Lützen, XXI 3
Boethlingk, Otto, Prof. des Sanskrit, VII 149
Boethos, II 47
Boton, Rhetor, V 50
Bötticher (De Lagarde), P. A. Orientalist u. Sprachforscher, V 103. VIII 293
Bötticher, K., Archäologe, V 360, 382 f., 386
Bourget, Paul, XIV 285. XXI 199
Boyle, R., Naturforscher, II 66, 139
Bragis d. Alte, Skalde um 800, I 143, 146
Brahms, Joh., VII 352. IX 438, 441. XVII 43 f., 312. XVIII 82
Brahn, Max, XIX Nb. 405
Brambach, W., Philologe, II 315, Nb. 400
Branchiden, Priestergeschlecht, V 379
Branchos, V 449
Brandes, Georg, VII Nb. 413. XV Nb. 455. XVII Nb. 371, 376 f., 382. XIX Nb. 411 f. XXI 275, Nb. 290, 297
Brandis, Ch. A., Geschichtschreiber d. griech. Philosophie, I 328. V 159, 339. VII 125
Brasidas, V 176
Breitkopf & Härtel, Verlag in Leipzig, III Nb. 404
Brendel, Karl Franz, Musikschriftsteller, XXI 237
Brenner, Albert, stud. jur., Schüler N.'s, VIII Nb. 412
Brentano, Clemens, XI 283
Brevignius, I 267
Brill, O., Philologe, II 293, 333
Brink, Philologe, II 118 3
Brissot, Girondist, I 74. XX 24
Brixo, Orakelgöttin auf Delos, V 438
Brochard, Victor, XXI 198
Broder, I 153
Brosses, Ch. de, franz. Geschichtsforscher, V 469. XVI 351. XVIII 80
Brucker, Philologe u. Historiker, I 362
Bruno, Giordano, XV 39, XVII 318
Brutus, Marc. Junius, Mörder Caesars, VII 134. XII 124 f. XXI 98
Brynhilt, I 148
Bryson, Sokratiker, II 100. V 188
Büchner, L., naturwissenschaftlicher Schriftsteller, II 92. VII 25
Buckle, H. Th., Kulturhistoriker, XI 313. XV 286. XVII 144. XIX 272
Buddha, buddhistisch, III 140, 232, 242, 244, 249, 356. V 246, 358, 420. VI 45, 187. VII 60, 118, 366, 391, 394. VIII 376. X 85, 347, Nb. 438. XI 123. XII 128, 141, 162, 166, 267, 277. XIII Nb. 422. XIV 106, 251,

298, 328, 360. XV 274, 290, 361, 383, 414, 446. XVI 143, 323, 325, 344, 402. XVII 189, 191 f., 206, 220. XVIII 7 f., 20, 27, 49, 56, 64, 98, 115, 117—119, 121, 134, 150, 175, 355. XIX 379. XXI 94, 185, 247
Budli, I 139, 152, 157
Bugeaud, franz. General, I 54
Bülow, Hans v., II 286$_1$. III Nb. 402. VII Nb. 415. XVII Nb. 372. XXI 200, 203
Bungert, Aug., Komponist, XX Nb. 265
Bunyan, XIX 259
Bupalos, Bildhauer, V 123
Buratti, XVII 348
Burckhardt, Jakob, Kulturhistoriker, V 35$_1$, 86, Nb. 480 f., VI 251. VII 200, 369. VIII Nb. 423. IX Nb. 486. XI 302. XIV 234, 257. XV Nb. 452, 456, 459, 464. XVI Nb. 432. XVII 103, 156. Nb. 373. XX Nb. 264
Burley, Walter, XXI 59
Bursian, Philologe, II 193, 197 f., 199
Busse, Philologe, IV 323
Butaden, Priestergeschlecht, V 275, 423
Butorides, I 360
Buzot, Girondist, I 74. XX 25
Buzygen, Priestergeschlecht, V 423
Byk, S. A., Philologe, II 232 ff.
Byron, I 37—51, VIII 192, 299. IX Nb. 486. X 219, 341. XI 193, 302. XV 202, 243, 421. XVII 294 f., 364. XVIII 54, 78, 80
Lara, XVII 368
Manfred, I 257, Nb. 451. VIII 110. X 156. XI 86. XII 116. XV 203. XXI 98, 200

Caecilia, Die heilige (Gemälde von Raffael), III 343. VII 312
Caecilios, I 269
Caecilius, Rhetor, V 10, 36, 176, 202
Cagliostro, VIII Nb. 411. X 411. XII 128. XIV 341. XV 120, 140. XVII 17, 49, 326, 330—332. XVIII 303. XXI 269
Calderon, VIII 138. IX 86, 90, 446
Callippus, I 379
Calvin, VIII 98. X 105. XI 67. XV 333
Calvus, G. L., V 35
Campester, II 112
Cankara, XV 415
Canova, Antonio, ital. Bildhauer, IX 448
Capri, XIII Nb. 417
Caracalla, Kaiser, V 39. XIX 272
Carcasse, V 259. XIX Nb. 409
Cardanus, H., XIV 234. XIX 388
Carducci, G., ital. Dichter, XVII 348
Carlyle, Th., VII 53 (Zitat), 225. IX 449. X 237. XII 124. XIV 291, 304. XV 210. XVII 107, 115 f., 144, 243. XVIII 24, 222 f. XIX 176, 321, 385. XXI 214
Carnot, L. N. M., Graf, X 157
Carrière, Moritz, Aesthetiker, VII 25 f., 68
Cartesius, siehe Descartes
Carus, K. G., Arzt u. Physiolog, I 428
Caesar, I 55. IV 213. V 35, 201, 312, 353. VI 246. X 341. XI 305. XII 63 f., 124. XV 126. XVI 346 f. XVII 127, 146, 352. XVIII 265. XIX 46, 179, 329, 350
Caesar, J., Philologe, II 308
Casaubonus, I 314, 368. II 57

Casiri, Orientalist, V 154
Caesius Bassus, II 299, 334
Cassius, Dio, V 205
Castor, I 234f.
Catilina, VII 74. XV 120. XVI 347. XVII 146
Cato, M. P., Censorius, V 317. XII 77
Cavaignac, franz. General, I 54, 56
Cavour, XVI 356
Cekrops (Kekrops), ältester König Attikas, XXI 32
Cellini, Benvenuto, VII 42 f. VIII 226. IX 236, 388
Celsus, A. Cornelius, II 67, 116. V 313
Ceres, V 353, 419
Cervantes, V 93. VII 381. IX 402, 445. X 106, 413. XV 330
Chairephon, Anhänger des Sokrates, IV 359
Chalkodon, V 415
Chamberlain, Houston Stewart, VII Nb. 419
Chamfort (S. R. Nicolas), IX 295. XII 120, 122. XVI 151, 405. XVII 350, 355. XIX 189
Changarnier, franz. General, I 55 f.
Charax, Historiker, II 200
Chaeremon, Dichter, V 214, 236, 457
Chariepe (Hesiodsage), II 183 f.
Charilaos, I 239
Charisios, II 310. V 13, 30, 31, 34
Charmides, IV 378
Charon, I 13. XX 13
Charondas, Gesetzgeber, I 341
Charron, P., XVII 350
Chartas, Künstler, V 404
Chateaubriand, XVI 385. XVII 355. XVIII 80
Cheiron (Chiron), IV 263. V 105
Chiavari, Stadt am Busen von Rapallo, XIII Nb. 418. XXI 248
Chilon, I 341, 366f. IV 265, 266, 267. V 106, 279
Chionides, Komiker, V 427 f.
Chladni, E. F. F., Physiker, VI 26, 80
Chloros, I 319
Chopin, IX 265, 424. XI 90, 301. XVII 317. XX Nb. 265. XXI 204
Choerilus, Epiker, V 84f., 95, 167
Choerilus, Tragiker, V 250, 256
Chorizonten (Die Homerforsch. Xenon u. Hellanikos) II 10
Christodor, I 271
Christus (Jesus), I 122—124, 187 f., 259—262. II 261. IV 125. VI 151, 168, 211, 311. VII 394. VIII 210. IX 17, 31, 52, 386. X 63 f., 381, 427, Nb. 438. XI 53, 67, 71, 73, 77, 247. XII 164 f., 276. XIII 92, 271, Nb. 427. XIV 27, 45, 220, 241. XV 103, 244, 293, 311, 313. XVI 8, 33, 137, 140, 323, 326, 344, 388. XVII 175, 201, 203 f., 208, 218 f., 221, 346. XVIII 71, 120—127, 133 f., 137, 140—143, 145, 153 f., 161—164, 207, 245, 281, 351. XIX 329, 353, 364, 393. XX 42—44, 56 f., 136, 253 f. XXI 21, 28, 32, 98, 286, Nb. 290
Chrysippos, I 299, 301, 307 f., 324, 341, 352, 355, 366, 368, 388, 390. II 97, 100ff., 133, 142. V 49, 82, 162 f., 164, 257, 280
Chrysothemis, Dichter, V 232
Chthon, IV 259
Cicero, I 360f., 365, 419. II 102, 143, 171 f., 183, 297, 301, 302 f.,

316, 343 f., 359. IV 137, 160, 251 f., 322, 332, 351, 392. V 3, 5, 14 f., 30, 31, 32—36, 69 f., 75, 78, 119, 149, 150 ff., 155, 160 ff., 167, 180, 190 f., 194, 249, 283, 293 f., 296 f., 304, 308 f., 312 ff., 316 ff., 433, Nb. 480. VII 213, 384 f., IX 245. XV 205. XVII 147, 356. XVIII 293
Circe, X 5. XIV 326. XV 147, 177. XVII 15, 39, 57, 289. XVIII 329, 347. XXI 149, 282
Classen, J., Philologe, V 182
Claude Lorrain, IX 87, 93, 479. XVII 283. XXI 268
Claudius, Kaiser, I 309
Claudius, Otto Karl, Domkantor und Komponist, XXI 21 f.
Clearistus, I 237
Clemens von Alexandria, I 317, 360 f., 363. II 114, 118, 127, 129, 167 f., 171. IV 263, 268, 292, 295, 297, 303, 306, 309, 330 f. V 47 f., 140, 398, 460
Clement, John, englischer Gelehrter, II 223
Cleobuline, Mutter d. Thales, IV 268
Clinton, I 212. V 54, 135$_1$
Cobet, C. G., Philologe, I 302. XXI 58
Columbus, VI 246. X 40, 339. XII Nb. 349. XIII Nb. 427. XIX 316. XX 148, Nb. 266
Columella, II 110, 112
Como, XXI 267
Comorro, XVIII 252
Comte, Auguste, II 137. X 125, 332. XI 212. XV 70. XVI 148 f., 242. XVII 109. XVIII 73, 96, 240. XIX 5, 396
Condillac, E. B. de, Philosoph, XII 309. XVIII 350
Confucius, XIV 377. XVII 98, 246. XVIII 96
Constans, Kaiser, V 41
Constant, B., XVII 10
Constantin I., Kaiser, V 434
Constantin VII., Porphyrogennetos, I 267
Contarini, Gasparo C., Diplomat und Kardinal, IX 119
Cook, James, Weltumsegler, VI 116
Copernicus, siehe Kopernikus
Cornaro, Ludovico, XVII 84, 85
Corneille, II 248. X 172. XII 110. XVII 28. XXI 198
Cornelius, Peter, XVII 365
Cornificius, V 293, 301
Cornutus, Stoiker, II 46. V 49
Corsi, Jacopo, II 262
Corssen, W., Philologe, II 301, 308. XVII 152
Corti, Alfonso, Marquis, III 325
Cosimo I., Medici, I 371
Crates, Kyniker, I 307
Credner (Verleger), XV Nb. 454, 456
Creuzer, G. F., Philologe, V 79
Crispi, XVII 275
Cromwell, Oliver, XII 230. XV 66
Crusius, Philologe, II 247$_1$. IV 331$_1$
Crusius, Otto, Geheimrat, II Nb. 390. V Nb. 478 ff., 486. XV Nb. 465
Ctesiphon, I 223
Cupido, XIII 139, Nb. 417
Curtius, E., Archäologe, V 364$_1$, 370

Curtius, Georg, Philologe, II 185. V 80, 91$_1$
Custine, A., Marquis v., franz. Schriftsteller, XVII 355, 356
Cybele (Kybele), V 72
Cylon (Kylon), Athener, I 212
Cyrillus (Kyrillos), Bischof, I 214, 224, 363. IV 266. V 55
Cyrnus, I 209, 219, 221, 226—233, 237 ff., 242 f., 246 ff.
Czolbe, Heinrich, Philosoph, I 427

Dach, Simon, Dichter, V 300
Dächsel, Bernhard, Justizrat, Vormund N.'s XXI 9
Dädalus, II 22. V 366
Dahlmann, F. Ch., Historiker, V 170
Dalechamps, Philologe, I 360
Damasias, Archont, IV 266$_3$, 268
Damaskios, I 268, 271. IV 257f., 291
Damastes, Logograph, V 186, 274
Damia, Göttin in Epidaurus, V 398
Damon, Musiker, I 388. II 315. IV 379. V 220. XII 112
Damophon, Künstler, V 409
Damoxenos, Komiker, II 140$_1$
Danaë, Danaiden, VII 157
Dancourt, französ. Lustspieldichter, XVIII 91
Dante, I 226, Nb, 455. III 23, 131, 378. VIII 188. IX 447. X 105. XI 283. XII 119, 122. XIV 257. XV 184, 309. XVI 51, 331. XVII 107, 318. XIX 335, 344, 351. XXI 255
Daphne, V 437
Dardanos, II 42, 111 f., 113
Darius, I., Perserkönig, II 116, 128, 228. IV 276, 291 f. V 58, 172
Darius III., V 444
Darwin, Darwinismus, IV 324. VI 28, 46, 169 ff., 177, 186, 189, 202, 224, IX 374. XII 272, 286. XIV 121. XV 21, 212, 277. XVI 9, 150. XVII 117. XVIII 97, 287, 294. XIX 111 f., 135, 137—139, 396. XX 130, Nb. 265. XXI 214
Daunus, König Apuliens, II 307
David (König), XI 74. XVII 239
Defoe, Verf. d. Robinson Crusoe, IX 221. XII Nb. 354
Deïanira, V 386
Deinarchos, Redner, I 329 ff. V 13, 28, 36, 248
Deinolochos, Komiker, V 138
Deïoneus, V 454
Delacroix, XV, 218. XVII, 309, 351, 369. XVIII 80 f. XXI 202 f.
Delaforte, Herzogin, VI 162
Delphis, Tochter des Eudoxos, I 387
Demades, Redner, V 27$_1$, 29, 249
Demaratos, König von Sparta, V 172, 185
Demeter, II 378. III 73, 303, 305, 385 f. IV 294, 348. V 121—124, 138, 204, 222, 240, 266, 336, 347, 349, 379, 381, 383, 400 f., 404, 418, 421, 425, 438, 450, 457, Nb. 483. XVIII 144
Demetrios von Alexandrien, Sophist, I 344. II 77
Demetrios aus Magnesia, I 328—345, 346—355, 356 ff., 362 f., 365 f., 372, 379, 386 f., 388 ff. II 37, 45 f., 53 f., 60 ff., 70, 78, 93, 101, 106, 109 ff.,

119₁, 122ff., 228. V 47f., 50₁, 155, 197
Demetrios von Phaleron, I 325f., 341, 366. II 128, 228. IV 265, 267, 268, 354f. V 25, 28, 29, 48, 55, 61f., 141, 151, 153f., 164, 194, 196, 249, 272, 275f., 282, 387, 390
Demetrios von Skepsis, I 360
Demetrius, περὶ τῶν κατ' Αἴγυπτον, I 360
Democles, I 237
Demokrit, I 333, 338, 341, 353, 355, 359, 365f., 382, 386f. II 52, 59 bis 71, 83—145, 227f., 362f., Nb. 395, 398f., III 391, Nb. 394. IV 157, 160, 209f., 224, 231, 235—237, 239, 246, 248, 251, 268, 278—281, 328 bis 342, 354, 358, 364. V 46, 47f., 55—57, 139, 161₁, 197, 223f., 244, 247, 257, 270, 274, 276, 279, 408. VI 66, 72, 102f., 106ff., 116, 119, 271. VIII 231. X 157. XVI 7. XVII 73. XVIII 293, 300, 303, 312, 318
Demonax, I 237
Demopheles, VII 215
Demophon, Vormund d. Demosthenes, V 24
Demosthenes, I 330, 340₁. II 196, 359. IV 227. V 3, 17, 19, 20—31, 33, 36f., 42, 77, 80f., 130, 135₃, 167, 188, 191, 202f., 212, 226, 243, 248f., 253, 258₁, 263, 271, 275, 277, 282, 433, 441, 446, 458, Nb. 479. VI 113, 312. VII 177, 317, 384. VIII 173, 230. IX 109, 245, Nb. 486. XIV 58. XV 205
Demosthenes, Vater d. Demosthenes, V 24
Demoteles, I 360
Denaie, IV 322
Deris, IV 322
Descartes (Cartesius), III 89. VI 271. VIII Nb. 416. X 342. XII 285. XIV 287. XV 117, 383. XVI 8ff., 12, 48f., 51f., 88ff. 94, 328, 331. XVII 183. XVIII 72, 311. XIX 5, 19, 68f., 388. XXI 272
Deussen, Paul, Professor, I Nb. 451 bis 454, 456, 458. II Nb. 391f., 393, 396₁, 398. III Nb. 395, 396. XV 415. XIX Nb. 409, 411
Devrient, Ph. Eduard, Schauspieler u. Dramaturg, VI 200
Dexippos, Historiker, V 205
Diagoras, I 379. V 376
Dialogus de oratoribus, V 308. VI 204. VII 5
Diana, I 235. Siehe auch Artemis
Dickens, Chr., VII 28. XVII 365
Diderot, Denis, VII 27. IX 61. X 313. XV 43. XVII 348, 366
Didymos (Chalcenteros), Grammatiker, I 272, 365. V 152, 197
Didymos, Musiker, I 272
Diels, H., Philologe, II 86, 116, 118₂, 126f., 131₁, 135₁, 137₁, 140₁, 141₁, 142₁. IV 311, 348, 349, Nb. 454. V 47₁, 54
Diesterweg, A., Pädagoge, II 341. IV 137
Dietmar, Bruder d. Ermanarich, I 163
Dietrich v. Bern, s. Theodorich d. Gr.
Dikaearch, I 379, 389. IV 265, 379. V 143, 194, 197
Dinarchos, siehe Deinarchos

Dindorf, Wilhelm, Philologe, XXI 48, 54ff., 63
Dio Chrysostomos, Rhetor, I 224, 231. V 37, 152
Diodor, Dialektiker, V 280
Diodor von Aspendos, Pythagoreer, I 341. IV 290
Diodor v. Sizilien, Historiker, II 199. IV 318, 331. V 3, 177, 189, 198 bis 201, 258, 354_1. 416, 435
Diogenes v. Apollonia, I 333. II 101. IV 278. V 46ff.
Diogenes Babylonius, Stoiker, I 299, 301
Diogenes Ptolemaeus, I 299
Diogenes von Sinope, Kyniker, I 307, 341, 386, 388. II 71, 79, 101, 108_1, V 164f., 281. VII 17, 136. VIII 323. IX 196, 355. XIV 263. XX 133
Diogenes Smyrnaeus, IV 278. V. 47f., 57
Diogenes Laërtius, I 239, 268, 271, 299—391. II 31—81, 85, 92, 97, 99, 100, 102, 106, 108_2, 112, 114f., 121_1, 123ff., 140f., 143, 170, 180, 188, 199, 224f, 228. IV 266, 267ff., 276, 282ff., 288ff., 294f., 297, 315, 319, 329ff., 337, 342, 354, 359, 379ff., 385, 387, 389, 391, 412. V 46—50, 52—63, 116, 125_1, 139, 141, 143f., 146, 154f., 157, 164, 183, 292, 354, 442. VI 288. VII 125. XXI 60f., 63f., 198
Diogenianos, Epigrammatiker, II 35
Diokles Magnes, I 299—313, 334, 346 bis 367, 379, 389, 391. II 37, 40, f., 42—49, 53, 59ff., 63, 70, 72ff., 92, 102. IV 278_1, 342. V 47f.
Diokletian, Kaiser, V 418
Diomedes, Sohn des Tydeus, II 307
Diomedes, Rhythmiker, II 297, 300, 307, 310, 312
Dion von Syrakus, IV 381
Dionysios der Aeltere, Tyrann von Syrakus, I 339. III 294. IV 392. V 409
Dionysios der Jüngere IV 394. V 407
Dionysios Ailios, Attikist, V 37
Dionysios Chalkus, Elegiker, V 107
Dionysios v. Halikarnass, I 273, 308f. 329, 331, 342, 343. II 86, 300_2, 302f., 310, 313. IV 332, 387. V 14, 19, 33, 34, 36, 70f., 80, 82, 142, 144, 150, 162, 175, 180ff., 184, 190ff., 198, 201ff., 296, 305, 311, 313, 447
Dionysios Periegetes, V 353
Dionysios, Stoiker, V 281 305f.
Dionysios Thrax, II 364
Dionysodoros, I 334
Dionysodotos lakonischer Dichter, V 231
Dionysos, dionysisch, I 205, 291, Nb. 451. II 241ff., 252, 260, 332, 358, 381, 385, Nb. 395. III 4, 7ff., 21 bis 76, 84ff., 97ff., 107ff., 126ff., 134, 137—149, 155, 158—165, 175f., 181f., 195f., 216f., 218—232, 248f., 253f., 274ff., 301ff., 307, 309, 312, 314, 318, 329, 344f., 349, 351—361, 369, 385ff., Nb. 395, 397ff., 402, 408f. IV 256_1, 258f., 295f., 349. V 72, 85, 109f., 121—124, 128, 139f., 171, 216, 240, 259, 267, 335, 343, 345—349, 352ff., 363, 378f., 398f., 400, 403, 411, 413f., 418f.,

424, 434 ff., 438, 440—444, 447 f., 454, 457 f. XI 106. XII 310 ff. XIV 191, 262, 295, 321—323, 325 f., 328 f., 349. XV 258, Nb. 460. XVI 144, 156 f., 159, 284 f., 333, 427 f. XVII 120, 150, 156, 158 f., Nb. 382. XVIII 124, 144, 281, 290, 355. XIX 46, 209, 347, 351, 357, 360—365, 402, Nb. 405 f., 413 f., 434. XX 210, Nb. 252, 255, 258. XXI 103, 112, 115 f., 120 f., 167, 224—228, 255, 257 f., 260, 262, 264, 268, 277, 286
Dioskuren, siehe Kastor und Pollux
Diotima, III 297
Diphilos, Komiker, V 137
Dipoinos, Bildhauer, V 405
Diyllos, Historiker, V 190
Domitian, Kaiser, V 37, 203, 433
Domrich, Julius, Buchhändler, XXI 20
Don Quixote, V 226. VI 268. VII 208. XIV 292, siehe auch Cervantes
Doria, XII Nb. 349
Dostoiewsky, XIV 328. XVII 46, 145. XVIII 64, 171, 310. XIX 173, 205, 229
Doudan, Xaver, IX 438. XV 441. XVI 353. XVII 308, 348, 356, 366
Drakon, Lehrer Platos, IV 379
Droysen, J. G., Historiker, II 255
Dschemaluddin, arabischer Erklärer d. Aristoteles, I 278. V 154
Dubois-Reymond, Emil, Physiologe, VII 96
Ducis, J. F., franz. Dichter, XVII 311, 354
Dühring, Eugen, VII 392 ff., Nb. 426. XIV 184. XV 139, 339, 342 f. XVI 15, 17, 37, 358, 383. XIX 206. XXI 181
Duncker, M. W., Geschichtschreiber, I 215, 228
Dürer, Albrecht, III 138, 369. IX 298, 299. XIV 329
Du Rieu, W. N., Philologe, II 202
Duris, Historiker, I 334 f., 359, 388. II 115. IV 268. V 192
van Dyck, XVII 317

Echekles, I 344. II 77
Echekrates, Pythagoreer, IV 342
Echekrates, Thessaler, V 435
Echidna, IV 258
Echo (Nymphe), XII 180
Eckardt (Meister), VII 76. XII 214. XVI 8
Eckermann, siehe Goethe, Gespräche m. E.
Eckhard (Eckart), Der getreue, I 162, 167. IV 84
Edda, I 143, 146, 149, 152 ff., 159. IX 444
Edlinger, Anton, VI Nb. 357
Eichendorff, XVIII 82
Eilenburg, XXI 179 f.
Eisleben, XXI 27
Ekphantides, Komiker, V 127$_1$, 128
Ekphantos, Pythagoreer, II 66, 122$_1$, 141, IV 346
Elektra, III 296
Elias, I 262
Eliot, Georges, XIV 304. XVI 417, 419. XVII 109
Elisabeth, Königin v. England, IX 450

Elisabeth, Grossherzogin v. Oldenburg, XXI 180
Emerson, Ralph Waldo, I 64, 68. V 473. VII 135. IX 449. XI 283. XII 120, Nb. 352. XVI 201, 203. XVII 116
Empedokles, I 325, 327, 341, 357, 358, 383, 386f., 389f., 407, 419. II 49, 78, 102, 111, 121_2, 125_1, 137, 139, 143f., 180f., 345, 362, 383, 386. III 203, 210, 213, 254, Nb. 394. IV 144, 155, 157, 160, 172, 187, 199, 209, 231—235, 237, 239, 241, 246, 248, 251, 279ff., 284, 286, 293, 309, 315—331, 335, 342, 350, 358, 364, 439, Nb. 454. V 5, 7, 12, 49, 51, 60, 79, 84, 107, 220, 223, 263, 268, 274, 283, 326, 421. VI 33, 66f., 71f., 74, 102f., 106—110, 119. VII 64, 66, 186, 264, 363f., 385, 390. VIII 139, 229. XII 112, 170. XIV 109, 292. XV 139. XVI 7, 9. XVIII 293. XX Nb. 251f.
Empedokles, s. auch Nietzsche, Emp. dramatischer Entwurf
Engelmann, Verleger in Leipzig, II 230. III Nb. 399, 403
Ennius, IV 252
Enyalios, V 372, 424
Epaminondas, IV 290
Ephoros, I 324, 367. II 303. V 17, 70, 186f., 189f., 192
Epicharm, II 120_1. IV 267_1, 318. V 125ff., 138, 143
Epigenes, Tragiker, V 109, 240f., 267
Epiktet, I 365. II 47, 48. V 204. VIII 246. IX 117, 169, 170. X 124, 337, 338. XI 245. XII 153. XIV 304. XVIII 287. XX 131
Epikur, I 301, 307ff., 310f., 312, 341, 352f., 354f., 365f., 387, 390, 419. II 39, 62, 73, 76f., 85, 97, 100, 103, 102_2, 132ff., 139f., 141, 143f., 170, Nb. 398f., III 4, 9, 297. IV 235, 329, 336f., 339. V 48f., 82f., 107, 152, 162f., 164_2, 165, 257, 282, 440. VII 407. VIII 241, 242. IX 117, 175, 185, 186, 286, 305, 337, 362, 374, 445. X 67, 148, 415, 416, 421. XI 272. XII 78, 202, 310. XIV 209, 304. XV 13, 14, 126, 245, 261, 263, 381, 416. XVI 144f., 148, 174, 197, 203, 321, 383. XVII 205, 254, 284, 296, 347. XVIII 165, 303, 310, 313, 316, 320. XIX 396. XXI 112, 117
Epikureer, I 307f., 310f., 313, 352, 355, 361, 362, 364, 390f. II 45, 77, 363. III 308. IV 160, 251. V 162f., 164, 192, 203. XII 225f., 310. XV 215. XVI 163. XVII 254, 267
Epikydides, I 239
Epilykos, I 278
Epimenides, I 278, 341, 367, 383, 389. II 386. IV 264, 265, 266_3. V 232, 458
Epinay, Mad. d', XV 167
Epinikos, Komiker, I 278
Erasistratos, Arzt, II 364
Erasmonides, I 239
Erasmus, VIII 43
Erastos, Sokratiker, V 155
Eratosthenes, I 324, 333, 335f., 345, 348f., 361. II 49, 163, 187ff., 194, 200. IV 279, 282f., 288. V 53, 58, 166, 196, 272

Erechtheus (Erichthonios), attischer Heros, V 362, 378, 401
Erigena, Johs. Scotus, IV 160
Erigone, Tochter des Ikaros, V 448
Erikapaios, IV 258. V 343
Eris, II 372 f. III 191. IV 177, 303. V 100. VIII 165. X 41
Ermanarich, Ostgotenkönig, I 136 bis 169
Eros, IV 258, 259, 380. V 107, 368, 400, 402. IX 114, 456. X 70, 71. XII 53
Erp, Gudruns Sohn, I 143 ff.
Erwin von Steinbach, VI 251. IX 432
Essen, E., Philologe, V 158
Eteobutaden, Priestergeschlecht, V 275, 421
Ettmüller, E. M., Germanist, I 165
Etzel, siehe Attila
Euagoras, V 186
Euathlos, V 6, 131
Eubulos, I 386. II 71. V 21, 22
Eudemos, I 269, 299. II 113, 117, 134, 142. IV 257, 269, 270, 292. V 107, 158
Eudocia, Kaiserin, I 276 f., 391. II 224 f.
Eudoros, II 47
Eudoxos aus Knidus, Astronom und Philosoph, I 339, 383, 387. II 118_1. IV 287
Eudoxos von Kyzikos, Geograph, V 196
Eudromus, I 299
Euemerus (Euhemeros), I 359. V 201
Eugenios, Grammatiker, I 269, 271
Eukleides, Sokratiker, I 337. II 98. IV 376, 377
Euklides (Eukleides), Mathematiker, II 364. IV 269, 411. XIX 28
Eumelos, Epiker, V 166
Eumelos, Historiker, I 37
Eumenes II. von Pergamon, V 443
Eumolpus, Heros, II 22. IV 263. V 348
Euphemos, II 184 f.
Euphorbos, II 184
Euphorion aus Chalkis, Dichter, II 187, 200
Euphrantides, III 303
Eupolis, Komiker, V 129, 283
Euripides, I 202, 340_1. II 37, 217, 236, 243 f., 246, 253 f., 256, 259, 265 ff., 270—273, 300_2, 315. III 42, 72, 76, 77—91, 97 f., 116, 118 f., 122, 180 f., 188, 192, 194 ff., 199, 201, 233, 306, 308, 356, 363, 389, Nb. 397. IV 227, 263, 356, 359. V 11, 15, 19, 20, 25, 31, 76, 80, 107, 117—120, 125, 129, 132, 135 f., 143, 150, 218, 228, 235 f., 242 f., 250 f., 252—255, 258_1, 260 ff., 272, 277, 283, 389, 427, 434 f., 439, 443, 445, 446_1. VIII 165
Europa, phön. Mondgöttin, V 341
Eurylochos, V 401
Eurynome, IV 258. V 400
Euryphon, Arzt, II 118
Eurystratus, Vater des Anaximenes, IV 276. V 51
Eurytos, Heros, V 423
Eurytos, Pythagoreer, IV 290, 342
Eusebius, I 309, 361. II 114_1. IV 277. V 47, 50, 55, 60 f., 63
Eustathios, byzant. Gelehrter, I 267 f., 313. II 133. IV 325

Euterpe, IX 266. XXI 200
Ewald, G. H. A., Orientalist u. Bibelforscher, XXI 231
Exainetos, I 387. II 49
Examyes, Vater des Thales, IV 268
Eyssenhardt, II 316f. V 220
Eza bei Nizza, XIII Nb. 427. XXI 253

Faber, T., Philologe, II 45
Fabricius, J. A., Philologe, I 371. II 79, 102, 113, 167f.
Faust, faustisch, III 250, 254 siehe auch Goethe, Faust
Favorinus Arelatensis, Sophist, I 313 bis 328, 333₁, 348ff., 352, 355f., 360, 363, 365. II 37, 48, 49—52, 59, 92, 144. IV 331
Fénélon, X 173
Féré, Chr., XIX 220
Fergusson, J., Religionshistoriker, V 358
Feuerbach, Ludwig, Andreas, Philosoph XV 374. XVI 13. XVII 291, 339
Feuerbach, Anselm v., III 172f.
Fichte, Joh. Gottl., IX 300. X 255. XIV 316. XV 199. XVI 11, 13. XXI 272
Fichte, Imman. Herm. Sohn d. vor. IV 260. VII 25
Fischer, Kuno, I 426, 428. VII 224. XV 350
Flaubert, XIV 234. XV 163. XVII 29, 286, 291, 351. 355, 367, 368. XVIII 82. XIX 225, 384
Fleckeisen, Philologe, I 266, 269, 314, 357
Flemming, P., Dichter, V 211
Flodoard, Geschichtschreiber, I 160
Flora, V 340, 355f., 375
Fontanes, Louis de, franz. Dichter u. Staatsmann, XVIII 80
Fontenelle, franz. Schriftsteller, IX 295. XII 39, 120, 131. XVII 153
Foerster-Nietzsche, Elisabeth, Frau Dr. h. c., Schwester N.'s, I Vw. X, Nb. 455, 457. II Nb. 392, 393, 404. III Nb. 396, 399, 405. IV Nb. 451. V Nb. 477, 482. VI Nb. 345, 354f. VII Nb. 409, 413f., 419. VIII Nb. 409. IX Nb. 487. X Nb. 445. XII Nb. 345, 351. XIII Nb. 425ff., 432, 434. XV Nb. 451, 454, 456, 458f., 462—464. XVI Nb. 430f. XVII Nb. 372, 382. XIX Nb. 403f., 410. XX Nb. 263. XXI 13, 17, 23f., Nb. 287f., 297, 301
Förtsch, Gymnasialdirektor, XXI 22
Foss, H., Philologe, IV 394
Fouillée, A., franz. Philosoph, XIX 195
France, Anatole, XXI 199
Frank, Sebastian, VI 214
Franz v. Assisi, d. Heilige, XVII 203, 310. XVIII 163, 254. XIX 388, 395
Freyburg a. d. Unstrut, XXI 11
Freyja, I 159
Freytag, Gustav, III 384. IV 50, 137. VII 181, 185, 224, 234f.
Friederich, Sohn Attilas, I 160, 163
Friedländer, L., Philologe, II 45
Friedrich I. (Barbarossa), XXI 33
Friedrich II., der Hohenstaufe, XVI 346, 354, 356. XVII, 258. XXI 253
Friedrich d. Grosse, VII 27. VIII 220. IX 308. XV 126, 149f. XVI 13, 354,

356, 367. XVII 352. XVIII 265. XXI 19
Friedrich III., dtsch. Kaiser, XIII Nb. 419. XXI 249
Friedrich Wilhelm I., XV 149
Friedrich Wilhelm IV., XXI 25f., 29, 180
Fries, J. F., Philosoph, I 428
Fritile (Fridla), I 155, 158, 160, 162f.
Fritzsch, E. W., Verleger Nietzsches, III Nb. 401, 404f. IV Nb. 448. VI Nb. 356. VII Nb. 414. VIII Nb. 423. IX Nb. 489. X Nb. 444. XII Nb. 355, 357. XVII Nb. 376. XXI 248
Frohschammer, Jakob, Philos., VII 25
Fronto, M. Cornelius, Rhetor, V 312
Fuchs, Carl, Dr., Musikschriftsteller, II Nb. 391, 400f., 403. VI Nb. 352. XVII Nb. 375, 380, 385. XXI Nb. 290, 300
Fuckel, Musikdirektor, XXI 22
Fulgentius, Grammatiker, II 112
Fulko, Erzbischof, I 160
Furius Bibaculus, Dichter, V 318

Gaia (Gaea), IV 257₁, 258, 260. V 410, 437f.
Galenos, Arzt, II 100, 111, 118. V 163
Galiani, F., ital. Nationalökonom, XIV 304. XV 167, 174, 246, 253. XVI 174, 321, 348, 383, 384, 404. XVII 126 (Zitat), 348. XVIII 68f., 99. XIX 332
Galilei, Galileo, Naturforscher, II 364
Galilei, Vincenzo, Mathematiker, II 262
Gamba, Therese v. (Gräfin Guiccioli) Byrons Geliebte, I 38f.
Ganyktor (in der Hesiodsage), II 163, 187, 190ff.
Ganymeda in Phlius, V 394
Gapt, I 142
Garrick, D., engl. Schauspieler, I 190. XX 59
Gassendi, P., Philosoph u. Physiker, II 139. V 276
Gast, Peter (Heinrich Köselitz), III Nb. 401ff., 407ff. VII Nb. 413, 421f. VIII Nb. 412, 415, 422. IX Nb. 489, 490, 491. X Nb. 439, 440, 443 bis 445. XII Nb. 345, 349, 351—358. XIII Nb. 417, 420ff., 425, 427ff., 432ff. XIV Nb. 377. XV Nb. 451, 453—458, 462, 464. XVI Nb. 430. XVII Nb. 371f., 375, 377, 380f., 384f. XIX Nb. 403f., 407, 409f., 412f. XX Nb. 265. XXI 205, 240, 247, Nb. 287—290, 296, 298—301
Gautier, Theoph., XVII 365, 367. XVIII 80. XIX 225
Geberich, I 142
Geleonten, V 423
Gellert, Ch. F., III 95
Gellius, Aulus, I 313—321, 324f., 349f. II 47, 73f., 78, 111, 114, 119. IV 252, 287, 379, 386. V 137, 145, 174, 312. XVII 53 (Zitat)
Gelon, Tyrann, I 215f., 220, 222. IV 317, 318. V 153, 409
Genua, VIII 386. X Nb. 444. XII 9, 199, 205, 212, 341, Nb. 349, 350, 351, 354. XIII Nb. 418f., 426f. XX 105, 120, 142f., 148, Nb. 266. XXI 85, 176, 243, 248, 252

Georg, der Heilige, XXI 5
Georgios Cedrenos, I 269
Georgios Monachos (Hamartolos), Historiker, I 269
Geppert, Philologe, II 298
Gérandel, XVII 279
Gerber, G., Sprachforscher, V 300_1
Gerlach, F. D., Historiker, II 33
Gernido, I 161
Gersdorff, Karl, Freiherr von, I Nb. 453, 455 f., 458. II 96, Nb. 390, 392, 397 f. III Nb. 409. IV Nb. 447, 451. V Nb. 485. VI Nb. 352. VII Nb. 414, 419, 421 f., 425. XVII Nb. 377. XXI 46, 51, 62
Gervinus, III 142, 151, 201, 247, Nb. 395. IV 48. VI 155 f., 160. VII 224, 234
Geryones, Riese, V 342
Gesner, Johann Mathias, Philologe, VII 174
Geulincx, XV 418
Gibbon, Edward, engl. Historiker, VI 316. XI 302
Girardin, Emile de, I 54
Giseke, Philologe, V 91_1
Gitiades, Dichter Spartas, V 255, 404
Glareanus, Musikschriftsteller, II 296
Glasquens, II 118_3
Glaucon, Sokratiker, II 99, 378
Glaukias von Aegina, Bildhauer, V 405
Glaukos von Chios, Künstler, V 405
Glaukos Pontios, Gott des Meeres, V 438
Glaukos von Rhegion, Grammatiker, II 49, 115, 124 ff., 132, 255. IV 331. V 235, 268
Gluck, Ch. W., II 264. III 183, 368. IX 267. XVII 313. XVIII 81
Glykera, Geliebte des Menander, V 137
Gogol, XV 243. XVII 294
Goldmark, XVII 44
Goncourt (frères de), XIV 292, 304. XVI 377, 404, 425. XVII 23, 107, 112, 335, 353, 366—368. XIX 229, 291 (Magny)
Gonzaga, Fort bei Messina, XIV 373
Gordianus, Name von drei römischen Kaisern, V 39
Gorenzen, Dorf, I 74. XX 25
Gorgias von Leontini, Rhetor, I 340_1, 387. II 142, 164 f. 168, 178 ff., 218. IV 319. V 7, 9, 11, 14 f., 16, 18 f., 34, 83, 143_1, 181, 184, 235, 243 f., 251, 253, 281, 289, 300, 311. VIII 189. IX 109
Gorgo, III 221
Gosek, Schloss b. Naumburg, XXI 11
Goethe, I 37, 39, 106—110, 203, 225 f., 228, 230, 293, 392, 402, 411, 414 f., Nb. 450. II 6, 13, 258, 343, 345. III 15, 54, 79 (Zitat), 136 f., 150, 211, 213, 232, 246 f., 365, 368 f., 374 f., 388, Nb. 396, 402, 409. IV 47, 54, 89 f., 96, 116, 132 ff., 137, 153, 316_1, 317_1, 332_1, 373, 377, 389, 411 f. $V 87_1$, 146, 147, 224, 253, 306, 314, 328. VI 18, 69, 142, 155, 157 f., 176, 193, 195, 224, 229 f., 238, 243, 251, 279, 290, 292, 300, 303, 307, 333 f., 338, 340 f., 343, Nb. 346, 353. VII 5, 20, 48, 50, 53 f., 72—75, 79 f., 87, 96, 117, 134, 145, 153, 158, 169, 172, 177, 181, 200, 207, 209,

211, 225, 228f., 231f., 251, 253, 259f., 286, 293, 303, 308, 325f., 340f., 349, 353, 381, 390, 407. VIII 115, 124, 158, 189, 191, 192, 239, 244, Nb. 417. IX 56, 60, 85f., 90, 120ff., 137, 140, 142, 152, 175, 238f., 242, 244f., 253, 295, 429, 432, 400, 442, 448, 450f., 465. X 171, 179, 305, 312, 330. XI 53, 89, 112, 272, 302. XII 120, 124, 132f., 285, 311, 331. XIII Nb. 429. XIV 109, 241, 257, 265, 301, 304, 338. XV 123, 151, 184, 199, 203, 217, 240, 373, 376, 426. XVI 8, 13f., 150, 325, 348, 352, 354—357, 375, 377, 413, 426. XVII 12f., 48, 102f., 118, 121, 149—51, 157, 180, 286, 289, 317f., 344, 348, 364, 367. XVIII 74f., 81f., 88, 98, 132, 240, 265f., 277, 294. XIX 67, 117, 177, 206, 224, 228, 233—35, 244f., 276, 343, 352, 354, 361—63, 387, Nb. 408. XX 107, 130, Nb. 255f., 273. XXI 31, 43, 69, 73, 98, 255

Egmont, III 374

Faust, I 208 (Zitat); 291, Nb. 450. II 88f. III 15, 32 (Zitat), 71 (Zitat), 72 (Zitat), 93 (Zitat), 122, 124, 125, 247 (Zitat), 273, 328 (Zitat), 329, 354 (Zitat), 367, 374f., 384. IV 5 (Zitat), 85 (Zitat). V 253. VI 149 (Zitat), 152 (Zitat), 155, 163 (Zitat), 174f. (Zitat), 193. VII 62 (Zitat), 73ff., 75 (Zitat), 92 (Zitat), 134, 230, 232, 288, 326. VIII 191, 234 (Zitat), Nb. 417 (Zitat). IX 86, 216, 269, 370. XI 86. XII 116, 179, 301 (Zitat), XIV 11, 311. XV 200, 376, Nb. 462. XVI 150 (Zitat), 354f., 378. XVII 127. XXI 32, 123, 200, 267 (Zitat)

Fragment über die Natur, XIX Nb. 408

Gedichte: Epil. z. Schillers „Glocke". IV 6 (Zitat), 90 (Zitat), 91. VI 158

Geheimnisse, III 213

Generalbeichte (Gesellige Lieder) III 124, 273. XXI 122

Harzreise im Winter (Zitat) XXI 72, 105

„Lasset Gelehrte . . ." (Zitat), IV 169. VIII 113

Prometheus, III 68

Der Sänger. „Was hör ich draußen vor dem Tor", V 265. XII 132

„Ueber's Niederträchtige . . ." IV 161

„Welch ein Zustand, Herr", . . . (West-Oestlicher Divan) VI 168 (Zitat)

„Wer sich der Einsamkeit ergibt" . . . IV 6

„Wie kommt's, daß du so traurig bist." VIII 158

Goetz von Berlichingen, III 374

Hermann u. Dorothea, IX 444

Iphigenie, III 138, 246, 374. VII 180, 303. IX 86. XII 109

Italienische Reise, I 120. II 358

Nausikaa, III 85f.

Reineke Fuchs (Zitat), II Nb. 400

Shakespeare und kein Ende, VI 270

Tasso, III 245 (Zitat), 374. VII 276 (Zitat). VIII 390. IX 86, 121, 450

Werther, III 246. VI 145, 301. IX 121. XV 203
Wilhelm Meister, V 116. VI 155, 229. VII 74f. (Zitat). XVII 10 (Zitat), 13, 364
Goethes Gespräche mit Eckermann, III 122. VI 136, 140, 300, 340. IX 245, 426, Nb. 486. XVII 348
Goethe und Schiller, Briefwechsel, II 358. VIII 191
Göttling, Philologe, II 157, 159, 187, 207, 210, 212. IV 291
Gottschall, Rud. von, VII 224, 234
Gottsched, J. Ch., VI 317
Gottsched, L. A. V., Frau, XVI 364
Goeze, J. M., Pastor, VI 157
Gozzi, C., Dichter, IV 406. VII 76f.
Gracian, Balthasar, span. Schriftsteller, VII 28. XIV 257, 261, 304
Greiff (Gryphius), A., Dichter, V 211
Grillparzer, II 239. VI 156, 263, 278
Grimm, Gebrüder, I 149, 152, 154, 159, 164, 168. VI 214. VII 406. XVIII 82
Grimm, Hermann, Kunsthistoriker, IV 50. VII 224
Grimmelwald, XX 69, 70
Grote, engl. Historiker, I 234, 244, 253, 362. IV 281, 361, 364, 369. V 176f. XVIII 304
Gryllos, Sohn Xenophons, V 150, 185f., 459
Gryphius siehe Greiff
Guadet, Girondist, I 74. XX 25
Gudrun, I 85, 143ff, 168
Gutzkow, I 90. III 384. IV 46, 114, 137. VI 199. VII 234
Guyau, J. M., Philosoph XVI 150, 153. XVIII 240
Guyon, J. M. Bouvier de la Motte-, Begründerin des Quietismus, X 173. XV 71
Gwinner, W., IX Nb. 486. XV 421
Gyges, V 441
Gyp (Gräfin Martel de Janville), XXI 199
Gyraldus, I 267

Haeckel, Ernst, XI 142, 302. XVI 261
Hades, Bruder des Zeus, IV 349
Hadrian, Kaiser, I 343, 365. II 160. V 39, 204f.
Hafis, XII 311. XV 123, 373. XVII 289. XIX 224, 361. XX 153, Nb. 267
Hagen, Edmund von, XV Nb. 462
Hamann, I 426. IV 161. V 309. VII 230
Hamdir, Gudruns Sohn, I 143ff.
Hamdismál, I 143, 146, 150
Hammer, Superintendent, XXI 19
Hämon, I 319
Händel, G. F., III 350. VII 319. IX 87, 261. XIV 333. XVI 331, 364. XVII 19, 283. XIX 276. XXI 20ff., 204
Hannibal, V 199. XVII 352
Hansen, A., Physiker, IV 268
Hanslick, Eduard, Aesthetiker und Musikkritiker, III 364, Nb. 404. VII 181, 224
Hare, Francis, engl. Bischof, VII 174
Harmodios, V 174, 424
Harms, Friedrich, Prof. d. Philosophie, VII 68

Harpagos, Feldherr d. Cyrus, I 215. V 373
Harpokration, I 338
Harseim, Frau Pastor, XXI 25
Hartmann, E. v., II 357. VI 303 bis 309, 313, 315, 343. VII 24ff., 214. XII 289f. XV 139. XVI 15—17, 84, 149, 197, 240, 399. XVII 118. XIX 148f., 205, 397
Hartung, J. A., Philologe, V 349
Hauptmann, Moritz, VII 224
Haydn, F. J., VI 159, 193, 218. IX 262. XI 90. XVII 311, 313, 317. XVIII 81. XXI 21f., 30
Hebbel, Friedrich, III 271 (Zitat). VI Nb. 357
Hecataeus, Historiker, I 219
Heckel, Emil, Buchhändler in Mannheim, VII Nb. 418, 420
Hecker, Philologe, I 307f., 313, 322, 340
Hegel, I 34, 280. II 95. III 213, 246, 248, 384. IV 71, 74, 109, 201, 369. VI 144, 166, 172, 206f., 224ff., 285, 297f., 303, 336. VII 28, 113, 132, 200, 233, 235. IX 86, 359. X 7, 170, 174. XII 127, 286f. XIV 304, 370. XV 138, 154, 200, 210, 214, 282. XVI 7, 9, 11—13, 18, 82, 341, 358, 391. XVII 31f., 121, 284, 327, 339f., 350. XVIII 73—75, 187, 256, 266, 287, 289—291, 294. XIX 245, 387, 396. XX Nb. 265. XXI 42, 151, 199, 224, 237, 272
Hegesias von Magnesia, Rhetor, II 303. V 13, 31, 34, 36, 70, 83, 163, 191, 249. VIII 157
Hegesibulos, V 51
Hegesippos, I 279, 340$_1$. V 27
Heima, I 159
Heimsöth, Philologe, II 122$_1$
Heindorf, Philologe, IV 371
Heine, Heinrich, III 268. VI 225f., 343. VII 233, 406. X 422. XV 213, 217. XVI 375, 404. XVII 103, 121, 287, 344, 351, 367. XVIII 82. XIX 234f. XXI 199f.
Heinsius, D., Philologe, II 161, 204
Heinze, M., Philosoph, IV 280, 312f.
Heitz, E., Philologe, I 333$_1$, 339, 380f. II 51, 71, 125
Hekataios von Milet, Logograph, I 379. IV 285, 289, 291. V 79, 139, 168f., 224, 244, 274
Hekate, V 349, 351, 400
Hektor, XXI 33
Helena (s. a. Goethe, Faust), III 383. V 339, 343
Helikaon von Rhegion, Pythagoreer, II 125
Heliodor, Metriker, II 301, 326. V 75
Helios, V 379
Helladios, I 269
Hellanikos von Mitylene, Logograph, V 168, 274
Hellwald, Fr. v., Kulturhistoriker, VII 200. XI 142
Helmbrecht siehe Werner
Helmholtz, H. L. F. v., I 427. IV 301
Helvétius, C. A., IX 301. XII 121. XV 174. XVI 148, 194. XIX 179
Hemithea, Orakelgöttin, V 438
Henoch, XVII 97
Hense, O., Philologe, IV 311

Hephästion, Freund Alexanders d. Gr., V 444
Hephästion, Metriker, II 300f.
Hephästos, IV 43, 325. V 356, 361
Hera (Here, Juno), II 123. III 279. IV 325. V 167, 340, 349, 352, 361, 374, 378, 398, 400, 409ff., 419, 425f., 438, 457
Herakles, II 7, 210f. III 75f., 133. IV 258. V 85, 107, 230, 234, 236, 260, 283, 339f., 342ff., 360, 364, 386, 400, 403, 411, 418, 420f., 424, 426, 438, 440f., 443, 458. VII 196. X 283. XV 333
Heraklides, Historiker, I 324
Heraklides Lembos, I 334, 344. II 37, 49. IV 283
Heraklides Ponticus, I 341, 366. II 117, 122_1, 125f., 132, 141. V 125_1, 151ff., 161_1, 261
Heraklides, Sohn des Sarapion, I 335f., 356f., 386–388
Heraklit, I 277, 290, 314, 341, 354. II 45, 67, 101, 118, 128, 227f., 362f., 385, 388. III 80, 134, 162, 199, 210, 213, 215, 254, Nb. 394. IV 143ff., 155f., 159f., 173–188, 190, 192f., 195f., 207, 226, 236ff., 239, 241, 246, 247f., 250, 260, 278–281, 284ff., 289, 291–314, 327, 335, 348, 350, 353, 358, 360, 364, 366, 379f., 384, 385, 396ff., 413f., 418, Nb. 454. V 46, 59_1, 63, 102, 140f., 216, 244, 257, 264, 268, 270, 274, 276, 282, 345. VI 20, 25, 33, 35, 66f., 71ff., 102f., 106f., 109, 118, 225, 234, 271, 325, 335. VII 315. IX 115, 413, 453. XI 4. XII 23. XIV 109. XV 139, 383, 386. XVI 3f., 7, 9, 21, 70, 317. XVII 70. XVIII 288, 293, 303, 312. XX 98. XXI 227
Herbart, J. F., Philosoph, I 428. IV 397. VII 130. XIX 236
Hercher, Rud., Philologe, V 232_1
Herder, J. G. v., I 191, 428. V 470. VII 232. IX 248, 253. XVII 13. XVIII 256, 277. XIX 245. XX 60. XXI 179
Herennius, auctor ad H., V 293f.
Herillus, I 305f.
Herlosssohn, Karl, Novellist, XXI 51
Hermagoras von Temnos, I 379. V 34, 36, 293
Hermann, G., Philologe, II 36, 39, 159, 207, 211, 215, 294, 301, 333, 352, Nb. 399, 401. VII 164, 204
Hermann, K. F., Philologe, IV 354, 369, 375, 377, 419. V 55, 438
Hermarchos, I 353. II 143f. IV 329. V 164_2
Hermeias, Freund d. Aristoteles, II 51
Hermeios, I 386
Hermes, V 339f., 348f., 354, 365f., 368, 400, 411
Hermippos Berytios, Grammatiker, I 273, 342f.
Hermippus Smyrnaeus, Peripatetiker, I 278, 333_1, 334ff., 338f., 340_1, 342f., 344f., 358, 360f., 363, 365f., 379, 383, 386f., 388f. II 37, 39f., 49, 51, 54, 56f., 61, 71ff., 99, 121, 199. IV 288, 315, 394. V 155, 197
Hermippos, Komiker, V 129
Hermobios, V 106
Hermodoros aus Ephesus, II 375. IV 291f.
Hermogenes, Rhetor, V 316

Herodes Atticus, V 12, 13, 40
Herodian, I 277. II 200. V 139, 152, 205
Herodot, I 215f., 239, 268, 277, 335, 359, 367. II 12, 113, 120, 126, 128, 216, 217, 315, 359. III 217. IV 239, 268f., 285f., 372. V 71, 78f., 80f., 85, 89, 164$_1$, 167—173, 180$_1$, 181, 184f., 188, 190, 205, 224, 230, 258, 271, 274, 344, 348, 379, 390, 415, 422, 425, 428, 433f., 436, 439, 452$_3$, 453ff. IX 115
Herophilos, Arzt, II 316, 364
Herpyllis, I 386
Hertz, Verleger, II 227
Hertz, M. J., Philologe, I 278
Herwegh, Georg, XV 377
Herzen, Alexander, russ. Publizist, XVI 95
Herzen, Alexander, Sohn d. Vorigen, Physiologe (Zitat), XIX 134f.
Hesiod, I 268, 277. II 19, 22, 56, 102, 149—218, 221f., 371ff., 380f., 386. III Nb. 394. IV 177, 256$_1$, 257, 258, 261, 263f., 285f., 295, 303, 380. V 69, 84, 97—104, 108, 139f., 239, 254, 261f., 268, 277, 282, 291, 331, 340$_1$, 349, 355, 375, 377, 441, 451, 454, 462$_1$, 473, Nb. 477. VI 106, 292. VIII 165, 295. IX 100, 313, 444. X 41. XV 301. XVII 329. XXI 58
Hestia, IV 348. V 367, 426
Hesychiden in Athen, V 425
Hesychius aus Alexandria, IV 64
Hesychius v. Milet, Historiker, I 271, 273ff., 367—391. II 36, 99, 105f., 130, 184, 188, 217, 225. V 154, 346, 419, 426
Heyden, S., Musikschriftsteller, II 295
Heymons, C. (Dunckers Verlag), XV Nb. 456
Hieron von Syrakus, IV 318. V 5, 127
Hieronymus, Kirchenvater, I 214, 309f., 312, 324
Hieronymus von Kardia, Historiker, V 192
Hieronymus v. Rhodus, Peripatetiker, I 335f., 356f. II 56, 302. V 71, 153
Hildebrandslied, I 160
Hillebrand, K., Schriftsteller, IV 407. VI Nb. 358f. VII 367, Nb. 415. XXI 232
Hiller, II 247$_1$
Himerios, Sophist, V 41, 42
Himeros, Personifikation des Liebesverlangens, V 368
Hiob, XIX, 229
Hipparch, Astronom, II 364
Hipparch, Pythagoreer, II 115, 129
Hipparch, Tyrann von Athen, II 126. V 174
Hippasos von Rhegion, II 125
Hippias, Tyrann von Athen, I 214. V 427
Hippias, Philosoph, I 379. IX 344
Hippo, Philosoph, II 125. IV 278
Hippobotos, I 334, 336, 345, 354, 356, 358, 363, 387f., 389. II 45, 46, 49, 57, 61. IV 288f. V 49
Hippokrates, Arzt, I 316f., 325, 349, 389. II 100, 105, 111, 118, 121, 128, 227f. V 257, 391, 446. X 157. XVIII 318
Hippokrates, Neffe des Perikles, V 175
Hippolytos, Kirchenschriftsteller, IV 277, 296, 307—311. V 54, 58, 63

Hipponax, Dichter, I 340$_1$. IV 266, 292. V 123
Hippys von Rhegion, II 125
Hirzel, R., Philologe, V 289
Hobbes, VI 170. XV 210, 257
Hoffmann, E. T. A., XVII 338, XVIII 82
Hoffmann, Franz, Prof. d. Philosophie, XXI 231
Holbach, P. H. D. Baron von, I 427. VI 176
Hölderlin, I 31ff., 208, Nb. 450. VI 145f., 288. VII 50 (Zitat), 53. VIII 227. XVI 424. XVII 345. XIX Nb. 408, 434. XX Nb. 252, 254, 257, 261
Holstenius, Philologe, II 201
Holtzendorff, F. v., Staatsrechtslehrer, VI 285
Holzer, Ernst, Professor, II Nb. 390, 404. III Nb. 394ff. VI Nb. 353, 355. VII Nb. 416, 423
Homer, I 85, 231, 239, 268, 289, 315ff., 323, 325, 330, 346. II 3—27, 56, 63, 94f., 125f., 133f., 149—218, 242, 252f., 260, 329, 341, 344, 348f., 358f., 367—388, Nb. 400, 402. III 28, 30, 33ff., 60, 64, 74, 92, 100, 128, 201, 216, 271, 288, 291, 300, 307, 332, 363, 389, Nb. 394, 406. IV 49f., 64f., 67, 195, 227, 253, 256$_1$, 257, 260ff., 295, 305, 341, 380, 383, 385, 401, 410, 412. V 4, 52, 69, 75, 79, 81, 84—98, 100, 104, 108, 113, 135, 139, 165ff., 169, 173, 178, 196f., 211 bis 214, 217, 224, 229f., 234f., 237ff., 246, 250, 254, 257f., 260—263, 268, 276f., 280, 291, 317, 319, 347ff., 357$_1$, 366, 411f., 416, 438f., 444, 455, 457$_1$, 461, Nb. 479. VI 71, 106, 155. VII 26, 155, 158, 169, 181, 183, 191, 193ff., 208, 227, 365, 386. VIII 66, 124, 152, 180, 232f. IX 90, 100, 107, 110, 112, 174, 185, 246, 258, 286, 443f., 461. X 181f., 244, 253, 336, 349. XI 223, 315. XII 14, 47, 114, 222f., 311. XIV 258f., 261, 271, 345. XV 94, 169, 180, 186, 300f., 364, 376, 439. XVI 13, 17, 23, 25, 146, 174, 332, 345, 347, 359. XVII 306, 347. XVIII 107, 265, 301. XIX 46, 243. XX 67, 89, Nb. 259. XXI 58, 61
Horaz, I 225 (Zitat). II 110, 279, 297, 309f., 325, 330, 334, Nb. 401. III 182, 278. IV 332. V 211, 314, 394. VII 174, 390. VIII 110. IX 36, 237. X 66, 163. XI 68. XII 110, 173. XVII 152, 347. XXI 129 (Zitat), 169 (Zitat), 219
Horneffer, August, XVI Nb. 430
Hortensius, Redner, V 34, 313
Horus, II 42
Houwald, E. v., Dichter, II 239
Huber, Johs., kath. Philosoph, VII 25
Hübner, E., Philologe, II 36, 37, 58. IV 266
Hüffer, Bekannter N.'s in Leipzig. XXI 52f., 63
Hugo, Victor, I 56. XV 213. XVI 329. XVII 25f., 33, 35$_1$, 107, 111, 308, 324, 340, 348, 360f., 365, 368. XVIII 54, 81. XIX 231, 233, 237, 246, 387
Humboldt, A. v., II 136. IX 449
Humboldt, W. v., II 258. IX 448. X 170
Hume, I 427. VI 239. IX 448. XII

286, 309. XV 210. XVI 9, 109, 348. XVII 284. XVIII 69, 79
Hunger, Rat, XXI 24
Huss, VIII 213
Huxley, XV 345
Hyakinthos, V 412
Hymen, V 368
Hyperbolos, Staatsmann, V 131
Hypereides, Redner, I 330, 340_1. V 20, 28, 29, 33, 35, 37, 135_3, 248
Hystaspes, IV 292

Ibsen, Henrik, XVIII 66. XIX 176, 391. XXI 221
Ibykos, Dichter, II 187, 358. V 227, 265f, 283
Idaeos, Philosoph, IV 278
Ikaros, attischer Heros, V 448
Iktinos, V 382
Imbrecke (Embrika, Emerka), I 155, 158, 160, 162f.
Inaros, V 171
Ingres, J. A. D., franz. Maler, XVII 309. XVIII 81
Innocenz III., XV 331
Ino, V 412, 459
Insel-Verlag, Leipzig, XXI Nb. 301
Io, IX 116
Ion, myth. Stammvater der Jonier, V 366
Ion von Chios, V 50, 107, 256
Iphigenie, IV 50. V 344
Isagoras, IV 292. V 366
Isaeus, Rhetor, I 340_1, 343. V 9, 20, 24, 26, 28
Ischia, XIII Nb. 417
Isidorus Hispalensis, Bischof, II 320
Isis, II 113. V 407, 447. X 67. XVII 254. XVIII 144
Ismarus, I 152
Isokrates, I 223, 340_1, 343. II 164, 302f. IV 391f. V 6, 7_1, 14—19, 26, 30, 34, 42, 50_1, 70f., 79, 81, 83, 148—151, 162, 167, 185ff., 189, 191, 215, 236, 243, 252f., 264, 268, 270, 271, 280, 289, 291, 294ff., 311, 316
Istros von Kyrene, I 361
Ixion, V 454

Jacobs, F., Philologe, II 34, 37
Jacolliot, Louis, XIV Nb. 377
Jahn, O., Philologe, I 307, 310, 357. III 134, 202. IV 137, 377_1. VII 178, 224, 234f.
Jahr, Superintendent, XXI 19
Jambe, V 121
Jamblichos, Neuplatoniker, I 268, 348. II 113, 115, 120_1, 125. IV 288
Janssen, Johannes, Historiker, XV 421f. XVI 358
Japetos (Japhet), V 341f.
Jarmerich, I 152ff.
Jason, Stoiker, I 364, 379
Jason, Schauspieler, V 76
Jason, Führer der Argonauten, XXI 33
Jean, Paul (J. P. F Richter), I 290. IV 185. V 315. IX 242, 449. XV 199, 203
Jehovah (Jahve), I 25. XII 164. XVII 196f.
Jesaias, XIV 367. XVII 197
Jesus siehe Christus
Joannes Antiochenos, I 268f.
Joannes Malelas, I 269

Joannes Philoponos, Grammatiker, I 268. V 210
Joannes Stobaios, I 309, 321, 351
Joël, Karl, Professor Dr., V Nb. 477, 482
Johann, König von Sachsen, XXI 62
Johannes, Apostel, I 259ff, III 281, 307f., 387f. XV 312. XXI 52
Johannes der Täufer, III 312. VI 285. XVII 206
Jonakur, König, I 143, 146, 150
Jonas, Prophet, XX 193
Jons, Philologe, I 307, 324, 328
Jörmunrek, I 143ff.
Jornandes (Jordanes), Geschichtschreiber, I 138, 141f., 149, 158, 163ff.
Joseph, Gatte der Maria, XXI 28
Josephus, I 268, 343, 365. II 57
Jovinianus, I 324
Julia Domna, Kaiserin, V 39
Julian von Caesarea, Rhetor, V 41
Julianus Apostata, I 214, 230, 268f. II 116. IV 266. V 42
Jung-Stilling, IX 245
Justinian, I 270
Justinus, Martyr, I 361
Justus von Tiberias, I 365. II 50
Juvenal, V 433. IX 117, 304

Kadmos (Sage), IV 268. V 339ff.
Kadmos von Milet, V 139
Kahnis, K. F. A., Prof. der Theologie, XXI 43
Kaibel, Philologe, V 284
Kalamis, Bildhauer, V 405
Kalchas, Wahrsager, V 283, 438
Kalliades, Archon, V 61
Kallikratides, Bruder des Empedokles, II 49
Kallimachos, I 266, 274f., 278f., 324, 331, 333ff., 338f., 340₁, 341, 342f., 345. II 54, 71, 75, 99, 105, 121, 126, 130, 359. IV 391. V 107f., 196, 348. XII 110
Kallinos, Elegiker, V 105f., 267, Nb. 484
Kallippos, I 276
Kallisthenes, I 341. V 3, 153, 159, 187, 191
Kallisto, Gefährtin der Artemis, II 212. IV 322
Kallistratos, Dichter u. Schauspieler, V 130
Kallistratos, Staatsmann, V 24, 25
Kallon, Bildhauer, V 405
Kalypso, V 342
Kambyses, II 125
Kanachos, Bildhauer, V 405
Kant, I 392ff., 398, 402, 406–427, Nb. 451. II 347. III 12f., 123f., 134, 235, 248, 304, 356. IV 24, 117, 170, 200f., 212f., 223f., 250, 272, 336, 367. V 288f., 467, 470. VI 9f., 15, 20, 31f., 35, 45, 50, 63, 68, 73, 155, 165f., 202, 205, 213, 343. VII 21, 52, 57f., 117f., 122, 128, 264. VIII 41. IX 300, 301, 360, 381, 448. X 6, 7, 127, 138, 251, 305, 379. XI 231. XII 123, 182, 245, 309. XIV 286, 304, 366. XV 11, 17f., 74, 111, 114, 153f., 210, 271, 275, 305, 329, 378–381, 383, 441. XVI 7–14, 18, 21f., 24, 29f., 49, 81, 98, 109, 116, 146–148, 176, 202f., 328, 355, 391, 397, 400. XVII 74, 92, 107, 118, 127, 142, 179–181, 244,

259, 284, 304, 314. XVIII 20, 69, 74, 79, 96, 184, 187, 218, 266, 287 bis 289, 291, 320. XIX 38f., 51, 55f., 146, 199, 280, 306, 387f., 391, 396. XXI 120, 149ff., 234, 271f., 273
Karkinos der Aeltere, Tragiker, V 76
Karkinos der Jüngere, Tragiker, V 256
Karl Martell, XVI 368
Karl d. Grosse, I 160. VII 169. XVIII 80
Karl d. Einfaltige, I 160
Karl d. Kühne, XV 390
Karl I., König v. England, I 189. XX 58
Karl II., König v. England, I 190. XX 59
Karneades, I 321, 324, 361. II 100, [108$_2$. V 164, 282
Karsten, Philologe, IV 319f. V 148
Kassandra, III 40. VII 215
Kassandros, V 29, 275
Kassiodorus, I 158, 163, 166f.
Kastor von Rhodos, Historiker, V 196
Kastor und Pollux, Dioskuren, I 234f. V 399, 412, 419
Kebes, I 276, 384
Kedeides, Dithyrambendichter, II 247$_1$
Keil, Professor in Pforta, XXI 56
Keil, K., Philologe, I 351. II 180, 300, 307
Kekrops, V 366
Keleus, V 121
Keller, Gottfried, VII 406. IX 245, Nb. 486. XI 302. XVII 290. XIX 348
Kephalion, Historiker, V 198, 205
Kephalos, Vater des Lysias, V 13, 275
Kephisodoros, Schüler des Isokrates, V 149
Kephisophon, Sklave des Euripides, V 272
Kepler, Joh., VIII 154
Kerkops, Orphiker, V 140
Kiar von Valland, I 148
Kiepert, H., Geograph, II 196, 198
Kilix, V 341
Kimon, Staatsmann, I 345. V 177, 274
Kinaethon, Epiker, V 166
Kinkel, G., Dichter u. Kunsthistoriker, XXI 50
Kinkel, G., Sohn des Vorigen, Philologe, II 222. XXI 49f.
Kintschy, Kaffeehaus in Leipzig, II Nb. 394. XXI 50f., 60
Kleanthes, Stoiker, I 305. V 153, 163, 281
Klearch, Peripatetiker, V 153, 159
Klearch, Parömiograph, II 215
Klein, J. L., Literarhistoriker, III Nb. 395
Kleinias, Pythagoreer, II 115, 130
Kleinpaul, Studiengenosse N.'s, XXI 63
Kleist, Heinrich von, III 246, 374. VI 341. VII 11, 33, 53, 56ff, 231. IX 56, 424, 448. XI 205. XIV 241. XV 243. XVI 124. XVII 337
Kleisthenes, Tyrann von Sikyon, V 379, 423. VI 111
Kleitarchos, Historiker, V 159
Kleitomachos, Akademiker, I 321, 345, 354, 361. V 49, 164
Kleobulos, einer der 7 Weisen, I 353, 367, 389. IV 265, 267. V 104, 106
Kleombrotos von Ambracia, IV 391
Kleomenes I, König v. Sparta, V 374
Kleomenes III., König v. Sparta, V 192, 402
Kleomenes, Dichter und Rhapsode, V 268
Kleomenes, Philosoph, II 77

Kleon, Staatsmann, V 129, 131 f., 175 ff.
Kleonike, V 439
Kleonymos von Athen, V 131
Kleopatra, III 282
Kleophon, Staatsmann, V 131
Klingenbrunn im Böhmerwald, VIII Nb. 412. XXI 237
Klonas, Dichter, V 233
Klopstock, VI 225. VII 381. IX 77, 253, 424. XVII 13. XVIII 277
Klotz, Ch. A., Professor, VI 157
Koberstein, K. A., Professor in Pforta, I Nb. 455
Koch, Oberlandesgerichtspräsident in Naumburg, XXI 20
Köchly, H., Philologe, II 222. V 103. VII 204
Kögel, Fritz, Dr. phil., XVII Nb. 385
Köln a. Rh., XXI 40
Kolotes, II 76. V 164_2
Konon, V 27
Konradin, Herzog v. Schwaben, XXI 33
Kopernikus, II 139. IV 350. VII 101. XI 300. XIV 308. XV 19, 440. XVI 67. XVIII 8. XIX 386
Köpke, E., Philologe, I 320
Kora (Kore), Bezeichnung der Persephone, V 122
Korax, Rhetor, V 5, 289
Koriskos, Sokratiker, V 155
Körner, Ch. G., Vater Th. Körners, IX Nb. 486
Koroibos, V 382
Kortholt, IV 354
Kösen, XXI 63
Kotzebue, Aug. von, IV 117. VII 231. IX 84, 85, 86. XV 199. XVI 14, 147, 355 f.
Krantor, Philosoph, II 167 ff., 171. V 120, 282
Krateros, V 196
Krates, Komiker, V 126, 128, 136
Krates aus Mallos, Grammatiker, I 316, 318, 345, 361. II 98. V 196 f.
Krates aus Theben, Kyniker, I 321, 325, 344, 372, 388. II 79. V 107, 165, 274
Kratinos, V 128 f., 136, 257, 283 f., 365
Kratippos, Historiker, V 183
Kratylos, IV 366, 379 f., 399 f., 414, 418 ff.
Krause, Johanna Sophie, geb. Strauss, Urgrossmutter N.'s, XXI 179
Krause, Prof. d. Theologie u. Generalsuperintendent in Weimar, XXI 179
Kresphontes, V 424
Krinis, Stoiker, II 47, 48
Krische, Philologe, I 364, 370
Kritias, IV 363, 378, 380. V 12, 107, 282. Siehe auch Plato
Kriton, Sokratiker, II 99. VIII 307. Siehe auch Plato
Krohn, A., Philologe, IV 377_1
Kröner, Alfred, Verlag, Leipzig, III Nb. 405. XIX Nb. 405. XX Nb. 262
Kronos, II 371. III 248. IV 166, 257_1, 258 ff., 349. V 339, 342, 394, 411 f., 460
Krösus, I 367, 386. IV 265, 269. V 55, 173, 217, 390, 436
Krueger, Philologe, V 135_1
Krug, Appellationsgerichtsrat i. Naumburg, Vater von Gustav Krug, XXI 14 f., 19
Krug, Gustav, Oberregierungsrat, Ju-

gendfreund F. Nietzsches, I Nb. 453, 457. XX Nb. 263. XXI 10, 14ff., 27, 34
Krüger, Philologe, V 170, 174, 183
Ktesias, Historiker, II 120. V 168, 186, 205
Ktesibios von Chalkis, II 76
Ktesippos, V 24
Ktimene (in der Hesiodsage) II 182 ff.
Ktimenos (in der Hesiodsage), II 163, 187 f., 195
Kuh, Emil, Schriftsteller, VI Nb. 357
Kühn, Philologe, II 118
Kühner, II 300
Kybele, V 427
Kychreus, Heros, V 401
Kylon von Athen, V 181
Kylon von Kroton, IV 290
Kynniden, Priestergeschlecht, V 421
Kyros der Aeltere, Perserkönig, I 386. IV 269, 277. V 54, 55, 58, 436. XXI 32

Labruyère, Jean de, franz. Moralist, IX 295
Laches, Archon, IV 354. V 62
Lachmann, Karl, I 153. II 301. V 90, 92, 229. VII 184
Lacroix, A., franz. Verleger, XIV Nb. 377
Lactantius, II 172. V 461
Lagarde, P. A. de, siehe Böttticher
Lakydes, Peripatetiker, V 282
Lamarck, XII 126. XVI 9
Lamartine, I 54. XVIII 81
Lambecius, Philologe, II 113
Lambert, Madame de, XV 184
Lamettrie, J. O. de, II 133
Lamia, I 326
Lamoricière, franz. General, I 56
Lamprokles, Dithyrambendichter, II 247_1
Landor, Walter Savage, engl. Schriftsteller, XII 120
Lange, F. A., Philosoph, IV 336. XVI 97, 358. XVII 341
Lanzky, Paul, XIII Nb. 430
Laokoon, VIII 167. X 436. XVI 16. XVII 315
Laotse, XIV 377. XVII 208
Laplace, P. S. Marquis de, Mathematiker und Astronom, II 138. IV 272. XIV 286
Laroche, I 56
Larochefoucauld, François, Herzog von, VIII 55, 57, 68—70. IX 295, 379. X 91, 409. XI 245. XII 153. XIV 30, 261. XV 275. XVI 145, 151, 383. XVII 347, 350. XVIII 71, 271. XIX 189, 202, 269, 398. XXI 272
Lasos von Hermione, II 247_1, V 241, 266
Laspé de, II 341
Lassalle, Ferdinand, IV 125, 295, 308. XXI 86
Laetitia, Mutter Napoleons, XV 189
Latona, V 364
Laube, H., VII 234
Laupp, Verleger, II 225 f.
Lavater, J. K., IV 316_1
Lavoisier, A. L., Chemiker, IV 272_1
Lazarus (im Gleichnis), IV 125
Leake, W. M., Archäologe, II 196
Leander von Milet, IV 265

Lecky, W. E. Hartpole, englischer Geschichtschreiber, XI 143
Leconte de Lisle, franz. Dichter, XVII 351
Leda, V 391
Ledru-Rollin, franz. Staatsmann, I 54f.
Lehrs, K., Philologe, I 271, 317f., 371. II 293, 333. V 284_1
Leibniz, G. W. v., IV 184, 354. V 211. XII 277, 285f. XV 383. XVI 8f., 18, 331, 356, 361. XVII 179, 259, 311. XVIII 80, 287, 291. XIX 276. XXI 271f.
Leipzig, I 266, 299, Nb. 457. II 202, 205, Nb. 392ff., 397. III Nb. 401. VII 224. XXI 27, 37—64, 192, 196, 231, 269, Nb. 289, 296
Lemaitre, Jules, XXI 199
Leo X., XII 154
Leodamas, Staatsmann, V 22
Leonidas, XXI 32
Leopardi, G., V 17, 476. VI 241. VII 154, 172, 177, 325, 384, 390. IX 265, 375. XI 262. XII 120, 122. XIII Nb. 427. XIV 328. XV 243. XVI 424. XVIII 69. XIX 168
Leophantos, einer der 7 Weisen, IV 265
Leptines, V 24
Lesage, Alain René, IX 450. XI 283. XII 103, 297. XVIII 91
Lesbonax, Rhetor, V 37
Lesches, Kampfrichter im Wettstreit Hesiods und Homers, II 156, 159
Lesches, Verfasser der „kleinen Ilias", V 87
Lessing, G. E., I 191, Nb. 458. II 248, 269f., 272, 343, 358, Nb. 396. III 82, 102, 174, 308, 392. IV 47, 88f. V 302_1. VI 76, 155—158, 173, 183, 193f., 196, 203, 224. VII 27, 49, 134. VIII 189, 190. IX 243, 253, 448. XV 43. XVI 356. XVIII 294. XX 60
Leto, I 235. V 437
Leukippos, I 353. II 45, 59, 108, 115, 120_2, 121_2, 124_1, 131, 139f., 142f., 144f. IV 246, 280, 329—342. V 46f., 51
Leutsch, E. v., Philologe, II 166, 168f., 170, 174
Libanios, Rhetor, V 41, 460
Liber Pater, Weingott, V 353f.
Libera, V 353
Lichtenberg, G. Ch., I Nb. 458. V 253. VI 116, 151, 170, 174, 197. VII 164. IX 109, 245, 253. XIV 304
Liebig, Karl, Musikdirektor, XXI 41
Ligne, K. J., Fürst von, XVI 404
Likymnios von Chios, Dichter, V 214
Lindau, Paul, VII 234
Lindner, I 426
Linos, II 120_1. IV 263. V 216, 344
Lionardo da Vinci, XV 126. XVI 52, 346. XVII 318. XVIII 265. XXI 203
Lipiner, S., Dichter, V 473. IX 438. XVII 344
Liszt, Franz, I 181. VII 338. IX 424. XI 51. XVII 33, 48, 107, 330. XIX 235. XXI 30, 204, 269, Nb. 300
Livius, II 119. V 312
Livius Andronicus, II 316
Lobeck, Ch. A., Philologe, II 151. IV 258. V 140_1, 314, 438. XVII 156f.
Lobon von Argos, Grammatiker, I 334, 384
Locke, J., Philosoph, II 138. IV 334,

346, 418. V 287₁. XV 28, 210. XVI 9, 250, 265. XVIII 79
Loïaltaeus, Philipp, V 154
Longinus, V 32₁
Lope de Vega, XVII 116
Loti, Pierre, XXI 199
Lotze, R. H., Philosoph, I 427 f. VII 224, 234
Löwe, Gastwirt in Leipzig, XXI 48
Lozynsky, Philologe, I 340₁
Lubbock, J., engl. Naturforscher, V 327. VIII 115
Lübke, Wilhelm, Kunsthistoriker, VII 224
Lucas, Evangelist, XVII 227
Lucius von Patrae, II 230 ff.
Lucretius, II 132. III 22. IV 336. V 165. VII 128. X 67. XI 131. XVI 321. XVII 348
Lucullus, I 363
Lüders, O., Philologe, V 441
Ludwig XI., XV 390
Ludwig XIV., IX 87, 225. X 184. XI 107. XII 80, 164, 182. XVI 145. XVII 283, 343. XVIII 72
Ludwig XV., I 73. XX 24
Ludwig II, König v. Bayern, VII 351, Nb. 419. XVII 341
Ludwig Philipp, König der Franzosen, I 54
Lugano, III Nb. 397, 399, 403
Luitprand, König der Longobarden, V 359
Lukas, Apostel, I 261
Lukianos, I 343. II 67, 78, 80, 112, 230 ff., 273. III 75, 366. IV 305. V 40, 74 f., 153, 165
Lupercus, I 269
Luther, III 155, 158. IV 117. V 300. VI 255, 338, 342. VII 14, 24, 300, 342, 349, 353, 367, 408. VIII 42, 212. IX 87, 119, 120, 226. X 7, 28, 57, 63, 76, 80, 223, 318. XI 7, 70, 90. XII 123, 160 f., 169 f., 291 ff. XIII Nb. 429. XIV 208, 216, 220. XV 66, 71, 206, 333, 373, 390, 422, 425, 430. XVI 33, 323 f., 327, 330, 333, 352–355, 359, 366, 368, 388. XVII 216, 244, 259, 283, 315, 345 f. XVIII 142, 152, 156, 245, 256, 292. XIX 177, 203, 392. XX Nb. 260. XXI 151, 271
Lützen, XXI 3 ff., 180
Luzac, Philologe, I 357
Luzern, VII Nb. 413
Lyde, V 107
Lygdamis, V 170
Lykambes, III 42. V 123
Lykomiden, Priestergeschlecht, V 421
Lykon, Ankläger des Sokrates, IV 363
Lykon, Peripatetiker, I 341, 366. V 49, 282
Lykophron, V 180
Lykurgos, König der Edonen, III 90
Lykurgos von Sparta, I 341. II 363. III 292, 300. IV 362, 383. V 283, 421, 436 f.
Lykurgos, Redner, V 20, 29, 275
Lynkeus, I 364. III 101
Lysander, V 183
Lysias, attischer Redner, IV 378, 393 f. V 6, 9 f., 13 ff., 17, 20, 27, 30 f., 35, 37, 80, 150, 167, 191, 203, 248 f., 268, 271, 275, 277, 302, 305
Lysikrates, V 387
Lysimachus, II 79

Lysis, Pythagoreer, I 384. IV 290, 342
Lyxes, Vater Herodots, V 169

Machiavelli, Niccolò, VIII 201. XIV 291, 304, 311. XV 43. XVI 35, 108, 333, 383. XVII 265, 363. XVIII 156, 219
Magdalena, III 343
Magnes, Komiker, V 127 f.
Magny, siehe Goncourt
Mahabbarata, Nationalepos der Inder, I 85
Mahn, Gastwirt in Leipzig, XXI 50
Mailand, XXI 196
Maimon, Sal, I 428
Mainländer, Phil., Philosoph, IX 371, 415. XII 290. XVI 17
Maistre, I. M. Comte de, XVII 370
Maja, III 24, 26, 30, 124, 228. IV 418
Makarios, Parömiograph, II 168, 171
Makrobios, II 118_2. V 312, 343
Malthus, XVII 117
Mandeville, Sir John, Schriftsteller, XVI 148
Manetho, II 113
Mannhardt, Religionshistoriker, V 359
Manu, XIV 129, 244, 251, Nb. 376 ff. XVI 417, 421 f. XVII 96, 98, 244, 246—249. XVIII 113 f. XIX 159 f.
Manutius, Aldus der Aeltere, Buchdrucker, IV 267. V 141
Manzoni, XIX 330
Marc Twain, XI 108
Marcellinus, Rhetor, I 278_2. V 177
Marcus Aurelius, Kaiser, V 40, 204. X 291. XIV 304. XVIII 254
Margites, Held des nach ihm benannten Spottgedichtes, II 11. V 122
Maria (Mutter Jesu), XI 259. XV 313. XXI 28
Marianus, I 271
Marie, Königin v. Hannover, XXI 180
Marienbad, X Nb. 444
Marius, XVII 226 f.
Marius Victorinus, II 310, 312 f., 315 f., 320
Markian v. Heraklea, Geograph, V 196
Markland, Jeremiah, Philologe, VII 175
Markus, Evangelist, I 262. XXI 57
Marquard, P., Philologe, II 288 ff., Nb. 399
Mars, II 307. V 344, 399
Marschner, XV 202
Marsyas, II 374
Martial, XII 109
Martianus Capella, II 316 ff., 321, 327. V 220
Matron, Parodiker, II 204
Matthaeus, Apostel, I 262. XVII 227
Matzat, H. F., Historiker und Geograph, V 170
Maupassant, Guy de, XXI 199
Maupertuis, P. L. M. de, Mathematiker, V 468
Mausolos von Halikarnass, V 187
Mayer, Rob., XI 135, 141, 190
Mazzini, XI 197, 272. XII 41
Medea, XXI 33
Medon, König von Athen, II 161, 215
Meduse, III 221
Megillos von Agrigent, IV 379
Meibomius, M., Musikschriftsteller, II 228
Meidias, V 458

Meilhac, Henri, franz. Bühnenschriftsteller, XXI 199
Meineke, A., Philologe, II 200
Meissner, O., Philologe, II 333
Melampus, V 98
Melanchthon, IX 226
Melanippides, Dithyrambendichter, V 72
Melanippos, V 379
Melankomas, Tyrann von Ephesus, IV 292
Meleagros, Kyniker, I 343 f., 354. II 72 ff. V 152, 165, Nb. 484
Meles, Flussgott, Vater Homers, II 164, 206
Meletos, Ankläger des Sokrates, IV 362 f.
Melikertes, Sohn der Ino, V 413
Melissa, V 439
Melissos, II 100 f., 127 f. 142, 145, 228. V 47
Melkart, V 339 f.
Memnonsage, I 208
Ménage, Aegidius, Philologe, IV 266. V 53 f., 154
Menander, Dichter, II 273. III 77. V 31, 107, 137, 302, 445, Nb. 479
Mendelssohn, Moses, XI 141
Mendelssohn-Bartholdy, Felix, III 364. VI 200. VII 401. IX 264, 424. XV 202. XVII 313, 317, 327. XVIII 81 f. XIX 235. XXI 15, 21 f.
Menedemos, Philosoph, I 341, 344, 366, 382. II 57, 76 f., 100. V 280
Menexenos, I 381
Menippos, Kyniker, I 307, 341—344, 366. II 71—81, Nb. 398. V 165, 273, 282, 471
Menodotos, Historiker, II 123. V 190 f.
Menschikow, Alex. Sergewitsch, Fürst, russ. Admiral, XXI 12
Mentone, XII Nb. 357. XIII. Nb. 431
Merck, J. H., VI 197
Mercklin, L., Philologe, I 314, 357
Mercurius, II 312
Merimée, Prosper, VIII 70, 321. XI 94, 283. XII 120. XVI 420. XVII 9, 313, 349, 363 f., 368. XIX 387. XXI 199
Messalla, M. Valerius, V 113
Messina, XII Nb. 350 f., 356 f. XIV 373
Metagenes, V 382
Metis, IV 258
Meton von Agrigent, IV 318
Metrobius, I 279, 340_1
Metrodoros, Epikureer, V 164_2, 165
Metrodoros, Isokrateer, V 187
Metrodoros von Chios, Philosoph, II 132, 141. V 47, 57
Metrodoros von Lampsakos, Homerausleger, V 235, 268
Metrokles, Kyniker, I 344. II 73 f., 77. V 165, 281
Metz, XXI 224
Meursius, Philologe, I 371
Meyer, Jürgen Bona, Prof. der Philosophie, VII 68, 224, 235
Meyerbeer, Giacomo, IV 53. VII 294. XVII 314, 339
Meysenbug, Malwida von, II Nb. 395. IV Nb. 447, 449, 451. VI Nb. 351. VII Nb. 415. VIII Nb. 412. XII Nb. 353. XV Nb. 459, 462. XVI Nb. 433. XVII Nb. 374, 376, 383. XX 82
Michelangelo, VII 376. VIII 188. IX

74. X 330. XI 92. XIV 271. XVI 52, 346. XVII 317f. XIX 344
Michelet, Jules, XV 151. XVI 386. XVII 107, 349, 352, 361, 365
Michliz, Dorf bei Lützen, XXI 3
Midas, II 169f., 172. III 32. V 109, 346
Mill, John Stuart, X 51, 125. XV 212. XVI 34. XVII 107. XVIII 26, 240. XIX 189, 297f., 398
Milon von Kroton, IV 290
Miltiades, II 374, 378f. V 274, 374
Milton, IX 77, 438. XI 90
Mimnermos, Elegiker, I 214, 219, 274. V 104f., 106, 279, Nb. 484. VI 107
Minos, V 342. Siehe auch Plato
Minotaurus, XV 44, 435. XVI 428. XVII 41. XVIII 359
Minyas, mythischer König d. Minyer, V 389
Mirabeau, H. G. Riqueti, Graf, franz. Politiker, VIII 321. XII 122. XIV 227. XV 298. XIX 388. XXI 98
Mirabeau, Victor Riqueti, Vater des Politikers, XIX 226
Mitchell, amerik. Arzt, XV 290. XVIII 171
Mithras (Mitra), X 67. XVII 254. XVIII 124, 144
Mithridates, I 321. V 361, 442
Mnesarchos, IV 283
Mochos, II 113
Moira, III 33, 68, 221. V 327. VIII 114
Moleschott, I 427. II 92
Molière, IX 225, 306. XV 18. XVII 369. XVIII 297 (Tartuffe). XXI 198
Moloch, V 339f., 344
Molon, Rhetor, V 33
Moltke, H. K. B., Graf von, VI 175. XI 86
Mommsen, Th., II 183. IV 137. V 203. VI 147. VII 234f.
Monboddo, Lord, Sprachforscher, V 469
Monimos, V 165
Montaigne, M. E. de, Moralphilosoph, VI 153. VII 11, 28, 49, 261. VIII 168, 175. IX 237, 295. X 49. XII 123, 134. XIV 257, 304, 349. XV 146. XVI 33, 151, 331, 344, 383. XVII 318, 347f., 350, 361. XVIII 256. XXI 198
Montesquieu, XII 131
Monteverde, Cl., Musiker, II 263
Montlosier, F. D. de Reynaud, Graf, polit. Schriftsteller, XIX 304
Moore, Thomas, XV 421
Mopsos, Wahrsager, V 283, 438
Morelli, Philologe, II 201
Mörike, Eduard, VII 390
St. Moritz, IX Nb. 489, 490
Moses, I 262. IX 278. XII 66. XVII 200
Moses du Soul, II 79
Movers, F. K., Orientalist, V 341
Mozart, W. A., II 264. III 182, 368. VI 161, 167, 218, 286. VII 344. IX 262, 267, 424, 431. X 72, 206, 247. XI 90, 94, 110. XV 201, 203. XVI 352, 354. XVII 282f., 311ff., 315, 345. XVIII 81. XIX 241, 270, 386. XX Nb. 265. XXI 21, 80
Muhammed, VII 195. X 312, 341. XI 217. XVI 140, 350. XVII 221, 246. XVIII 114f. XIX 325. XXI 98
Mullach, Philologe, II 64, 70, 105, 133, Nb. 398. IV 266f., 331. V 141

Müllenhoff, K. V., Germanist, V 338, 342
Mueller, C., Philologe, I 307, 309, 322f., 325, 358, 360
Müller, Fr. Max, Sprachforscher, III 248
Müller, Johs., Physiologe, I 428
Müller, K. O., Altertumsforscher, I 216, 222, 228, 232. VII 193
Müller, L., Philologe, II 301
Müller, P. E., dänischer Altertumsforscher, I 152
Müller, Gebrüder, berühmtes Streichquartett, XXI 15
Müller-Strübing, V 130
München, XXI 193
Münchhausen, Frh. v. IV 341. XV 29
Munk, Philologe, IV 369
Murat, XII 177
Musaios, II 120_1, 371. IV 257_1, 263f. V 103, 216, 220f., 262, 347, 437
Mushacke, Hermann, Studiengenosse F. N.'s, später Prof. in Hildesheim, XXI 40—43, 46, 51, 62
Mushacke, Eduard, Oberlehrer, Vater Herm. Mushackes, XXI 41
Musset, Alfred de, X 341. XV 243. XVII 294, 368
Mydon, V 50_1
Myron, Künstler, III 405
Myronianus, II 52
Myson, einer der 7 Weisen, I 341, 367. IV 265, 266

Naber, Philologe, I 269
Nägelsbach, K. F., Philologe, V 438
Näke, Philologe, I 371
Napoleon I., I 57, 127—131. III 122. X 236, 341, 411, 426. XI 56, 67, 134. XII 64, 177, 206, 298f. XIV 207f., 220, 240, 297, 304. XV 151, 183, 199, 202, 215, 217, 314. XVI 126, 329f., 347—351, 368, 375f., 378, 383, 386, 399, 426f. XVII 143, 145, 148, 150, 312, 333f., 348f., 352, 360f. XVIII 24, 33, 81, 96, 265, 294. XIX 46, 120, 173, 179, 233, 273, 326, 343f., 350. XX 47—51. XXI 19, 78, 180, 199, 271
Napoleon III., I 52—57, Nb. 451. XVI 356
Nauck, A., Philologe, I 342f., 344
Naukrates, Historiker, II 303. V 187f., 271
Naumann, C. G., Verleger Nietzsches, III Nb. 405. VI Nb. 356. XIII Nb. 433. XV Nb. 456, 460, 462, 464. XVII Nb. 375, 379—381, 385. XXI Nb. 296—301
Naumburg, I 3, 257, Nb. 457. II Nb. 392, 397. IX Nb. 490. X Nb. 444. XII Nb. 351. XX 3. XXI 9—11, 13—26, 33, 175, 193, 196
Nausikydes, V 48
Nausimachos, V 27
Nausiphanes, Philosoph, I 353, 387. II 120_2, 144. V 48
Naevius, Dichter, V 313
Neanthes, Historiker, I 334ff., 356f., 361, 363, 366, 387f., 389. IV 288f., 320
Neapel, XV 169
Nearchos, I 387
Nebo, babylonischer Gott, V 339
Neleus, Peripatetiker, IV 268. V 155ff.
Nemerte, IV 322

Neoptolemos, Schauspieler, V 25
Neptunus, siehe Poseidon
Nero, II 46. V 409, 433, 459. X 59. XIX 272
Nerva, Coccejus, V 37
Nessler, Viktor E., Komponist d. „Trompeter v. Säkkingen", XXI 269
Nessus, Philosoph, V 57
Nestis (Gottheit), IV 325
Nestor, I 234
Neumüller, Dr., Schuldirektor in Naumburg, XXI 19
Newton, Ch. T., Archäologe, V 170
Newton, Naturforscher, II 139. V 324. VI 292. VII 174. IX 360. X 179. XII 72, 324. XVII 314
Nibelungenlied, I 84—90, Nb. 451
Nicocles, I 223
Nicocrates, II 180
Nicolai, Ch. F., Schriftsteller, III 374
Niebuhr, B. G., Historiker, IV 404. V 189. VI 238, 251. VII 119. X 157. XVI 366. XVII 13
Nietzsche, Friedrich,
Also sprach Zarathustra, I Vw. XV, Nb. 450, III 15 f., Nb. 396. VI Nb. 353. VII Nb. 413, 424. VIII Nb. 413. X Nb. 439, 440. XIV 315, 369 f., 374, Nb. 376. XV 369, Nb. 451 bis 453, 455. XVI Nb. 429 f., 433. XVII 151 f., 242. XIX 95, 354 f., Nb. 404 f., 408, 412 f., 416, 435. XX Nb. 261, 266, 268, 271. XXI 91—108, 123 f., 169 ff., 173, 180, 182, 188 ff., 200 f., 212 ff., 217 ff., 221, 227 ff., 246—265, 274, 277 f., 280 ff., Nb. 293 f., 296
Analecta Laërtiana, I Nb. 452 f.
Antichrist, XIV Nb. 377. XVI Nb. 429, 431. XVII Nb. 382—383, 385. XIX Nb. 409, 411, 415. XXI Nb. 294
Aeschylus Choëphoren, Vorlesung, III Nb. 394
Aus meinem Leben, XXI Nb. 292
Baseler Taschen-Agenda auf das Schaltjahr 1876, VIII Nb. 412
Bayreuther Horizontbetrachtungen, VI Nb. 346, 348. VII Nb. 415 f.
David Strauss, VI Nb. 346, 348, 351, 356 ff. VII Nb. 410, 415, 417. XXI 137 f., 187, 231
De Laërtii Diogenis fontibus, I Nb. 451 f., 457. II Nb. 392 ff. XXI 198
Beiträge zur Quellenkunde des Laërtius Diogenes, II Nb. 395, 405. IV 332
Democritea, II Nb. 393, 397, 399, 404
Dionysos-Dithyramben, XX Nb. 261 f., 267—273
Ecce homo I Vw. XV. III Nb. 410₁. IV Nb. 446. VI Nb. 351, 355, 357 f. VII Nb. 412. VIII Nb. 409, 420, 422. IX Nb. 490. X Nb. 439, 440. XII 29, Nb. 345, 355—357. XIII Nb. 415 f., 418, 424 f., 427 f. XV Nb. 452 f., 463. XVII Nb. 374, 379 f., 383, 385. XIX Nb. 409, 411. XX Nb. 266. XXI Nb. 287—301
Einleitung in das Studium d. klassischen Philologie, Vorlesung. II Nb. 405. IV Nb. 446. VII Nb. 422
Einleitung in das Studium d. platonischen Dialoge, Vorlesung. I Nb. 451. IV Nb. 452, 454

Empedokles, dramat. Entwurf, III 260 bis 266, Nb. 396. XX Nb. 252, 254
Entwurf einer Novelle, III Nb. 396
Ermanarich-Sage, I Nb. 454f.
Fall Wagner, XV Nb. 453. XVI Nb. 431. XVII 46, 49, Nb. 371—378, 383, 384, 386. XIX Nb. 411. XXI 268—275, Nb. 294, 297
Fröhliche Wissenschaft, I Vw. XIII. III Nb. 409_1. V Nb. 479. X Nb. 439, 440. XI 127. XII Nb. 345 bis 358. XIII Nb. 434. XIV 14, 150, 308, 359f., Nb. 378. XV 236, 277, 436f., 446, Nb. 454. XVII Nb. 385. XIX Nb. 409. XX 148, Nb. 259f., 264f., 266, 272. XXI 91—108, 155 bis 163, 245f., 248ff.
Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern, IV Nb. 449, 455. VII Nb. 415
Geburt der Tragödie, II Nb. 395_1, 397, 403f. III Nb. 393—410. IV Nb. 446, 448, 450, 451. VI Nb. 348, 351, 354. VII Nb. 416. VIII Nb. 410. IX 3. XIV 308, 316, 320—322, 326, 336, Nb. 378. XV 439. XVII 63, 159. XVIII 69. XIX Nb. 413. XX Nb. 254, 257. XXI 67, 94, 111 bis 124, 125, 137, 223—229
Griechenbuch, III Nb. 394
Griech. Heiterkeit, III Nb. 397
Das griechische Musikdrama, III Nb. 395
Der griech. Staat, III Nb. 397. IV Nb. 449
Sokrates und die Tragödie, III Nb. 395, 400f.
Sokrates u. der Instinkt, III Nb. 395
Tragödie u. Freigeister, III Nb. 396
Ueber d. Dionysische u. Apollinische, III Nb. 400
Ueber die dionysische Weltanschauung, II Nb. 404. III Nb. 395
Ursprung und Ziel der Tragödie, III Nb. 397
Vorwort an R. Wagner, III Nb. 396f.
Gedanken über das Christentum, I Nb. 456
Gedanken über R. Wagner aus dem Anfang d. Jahres 1874, VII Nb. 420
Gedichte, I Nb. 457, XX Nb. 251 bis 273
An den Mistral, XIV 361. XXI 246
Aus hohen Bergen, XV Nb. 457. XX Nb. 267
Motto zum „Sanctus Januarius", XXI 246
Nachtlied, XXI 253, 258—260
Dem unbekannten Gott, XX Nb. 255f. XX Nb. 272
„Die Sonne sinkt", XX Nb. 251, 272
Rückkehr, I Nb. 457
Ruhm u. Ewigkeit, XXI Nb. 300
Venedig, XXI 205
Von der Armut des Reichsten, XXI Nb. 299
Geschichte der griechischen Literatur, Vorlesung, V Nb. 478ff. XX Nb. 273
Kritische Geschichte der griech.

Literatur. Geplantes Werk, II Nb. 392 f. V Nb. 485
Beiträge zur griech. Literaturgeschichte, II Nb. 398
Gottesdienst der Griechen. Vorlesung, V Nb. 479, 485 f.
Götzendämmerung, III Nb. 410$_1$. XIV 369, Nb. 377. XV Nb. 453. XVI Nb. 429. XVII Nb. 373, 378 bis 383. XIX Nb. 409, 411, 413. XXI 173, 226, 266 ff., Nb. 294, 296 ff.
Griechische Lyriker. Vorlesungen, III Nb. 394. V Nb. 482 ff.
Beiträge zur Kritik der griechischen Lyriker (Danaë-Lied) I Nb. 452
Griechische Metrik und Rhythmik. Aufsätze und Vorlesung, II Nb. 389, 399 ff.
Homers Wettkampf, II Nb. 395, 398. IV Nb. 449. VI Nb. 345
Homer und die klassische Philologie. Rede, II Nb. 391, 393, 395 f., 404 f. VII Nb. 422. XX Nb. 263
Ueber Philologie und klass. Bildung. Gedanken zur Einleitung der Homerrede. II Nb. 405. IV Nb. 446. VII Nb. 422
Hymnus auf das Leben, Komposition, XXI 248
Idyllen aus Messina, XX Nb. 266
Jenseits von Gut und Böse, VIII Nb. 423. XII Nb. 355. XIV 151 f., 267, 282, 350, 352, 363, 369 f., Nb. 378. XV VII, 60, 268, 292, 314, 391, Nb. 451—455, 457—460, 462, 464. XVI Nb. 429, 431, 434. XVII Nb. 385. XIX Nb. 409, 433. XX 156, 266. XXI 125, 202, 215, 222, 262—264
Lesen und Schreiben, VI Nb. 346
Letzte Redaktion der Theognidea. Vortrag, II Nb. 393
Lieder des Prinzen Vogelfrei, XII 329. XIV 350. XXI 246
Mahnruf an die Deutschen, VII Nb. 417 ff.
Menschliches, Allzumenschliches, I Vw. XII. III Nb. 393. IV 254$_1$, Nb. 450. V Nb. 479, 486. VI Nb. 345 ff., 351, 354. VII Nb. 410, 426. VIII Nb. 409—413, 417 f., 420—423. IX 5, Nb. 483, 487, 492. X Nb. 438, 440. XII 26. XIV 308, 320, 339 f., 354 f., Nb. 376, 378. XV 270, 273, Nb. 454, 463. XVI 151. XVII 138, 244, Nb. 384 f. XX Nb. 251, 254, 256, 261, 264. XXI 65—74, 125 bis 145, 201, 235—242
Morgenröte, I Vw. XIII. VII Nb. 412. VIII Nb. 413. IX Nb. 490. X Nb. 439 f., 443, 445 f. XII Nb. 350 bis 352, 355 f. XIII Nb. 434. XIV 308, 356, Nb. 378. XX Nb. 259, 265 f. XXI 75—89, 147—154, 176, 240, 242—245
Nietzsche contra Wagner, III Nb. 410$_1$. XVII Nb. 384 f. XIX Nb. 411. XX Nb. 266. XXI Nb. 294, 298 bis 300
Die Pflugschar, XXI 238
Philosophenbuch, IV Nb. 453. VI Nb. 345 f.
Philosophie im tragischen Zeitalter d. Griechen, IV 315$_1$, Nb.

450ff., 455. VI Nb. 345f. XX Nb. 258
Betrachtungen über den Kampf von Kunst und Erkenntnis, VI Nb. 345. XX Nb. 257f.
Philosophie in Bedrängnis, VI Nb. 346. VII Nb. 415
Philosoph als Arzt der Kultur, VI Nb. 345
Der letzte Philosoph, VI Nb. 345, 348. VII Nb. 417
Wissenschaft und Weisheit im Kampfe, VI Nb. 345f.
Die πίναχες d. aristotelischen Schriften. Vortrag, II Nb. 393. V Nb. 485
„Prometheus." Entwurf, VII 386 bis 389
Rhetorik. Vorlesung, V Nb. 486
Richard Wagner in Bayreuth, V Nb. 479. VI Nb. 346. VII Nb. 409 bis 413, 416, 420ff. XXI 70f., 77f., 96, 138, 228, 234, Nb. 292
Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre, XXI Nb. 292
Sängerkrieg auf Euböa. Vortrag, II Nb. 393
Schopenhauer als Erzieher, IV Nb. 452. VI Nb. 346f. VII Nb. 409 bis 415. VIII Nb. 413. XXI 70, 77, 234, 273, Nb. 292
Sophokles, Oedipus rex, Vorlesung, II Nb. 389, 397, 403, 405. III Nb. 395
Spruchsammlung „Narrenpfeile", XX Nb. 264
Suidas-Quellen, Vortrag, I Nb. 451f. II Nb. 393f.
Teleologie seit Kant, I Nb. 456
De Theognide Megarensi, Schüler-Arbeit, I Nb. 453f., 458. II Nb. 391, 393
Ueber das Dämonische in der Musik, I Nb. 457
Ueber Homers und Hesiods Gleichzeitigkeit, II Nb. 393
Ueber das Pathos der Wahrheit, IV Nb. 449, 454. VI Nb. 345f., 355
Ueber Wahrheit u. Lüge im aussermoralischen Sinne, IV Nb. 455. VI Nb. 345f., 354f. XXI 138
Ueber das Verhältnis der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Kultur, IV Nb. 449. VII Nb. 415
Ueber d. Zukunft unserer Bildungsanstalten, I Nb. 457. II Nb. 405. IV Nb. 445f., 449, 455. VI Nb. 345f. VII Nb. 422
Frühe Aufzeichnungen üb. Philologie und Wissenschaftsbetrieb, I Nb. 457
Umwertung aller Werte, XVII 85, Nb. 372, 373, 374, 378, 382, 383, 384, 385. XXI 173, 267, 275, Nb. 288ff., 296f.
Studien aus der Umwertungszeit, XIV Nb. 376ff., („Rangordnung", „Zur Kritik des Manu-Gesetzbuches", „Die Griechen als Menschenkenner"), XVI Nb. 429ff. XX 260
Unzeitgemässe Betrachtungen, I Vw. XII. III Nb. 394. IV 352, Nb. 446, 453. VI 123—127, Nb. 345 bis 358. VII Nb. 409, 415. VIII

Nb. 410. XIV 308, 314, 331, 339. XXI 69, 137f., 230—235
Vermischte Meinungen u. Sprüche, XIV 308. XVII Nb. 385. XX Nb. 264. XXI 139
Vom Nutzen und Nachteil der Historie, II Nb. 405. IV Nb. 455. VI Nb. 346, 351, 356, 358. VII Nb. 410
Die vorplatonischen Philosophen, Vorlesung, II Nb. 395. IV Nb. 450, 452f., 455. XX Nb. 252
Vorreden des Jahres 1886, III Nb. 410_2. VI Nb. 355. VII Nb. 411. XXI Nb. 292, 294
Der Wanderer und sein Schatten, X Nb. 440. XII 322f. XIV 150, 231, 308. XV 273 Nb. 454. XVII Nb. 385. XX 147, Nb. 266. XXI 139, 175, 240
Wille zur Macht, III Nb. 410_1. X Nb. 439. XII Nb. 345. XIII Nb. 415f., 433f. XIV 285, 287, 372ff. XV 32, 52f., 72, 154, 345, 445, Nb. 453—455, 461, 464. XVI Nb. 430f, 433. XVII Nb. 372f., 382. XIX Nb. 404—413, 416, 432. XXI Nb. 301
Wir Philologen, II Nb. 405. IV Nb. 446. VI Nb. 346. VII Nb. 422
Zur Genealogie der Moral, VI Nb. 356. VIII Nb. 418. XIV 267, Nb. 376, 378. XV Vw. VII, 267, Nb. 453, 463f. XVI Nb. 429, 431. XVII 48, 195, Nb. 385. XIX Nb. 409f. XXI 241, 264f., Nb. 294
Zur Geschichte d. literarischen Studien, I Nb. 451. II Nb. 405
Zur Geschichte d. Theognideischen Spruchsammlung, I Nb. 452
Nietzsche, F. A. L., Superintendent in Eilenburg, Grossvater Fr. N.'s, XXI 179
Nietzsche, Erdmuthe, geb. Krause, Grossmutter N.'s, XXI 9, 13, 23ff., 179
Nietzsche, Carl Ludwig, Pfarrer in Röcken, Vater Fr. N.'s XXI 3f., 6ff., 10, 175, 180f., 183, 239
Nietzsche, Franziska, geb. Oehler, Mutter N.'s, IV Nb. 451, 452. XII Nb. 354. XV Nb. 456, 459, 462. XXI 7, 13, 17, 31, 175, 179, Nb. 300f.
Nietzsche, K. L. Joseph, Fr. N.'s Bruder, XXI 6, 8f.
Nietzsche, Auguste, Schwester von N.'s Vater, XXI 18, 23f.
Nietzsche, Rosalie, Schwester v. N.'s Vater, XXI 9, 25
Nietzsche, Lina, Stiefschwester von N.'s Vater, XXI 9
Nietzsche, Friederike, Stiefschwester v. N.'s Vater, XXI 9
Nietzsche, Julie u. Hedwig, in Plauen verheiratete Stiefschwestern v. N.'s Vater, XXI 18
Nietzsche, Pastor in Nirmsdorf, Stiefbruder von N.'s Vater, XXI 18
Nikander, Dichter, I 234. II 111
Nikaon, I 386
Nike, II 378. V 383ff., 408f.
Nikias, athenischer Staatsmann, V 182
Nikias v. Nikäa, Philosoph, I 313, 326
Nikokles, Vater des Epikur, V 107
Nikolaos von Damaskus, Historiker, I 308f., 365. V 198

Nikolaus I., Kaiser v. Russland, XXI 12
Nikomachos, I 386, 388. IV 288f.
Ninon de Lenclos, XI 106
Niobe, II 374. IX 206
Nirmsdorf, XXI 18
Nissen, H., Archäologe, V 331
Nitzsch, K. J., Philologe, V 87
Nitzsche, R., Philologe, II 224f.
Nizza, VIII 13. XIII Nb. 426f., 431. XV Nb. 455. XXI 135, 194, 253
Nohl, Ludw., Musikschriftsteller, XIII Nb. 430. XVII 341. XXI 237
Nonnos, II 225. V 103
Novalis, VIII 142. XVII 367. XIX Nb. 408. XX Nb. 273
Numa Pompilius, II 307. V 353
Nymphäos, Dichter, V 272

Oceanus, IV 257$_1$
Odilia, I 157
Odin, I 142, 146, 148, 154
Oedipus, III 33, 38, 72, 179, 213, Nb. 397. IV 50. VI 36f. XIV 314. XV 7. Siehe auch Sophokles.
Odoaker, I 161, 163
Odysseus, I 242. III 78
Offenbach, XVI 404. XVII 41, 107. XIX 234f., 399. XXI 64
Ogyges, Titan, V 342
Oehler, David Ernst, Pastor in Pobles bei Weissenfels, Vater von F. N.'s Mutter, XX Nb. 262. XXI 13, 23, 27
Oehler, Wilhelmine, geb. Hahn, Grossmutter Fr. N.'s, XXI 13, 23, 27
Oehler, Edmund, Pastor in Gorenzen am Harz, Bruder der Mutter F. N.'s, XXI 23
Oehler, Philologe, I 343
Oinobios von Athen, V 177
Oinopides, II 65
Okellos, Pythagoreer, II 106, 125$_1$
Oken, L., Naturforscher, I 428
Olearius, Philologe, II 80
Olen, mythischer Sänger, IV 263
Olshausen, Philologe, V 341
Olympias, Mutter Alexander d. Gr., V 4
Olympiodorus, Historiker, II 39, 55. IV 412. V 166
Olympos, II 22, 125, 245, 288. V 122, 239f., 246, 259, Nb. 482
Omar, Kalif, V 210
Omphale, III 133
Onatas, Künstler, V 404f.
Oncken, W., Historiker, IV 387
Onesikritos, Historiker, IV 287
Onomakritos, II 126. IV 256$_1$. V 140
Ophioneus, Ophion, IV 258f., V 342
Opitz, M., Dichter, V 211
Opitz, Dr., Gymnasiallehrer, XXI 22, 24
Oppolzer, Joh., Ritter v., Mediziner, XXI 7
Orest, III 33, 179. IV 50. V 401, 414, 449, 453, 455f.
Origenes, Kirchenvater, IV 303
Orion, Grammatiker, I 327
Orléans, Fürstengeschlecht, I 57
Orodoikides, V 123
Oros, Grammatiker, I 327
Orosius, Paulus, römischer Geschichtschreiber, XXI 59
Orpheus, mythischer Sänger. Orphiker, I 22, 125f., 221, 371. III 90, 127, 254. IV 166, 253, 256f., 258, 264, 269,

284f., 321. V 139f., 171, 216, 220f., 232, 239f., 246, 259, 262, 270, 282, 346f., 421f., 452$_3$. VI 32. XI 297. XII 117, 170, 209. XIV 258
Orpheus von Kroton, IV 256$_1$. V 140
Oschatz, Richard, Druckerei in Chemnitz, IX Nb. 488, 489
Oeser, A. F., Kupferstecher u. Bildhauer, IV 332$_1$
Osiris, V 171, 447. XVII 254. XVIII 124
Osswald, Pastor, XXI 8
Ostanes, II 113
Ott, Louise, Frau, VIII Nb. 410, 420. XX 81
Otto, Spediteur in Naumburg, XXI 9
Oudinot, Ch. N. V., franz. General, I 55f.
Overbeck, F. C., Prof. der Kirchengeschichte, VI Nb. 349, 351. VII Nb. 413. XII Nb. 345. XIII Nb. 419f., 422, 425f., 428, 430, 432ff. XV Nb. 451, 456, 458f., 463—465. XVI Nb. 429f., 432f. XVII Nb. 371, 375, 377, 382. XIX Nb. 403, 407, 411, 433. XX Nb. 264. XXI Nb. 300f.
Overbeck, Chr. Adolf, Dichter, Verfasser des Liedes „Warum sind der Tränen unterm Mond so viel", XVIII 29
Ovid, V 211

Pacatos, I 269
Paganini, N., XVII 330
Palaemon, V 412
Palestrina, G. P., III 126, 350, 367. VIII 187. IX 87. XVII 20
Pamphila, I 365. II 50. V 174
Pamphilos, Platoniker, I 387
Pamphos, mythischer Sänger, IV 263
Pan, II 185. III 77. V 403, 438
Panätius, Stoiker, I 299, 335f., 337f., 345, 354, 361, 363, 379. II 54, 98, 101f., 106, 130. V 155, 163
Pandora, VIII 81
Paneides, König im Certamen Hom. et. Hes. II 150f., 178, 181. V 261
Paneth, Dr., Physiologe, XIII Nb. 429ff., 433
Pantainetos, V 27
Pantheia, IV 320
Panyasis, Dichter, I 323. V 85, 167, 170
Panzerbieter, Philologe, I 307
Papirius Fabianus, V 313
Pappos Mathematiker, II 49
Paracelsus, Ph. A. P., Chemiker und Theosoph, IV 271$_1$. XI 316
Paris, Sohn des Priamus, V 343
Parmenides, II 100f., 115$_1$, 120$_2$, 121$_2$, 125$_1$, 128, 142, 180f., 362. IV 156f., 179, 189—213, 223, 236ff., 246, 248, 276—281, 289, 302, 314f., 317, 325, 329, 333, 335, 343f., 350, 353, 355, 364, 399, 415f., 427. V 46f., 51ff., 58—63, 79, 84, 141, 257, 274. VI 33, 66f., 72, 107, 119. VIII 229. XVI 7. XVIII 293
Parrhasios, Maler, V 107
Parthenos, siehe Athene
Pascal, IV 160. VI 88f., 179. VII 23. VIII 246. IX 16, 175. X 49, 59ff., 75, 78, 83, 173, 305, 430f. XI 12, 71f., 279. XIV 261, 304, 328. XV 65f., 177. XVI 7, 9, 151, 327, 328,

331, 336, 344, 347, 391. XVII 91, 113, 173, 286, 346. XVIII 65, 166, 175 f., 184, 197, 202, 222, 245, 270 f., 287, 297, 313. XIX 69, 202, 301 f., 343, 346, 391, 393. XXI 78, 85, 98, 198
Paschalis, I 214
Passow, Franz, Philologe, VII 133
Pasta, Giuditta, berühmte Sängerin, XVII 313
Patrizzi, Francesco, Philologe, II 38
Paetus, IX 231. XVI 16
Paulus, Apostel, I 259 ff. III 343. IX 236. X 61—63, 65, 84, 105, 173. XI 73. XII 165, 276 f. XIV 232. XV 313. XVI 323. XVII 196, 219—221, 223, 227—229, 231, 238, 254. XVIII 119, 124 f., 130—132, 141, 152 f., 158, 245. XIX 117
Paulus Diaconus, V 359
Pauly, Philologe, I 241
Pausanias, König von Sparta, V 439
Pausanias, Perieget, II 186, 195 f., 201, 372. IV 262. V 98, 100, 177, 189, 198, 205, 221, 283, 340, 344 f., 348, 373, 385, 387, 394, 399, 408, 410 ff., 422, 428, 439, 447, 452_3, 457, 459
Peiper, Philologe, V 75
Peipers, D., Philologe, IV 377_1
Peitho, griech. Göttin, V 227, 368
Pelops, V 399, 414
Penelope, I 242. III 296
Pentheus, III 349
Peri, J., italien. Sänger, II 262 f.
Periander, einer der 7 Weisen, I 341, 358, 367, 384. IV 265, 267. V 75, 106, 439. VI 110 f. XIV 31
Perikles, I 385. II 93, 127, 374. III 8, 92. IV 227 f., 401, 419, 433. V 6 f., 10, 13, 61, 77, 128_1 f., 130 ff., 171, 175, 179 ff., 188 f., 228, 275 f., 311, 382, 385. VI 72. VII 14, 181, 185. VIII 217, 301, 336. X 157. XII 283. XIV 259, 263. XV 186, 300. XVI 138, 345. XVIII 301, 303. XIX 177. XXI 116
Peristratos von Ephesus, I 334
Pernitzsch, Verleger, II 232
Persäos, Stoiker, I 334, 341, 379. V 152 f.
Persephone, IV 259. V 140, 204, 347, 349, 458
Perses, Bruder Hesiods, V 99, 102, 105
Perseus, V 342
Perugino, Pietro, XVII 309
Peter Magister, I 271
Petersen, Philologe, V 428_1
Pétion, Girondist, I 74. XX 25
Petrarca, VI III. VIII 43. XI 74
Petronius, II 119. XV 43. XVI 332. XVII 347. XVIII 115, 140. XIX 392
Petrus, X 56. XV 313, 429. XVII 223. XVIII 123
Pforta, I 3, 17, 59, 75, 209, 257, Nb. 454. VII Nb. 425. XX 3, 17, 22, 26. XXI 33, 193 f., 196
Phädon von Elis, I 337. II 98. V 272, 274
Phädros, Epikureer, V 164_2
Phainarete, Mutter des Sokrates, IV 355
Phaistos, I 340_1
Phanes, III 303. IV 258. V 343
Phanias aus Eresos, Peripatetiker, I 386. V 153, 194

Phanton, Pythagoreer, IV 342
Phaon, Pythagoreer, II 118
Phegeus (in der Hesiodsage), II 182, 191 f.
Phemios, V 217, 267
Phemonoë, erste Pythia, IV 266. V 436
Pherekles, V 106
Pherekrates, Komiker, V 129
Pherekydes von Syros, I 333, 341, 361, 385. II 118. IV 166, 253, 256$_1$, 257, 259, 260, 266$_3$, 270, 285. V 49, 139, 281, 342
Phidias, II 293. III 92, 254, 271, 279. IV 226, 254. V 405, 408 f. IX 93. XIV 234. XVII 316
Philammon, IV 263
Philemon, Komödiendichter, II 273. III 77. V 137
Philetas, Elegiker, III 279. V 108. XII 110
Philippos von Opus, Platoniker, IV 389. V 146
Philippos, Vater des Aristophanes, V 129
Philippos von Makedonien, V 22, 189, 433, 436, 440 f., 443
Philippos, Philosoph, I 379. II 100
Philiskos, I 338, 341, 385, 388. II 108$_2$
Philistos, Historiker, V 167, 182, 186, 190, 274
Philo von Larissa, Akademiker, I 324, 360
Philochoros, II 183 f., 192. V 196 f.
Philodemus, Epikureer, I 365. II 126. V 162, 164$_2$
Philoktet, XVI 30 siehe a. Sophokles
Philolaos, I 341. II 106, 115. IV 287, 290, 331, 342, 348—352, 417, 441
Philonides, Komiker, V 130
Philopator, I 324
Philopoemen, V 200
Philoponos, Joannes, Grammatiker, V 166
Philostephanos, Grammatiker, I 324 f.
Philostratoi, d. 4 Sophisten, I 268. II 154 f., 159, 165, 179, 224 f. V 39
Philoxenos, Dithyrambiker, II 247, 248$_1$. V 272
Philtis, Tochter des Eudoxos, I 387
Phlegon, Historiker, I 359, 365. II 50
Phokion, V 22
Phokos von Samos, II 100. IV 270. V 124
Phokylides, Dichter, I 224, 232. V 75, 104, 254, Nb. 484
Phoenix (Phoinix), Stammvater der Phoenizier, V 340
Phormion, V 27
Phormis, Komiker, V 126, 138
Photius, I 269, 273, 313, 319, 322. II 164, 170, 230 ff. V 440
Phrynichos, Grammatiker, V 12
Phrynichos, Komiker, V 116, 129
Phrynichos, Tragiker, II 255, 259. V 76, 112, 122, 124, 256, 261, 279
Phthimene, IV 322
Phylarchos, Historiker, V 192
Physo, IV 322
Piccini, N., Komponist, IX 267. XVII 313
Pilatus, IX 17. XVI 326. XVII 231
Pindar, I 246, 268, 272, 275. II 245, 247$_1$, 254 f., 350, 358, 376, 382, 386 f. III 48, 92, 171, 185, 349 f., 389.

IV 263, 318. V 73, 78f., 178, 212, 215, 226f., 235, 241, 243, 252f., 255, 264ff., 269f., 277, 279, 380, 414f., 435, 437f. VI 102, 106f, 109. VII 188, 196, 390. VIII 230. XI 74. XVII 171
Pinder, Appellationsgerichtsrat, XXI 16, 19f.
Pinder, Geheimrätin, Mutter des vorigen, Jugendfreundin von N.'s Grossmutter Erdmuthe, XXI 19
Pinder, W., Ober-Regierungsrat, Jugendfreund F. N.'s, I Nb. 453, 457. XX Nb. 263. XXI 10, 16f., 33f.
Piron, Alexis, französischer Dichter, IX 308
Pisander, Epiker, V 85
Pisistratus, I 367. II 10, 12, 19, 221, 248, 255, 386. III 196. V 174, 179, 274, 403, 418. VI 89, 110f.
Pittakos, Weiser, I 325, 350, 361, 367, 384. IV 264ff.. V 104, 106
Pittheus, IV 263
Pius IX., I 55
Planudes, byz. Grammatiker, IV 267
Plass, I 212
Platen, Aug. Graf von, I 31. XVII 345
Plato, I Vw. XIII, 228, 272, 295, 302f., 321f., 325f., 333, 337, 339, 341, 354f., 358, 366f., 387. II 39, 41, 45, 50ff., 60ff., 68, 70, 85f., 89ff., 98, 101, 106, 108, 109_1, 111, 115, 122_1, 126_1, 127, 129, 142, 227, 232ff., 240, 247_1, 263, 265, 285, 312f., 342, 344, 347, 359, 362ff., 374, 377, 386f. III 9, 72, 89f., 93ff., 105, 188f., 201, 210, 214ff., 233f., 254, 273, 293ff., 297, 308, 318, 330, 377, 384, 391, Nb. 397. IV 68, 96f., 133, 159f., 162, 195, 197f., 227f., 235—241, 250f., 257_1, 258, 264, 293, 332, 342, 361, 364—443. V 12_1, 17, 22, 34, 45, 50, 53, 79, 89, 106f., 135, 141—154, 161, 162_2, 187f., 203, 215, 218, 223, 232, 234, 237, 244, 248, 254, 257, 259f., 262—264, 270, 272, 274, 276, 279, 289, 291, 294, 319, 417, 475. VI 4, 23, 61, 71, 74, 98, 105—110, 162. VII 22, 24, 119f., 122, 134, 288f., 369. VIII 69, 99, 181, 229, 230, 335, 386. IX 133, 175, 295, 360, 444, Nb. 487. X 5, 21, 29, 109, 157, 160, 289, 302, 305, 311f., 332, 336, 342, 413, 418, Nb. 438. XI 4, 13, 53, 70, 231, 259. XII 55, 119, 170, 263, 275, 285, 314. XIII Nb. 423. XIV 23, 232, 251, 258, 264f., 279, 304, 323, Nb. 377. XV 2, 3, 21, 44. XVI 4—7, 9, 13, 19, 21ff., 25, 33, 37, 51, 70, 94, 138 bis 141, 144f., 252, 320, 324, 328, 331, 342, 344f., 356, 381, 385, 396. XVII 67, 74f., 93, 98, 123, 153—155, 193, 246, 318f. XVIII 114, 143, 148, 158, 187, 219, 261, 288, 301, 303, 307, 310—312, 314f., 319. XIX 66, 69, 177, 215, 317, 324f., 385, 387. XXI 98, 117, 149, 225f., 234
alle Dialoge, II 53—56. IV 366, 384
Alcibiades, IV 372, 374, 376
Apologie, IV 354f., 359f., 362, 372, 380, 382_1, 391. V 48, 62, 141f., 144, 146, 148, 305
Charmides, IV 372, 376, 387, 422. V 146
Cratylus, IV 376, 469

Euthydemos, IV 372, 376, 394. V 146f., 149
Euthyphron, IV 372, 422. V 146
Gastmahl, II 377. III 308. IV 362, 372, 374ff., 381, 382_1, 384, 391, 393f., 410, 413. V 141ff., 147—149. VII 191, 202. XVI 7
Gesetze, I 219, 223. IV 372, 376, 383f., 387—389. V 75f., 142, 145—149, 222, 415f.
Gorgias, II 165, 377. IV 372, 374f., 393f., 422, 433, 437. V 142, 147 bis 151, 289
Hermokrates, IV 386ff. V 145
Hipparchos, IV 263
Hippias I u. II, IV 372, 374, 376, 427. V 146, 148
Jon, II 125, Nb. 403. III 86. IV 372, 376. V 219, 235, 267, 473
Klitophon, V 144
Kratylos, V 146f.
Kritias, IV 376, 388. V 145, 149
Krito, IV 354f., 372. V 62, 146. VIII 307
Laches, IV 372, 374, 376, 387, 422. V 141, 146
Lysis, IV 372, 376, 387. V 141, 146
Menexenus, IV 372, 376. V 148
Menon, I 227. IV 372, 376, 422, 438. V 145f., 148
Minos, V 270, 412
Parmenides, IV 375f., 384, 410. V 60, 142, 146—148
Phaedo, II 90. IV 304, 356, 374ff., 380f., 384, 390f., 419ff., 426f., 437f., 443. V 37, 142, 145, 147f., 153
Phaedrus, II 176f. IV 96, 370, 374f., 381f., 384, 391ff., 410, 419, 428, 430, 437. V 6, 13, 82, 141f., 144, 146—149, 273, 289f., 459. XVI 7
Philebus, IV 354, 376, 384, 409, 410, 422f., 434ff. V 142, 146, 148f.
Politikos, IV 375f., 384. V 142, 145f., 149, 290
Protagoras, IV 265, 374ff., 381, 395, V 7, 142, 145, 148, 263, 293. XVI 7
Sophistes, IV 360, 375f., 384. V 142, 145—149
Der Staat, IV 372, 374ff., 384 bis 388, 390, 412, 422, 427, 431, 436ff. V 10, 73, 142, 145—149, 263, 291, 441. VI 72, 319
Theaetet, IV 376, 380, 384f., 436. V 142, 144, 147
Theages, V 144
Timaeus, IV 257_1, 345, 374, 376, 384, 386ff., 396, 430, 437, 443. V 142, 144f., 147—149, 436. XIV 279
Platon, Komiker, V 136
Plauen i. V., I 257. XXI 18
Plautus, II 301, 352. V 137, 313
Plinius der Aeltere, I 233, 314, 327, 339, 359. II 42, 111, 113, 120_1, 198. IV 292. V 17, 458
Plutarch, I 212, 217, 224, 227, 230, 233, 309, 330, 333_1, 345, 365. II 50, 64, 104, 125, 127, 149, 154f., 163, 167, 189, 194, 200, 269, 310, 344. III 279, 366. IV 262f., 266, 270, 293f., 296, 303f., 309, 311, 322, 332, 351, 379. V 71, 74ff., 120, 134, 137, 153, 157, 163ff., 179_1, 181, 189, 192, 198, 203f., 240, 400, 433,

439, 447. VI 10, 283. VII 11, 28, 49. VIII 57, 246. IX 196. X 72. XVIII 161
Plutos, Gott, V 365
Pobles, Dorf bei Weissenfels, I 17. XXI 13, 17, 23 f., 27
Podaleirios, Sohn d. Asklepios, V 438
Poe, Edgar, Allan, XV 243. XVII 294, 336, 370
Pohl, Richard, Musikschriftsteller, XIII Nb. 430. XVII Nb. 376. XXI 237
Poimeniden, V 421
Polemarch, Bruder des Lysias, V 13
Polemon, Philosoph, I 306, 357 f., 384. II 260. III 252. V 83, 116, 282
Polemon, Perieget, I 361. V 196 f.
Polias, Beiname der Athene, V 374
Pollio, siehe Asinius
Pollux, Lexikograph, II 124, 194, 200. V 427
Polos, Sophist, II 177. IV 319
Polyän, I 385. II 201. V 164_2
Polybius, I 268, 359. V 22, 79, 98, 189 f., 192, 195_2, 198 f., 201 ff., 258, 275, 461. VI 243
Polygenitos, I 268
Polyhymnia, VIII 187
Polykleitos aus Sikyon, Bildhauer, III 279. IV 254. V 405
Polykrates, Tyrann von Samos, IV 282, 284, 289. V 54
Polymnastos, Dichter, V 240
Polymnastos, Pythagoreer, IV 342
Polypäus, I 239
Polyphradmon, Tragiker, V 256
Polyzelos, V 100
Pompylos, Sklave des Theophrast, V 273
Pope, A., engl. Dichter, V 211
Porphyrios, II 115. IV 288, 359. V 232_1
Portofino, XII Nb. 354. XIII Nb. 417 ff.
Poseidippos, Epigrammatiker, II 169, 171
Poseidon, II 193, 195 f., 199. III 183. V 319, 368, 377 f., 384, 400, 411, 421, 424 ff., 437
Poseidonios von Rhodus, Stoiker, I 299, 301, 307 ff., 364, 379. II 113. V 33, 199
Poserna, Dorf, XXI 5
Potamon, Platoniker, I 309, 361 f. II 40, 46. V 37
Pothos, V 368
Potsdam, XXI 41
Potter, Philologe, IV 295, 309, 330
Poussin, Nicolas, IX 337
Pratinas, II 247_1. III 377. V 76, 109, 256
Praxiades, V 52
Praxiphanes, Peripatetiker, I 353. II 144. V 148, 153
Praxiteles, V 107
Preller, L., Philologe, I 340_1, 344, 357, 361, 371. IV 258. V 349
Preuner, A., Philologe, V 349
Priamos, V 399
Priapus VII 13. XVI 321
Pribonianus, I 271
Priscian, Grammatiker, I 351. II 280, 301
Proaeresius, Sophist, V 41, 42
Probus, Grammatiker, II 74, 78, 80 f., 301. V 47_1
Procopios, I 268, 271

Prodikos von Keos, II 134. V 15, 181, 184, 244
Proklos, Neuplatoniker, I 276. II 49, 117, 151, 154, 159. IV 269. V 152. VII 198
Proklos, Verfasser der Chrestomatie, V 76
Prometheus, III 19, 33, 38, 71f., 74, 77, Nb. 397. IV 409. V 100, 103. VII 196. X 76. XII 163, 194, 220f. XIII Nb. 418. XVII 17. XIX 285. Siehe auch Aeschylus und Goethe
Properz, II 308, 359. XII 110
Protagoras v. Abdera, Sophist, I 219, 324. II 129, 133, 377. IV 248, 385f., 399f. V 6, 9, 16, 46f., 57, 233, 270, 282, 296, 376. XVIII 312. Siehe auch Plato.
Proteus, XV 179. XVI 47
Prötos und seine Töchter, V 340
Proxenos, Freund Xenophons, V 184
Prytanis, V 152
Psaon, Historiker, V 190
Pseudoaristoteles, IV 289
Pseudohermes, II 113
Pseudopythagoras, II 121
Psyche, I 283. XI 47
Ptolemaeus I., Soter, König v. Aegypten, V 187, 192, 275, 280
Ptolemäus II., Philadelphus, König v. Aegypten, I 278. II 56, 79
Ptolemaeus Lathyros, V 196
Ptolemaeus Physkon, V 196
Ptolemaeus, Claudios, Geograph, V 199, 353
Ptolemaeus, Mathematiker, II 48
Pückert, Professor, XXI 59
Puschkin, XVII 363
Pygmalion, XV 379
Pyrkon, V 437
Pyrrho, Philosoph, I 302, 307, 324. II 48, 63, 100, 120_2, 121_1, 132, 138, 141. V 48f., 57, 164, 282. IX 293, 294. XIV 251. XVIII 303, 310, 312f., 316
Pyrrhus, König von Epirus, V 192, 433
Pythagoras von Kroton, I 346ff.
Pythagoras von Phlius, I 346ff.
Pythagoras von Rhegion, Künstler, I 346ff. V 405
Pythagoras von Samos, Philosoph, I 302, 310f., 316f., 322, 325, 341, 343, 346ff., 366, 368, 373, 384, 388, 390. II 56ff., 60, 66ff., 88f., 92, 100f., 104, 106, 111, 115, 120, 121_2, 132, 135, 139, 141, 180, 293, 325, 331, 361ff., 386. III 80, 210, 300, 386, Nb. 394, 406. IV 65, 144, 155, 159, 187, 194, 199, 236, 241, 246ff., 250, 256_1, 270, 280—291, 293f., 296, 315f., 323, 329, 345, 366, 384, 392, 441. V 46, 49, 53, 58, 63, 135, 140, 171, 247, 281, 339, 421. VI 33, 67, 71, 102f., 106, 111, 248. VIII 219. XI 4, 278. XII 170, 275. XVI 3, 345
Pythagoreer, I 301. II 104, 106, 108, 114, 124f., 127, 129, 133, 137, 141, 181, 221, 362. III 211, 252. IV 22, 236f., 239, 241, 246, 263, 283—291, 321, 323, 331, 342—354, 357, 366, 376, 381, 404, 413—419, 421. V 140f., 220, 270, 274, 446. VI 66, 119, 246. VII 250, 407. IX 268. X 254. XII 112, Nb. 346. XV 44. XVI 324. XVIII 301

Pythagoras von Zakynthos, I 346ff.
Pythokleides von Athen, Musiktheoretiker, II 286
Pythokles, Epikureer, V 163
Python, V 412, 414, 454

Quintilianus, II 297, 303. IV 387, V 11, 34, 129, 293, 296, 305, 308₁. 309, 312f., 315f., 318
Quintus, Bruder Ciceros, V 151
Quirini, Girolamo, Kardinal, III 169

Raabe, Hedw., Schauspielerin, XXI 63
Racine, IX 87, 90. XI 7, 95. XII 134. XVII 283. XXI 198
Raffael, III 36, 315, 343. VI 299f. VII 312. VIII 127, 158, 188. IX 229f., 265. X 15, 330. XII 230. XV 247. XVI 8, 52. XVII 113, 309, 317. XIX 242, 362
Ragnar, Lodbrok, I 146
Ramajana, Nationalepos der Inder, I 85
Ramler, K. W., VI 317
Rancé, Jean le Bouthillier de, Stifter d. Trappistenord., VII 60. X 173
Randwer, I 143, 145f., 154
Ranke, L. v., Historiker, V 130. VI 147. VII 234. XIV 302. XV 422. XVI 342. XVIII 96. XXI 209
Ranke, F., Philologe, II 35f.
Rapallo, XIII Nb. 418. XXI 248
Rapp, III Nb. 395
Rasch, Bürgermeister von Naumburg, XXI 20
Rau, Leopold, Bildhauer, III Nb. 404
Recoaro, Badeort in der Provinz Vicenza, XXI 247
Rée, Dr. Paul, VIII 57, 59, 130, Nb. 412, 417–419, 422. IX 438. XV 272f., 276f. XVI 42, 149, 151f., 251. XXI 73, 241
Regnard, J. F., französischer Dichter, XVIII 91
Reimarus, H. S., Gelehrter, VI 209
Reinecke Fuchs, I 159. XVII 65. XVIII 306
Reinesius Th., Philologe, I 362. II 42
Reiske, J. J., Philologe, I 223. IV 322
Reitzenstein, R., Philologe, II 79
Renan, Ernest, XIV 285, 304. XV 70, 443. XVII 107f., 111, 186, 203, 206f., 350f., 359, 365f. XVIII 96
Renner, Philologe, II 226
Rettig, G. F., Philologe, IV 306
Rhadamanthys, I 234. IV 263. V 342
Rhea, IV 257₁, 258, 348. V 411
Rhinthon, Dichter, V 138
Rhodobatos, I 321
Rhodopis, Hetäre, V 390
Richelieu, Kardinal, XI 300. XVI 391
Richter, Dr. Arthur, VI Nb. 358
Richter, E. F., Kirchenkomponist, III Nb. 408
Richter, Pastor in Naumburg, XXI 24
Richter, Raoul, Professor, XXI Nb. 301
Riedel, Karl, Begründer des „Riedel-Vereins", XXI 62
Riedig, N.'s Leipziger Wirt, XXI 63
Riehl, W. H. v., Kulturhistoriker, VI 149, 159, 193. VII 224, 234f.
Riem, A., I 428
Riemann, Hugo, Musikschriftsteller, XVII 33

Riese, A., Philologe, II 71
Rintelen, Philologe, I Nb. 454
Ritschl, F. W., I 313, 327, Nb. 452. II 103, 112, 205, 301, 352, Nb. 391f., 394, 397, 400. III Nb. 407. V 74f., 220_2, Nb. 480. XXI 43f., 47ff., 53ff., 59f. 62, 64, 209, 216
Ritschl, Sophie, Gattin Friedr. Ritschls, III Nb. 401. XXI 53f.
Ritter, H., Philosoph, IV 369. VII 125, 234
Riva, X Nb. 443
Rivarol, Antoine, Graf v., französischer Schriftsteller, XVII 355
Robespierre, XVII 244. XXI 150
Robinson, siehe Defoe
Rochette, Raoul, I 212
Röcken, I 5. XX 5. XXI 3—9, 23, 180
Rohde, Erwin, I Nb. 453, 456. II 59_1, 139_1, 202, 205, 208, 230ff., Nb. 392, 394ff., 397_2, 398f., 404. III Nb. 394f., 398f., 401, 403ff., 409. IV 281—284, 286f., 289f., Nb. 448 bis 451. V 53, 104_2, Nb. 479f. VI Nb. 348—351, 358f. VII Nb. 410, 413, 415—422. VIII Nb. 418f. X Nb. 445f. XII Nb. 352f. XIII Nb. 422ff., 428f. XV Nb. 458f., 464f. XX Nb. 263. XXI 61, 63f.
Rohn, Antiquar in Leipzig, XXI 43, 46, 62
Roland de la Platière, J. M., Girondist, I 74. XX 25
Roland, M. J., Madame de, XV 183. XVI 420
Rolandseck, IV Nb. 447
Rolph, W. H., XVI 150
Rom, XIII Nb. 424. XXI 252f.
Romulus, II 183. V 447
Romundt, H., Dr. phil., VIII Nb. 417. XXI 51f., 63
Ronsard, Pierre de, XVII 343
Roeper, Philologe, I 343_3 II 74f., 81
Roscher, Wilhelm, Studiengenosse Fr. N.'s, klass. Philologe u. Mythologe, V 331, 348f. XXI 47
Rose, V., I 304, 309, 313, 327f., 333_1, 346, 357, 362, 370ff., 378ff. II 40, 46, 50ff., 53, 99, 111, 115, 120, 126_1 130, 133, 151, 161, 169, 183f., 192f., 198, 200ff., 222f. IV 332, 342, 377_1. V 155, 158
Rosenkranz, J. K. F., Philosoph, I 428. IV 336
Rosenlauibad, Kurort in der Schweiz, VII 404, Nb. 417. XX 73, 75, 80, Nb. 266
Rossbach, Dorf b. Naumburg, XXI 11
Rossini, IX 87. XI 288. XII 103, 108. XVII 283, 313f., 345. XX Nb. 265. XXI 205
Rousseau, J. J., II 264. III 34, 318, 369. V 469. VI 195. VII 72—74. VIII 190, 326, 381. IX 175, 300, 302, 445. X 6, 24, 152, 295, 305, 313, 328, 430. XI 90, 300. XII 119. XIV 65, 300, 304. XV 202. XVI 348, 386. XVII 107f., 110f., 148, 244, 312, 357. XVIII 55, 69, 71f., 76—79, 82, 88, 240, 245, 267. XIX 177, 343, 347f., 391. XXI 150
Roux. W., Anatom, XIX Nb. 405f.
Rubens, P. P., XII 311. XVII 316. XIX 243f.
Rudelsburg b. Kösen, XXI 11
Rufinus, Grammatiker, II 299

Rufus, Chr., Humanist, I 371
Rufus, griech. Rhetor, I 273. V 293
Ruhnken, Philologe, V 319
Ruta b. Genua, X 10. XII 9, Nb. 354. XXI 154, 163
Rutilius Lupus, Rhetor, V 34
Rütimeyer, Ludwig, Paläontologe XI, 302

Saadi, pers. Dichter, XI 317
Saaleck b. Kösen, I 4. XX 4. XXI 11
Sabinus Masurius, I 321, 365. II 50. V 398
Sabus, Erfinder d. Weinbaus, V 352 f., 354
Sacchetti, Franco, Novellendichter, XV 101
Sachs, Hans, VI 214
Saint-Evremond, XV 169
Saint-Just I 75. XX 26
Saint-Simon, C. H., Graf, XII 319. XVII 244, 356
Sainte-Beuve, Ch. A., IX 252. XIV 304. XV 70. XVI 386. XVII 108, 350 f., 356, 358 f., 366, 370
Sakadas aus Argos, Musiker, III 197. V 240
Salis-Marschlins, Meta von, Dr. jur., XXI Nb. 289
Salles, Girondist, I 74. XX 25
Sallust, II 344, 359. V 312. XVII 152. XXI 193 f.
Salomo, König, I 230
Sand, George, XV 183, 199. XVI 34, 386, 418, 419. XVII 107, 110, 340, 365. XVIII 54, 80
Sand, Ludwig, XV 199. XVI 355
Sanders, Dan., Lexikograph, VI 199
Sankt Moritz, XXI 175
Sannion, Athener, V 266
Santa Margherita Ligure, XIII Nb. 419. XXI 249
Santen, L., Philologe, II 308
Sappho, I 290. II 186. V 240, 265, 269, 283, 458. VII 196
Sarapis, V 81
Sarus, I 165
Satorninos, II 48
Satyros, Biograph, I 335 f., 338, 344 f., 356 f., 363, 385, 387 f. II 49, 54. IV 288. V 155.
Satyros, Komiker, V 25
Satyros Zeta, Aristarcheer, I 344
Sauppe, H., Philologe, II 162, 165, 179, 182. V 184
Savonarola, VI 294. XI 71. XVII 244. XIX 177. XXI 99
Saxo Grammatikus, dän. Geschichtschreiber, I 139, 146 f., 149, 152, 154 ff.
Scaliger, J. J., Philologe d. 16. Jahrh. I 362. VI 153
Schaarschmidt, Philologe, IV 342, 369, 387, 389. V 146 ff.
Schanz, M., Philologe, IV 377 1
Schelling, F. W. J. v., I 428. III 248. IV 371, 409. V. 470. X 170. XV 210. XVI 10 f. XVII 31, 341. XXI 272
Scheurleer, Philologe, I 328 f., 334, 346, 358, 391
Schiller, I 34. II 6, 8, 262, 267, 343, 345, 358. III 34, 41, 54, 58, 130, 136 f., 152, 201, 232, 246, 257, 311 f., 366, 372, 374 f., 379 f., 384, 389. IV 40, 47, 53 f., 89 f., 96, 117, 132 f.

VI 157, 216, 243, 279, 338, 341. VII 14, 134, 153, 228, 231, 233, 242. 287, 341, 353. VIII 168, 190 f. IX 68, 85, 121, 242, 250 f., 253, 300, 424, 435, 442, 450, 465, Nb. 486. X 170. XI 7. XIV 316. XV 202. XVI 355 f. XVII 12, 107, 118. XVIII 82.
Braut v. Messina, II 239, 256 ff. III 53 f. (Vorrede)
Don Carlos, I 230, Nb. 454. IV 40.
Fiesco, IV 133
Gedichte: Die Künstler, VII 328 (Zitat).
Lied an die Freude, III 347. XXI 73
Der Taucher, VI 288 (Zitat). XXI Nb. 289 (Zitat)
Worte des Glaubens, VI 267 (Zitat).
Räuber, III 366. IV 116. VII 254
Tell, VII 254
Wallenstein, I 97—100, Nb. 451. II 237. III 201, 246. IV 40. V 302_1. VI 155. Nb. 352 (Zitat). VII 254.
Prolog zu Wallenstein (Zitat) III 6
Schlegel, A. W., II 249, 253, 273. III 52 f., 59, 180. IX 446
Schlegel, Friedrich, III Nb. 393, 395
Schleiden, M. J., Naturforscher, I 428
Schleiermacher, II 106_1, 119_2, 127, 129, Nb. 399. IV 297, 308, 332, 369 ff., 375, 419. VI 166, 202, 209, 286 (Zitat) 304. VII 27. VIII 128. IX 300. X 170. XVII 365. XXI 272
Schliemann, H., Archaeologe, V 216, 401.
Schlosser, J. G., Schriftsteller, Goethes Schwager, XV 240. XVI 325
Schmeitzner, Ernst, Verleger, Schloß-Chemnitz, III Nb. 405. VI Nb. 356. VII Nb. 414, 422. VIII Nb. 423. IX Nb. 488 f. X Nb. 444. XII Nb. 352, 357. XIII Nb. 419, 425, 428. XV Nb. 463. XX Nb. 266
Schmidt, H., Philologe, II 293 f., 333, Nb. 399. V 109, 113
Schmidt, Julian, Literarhistoriker, IV 48, 137. VII 224
Schmidt, M., Philologe, I 266_1, 269_1, 272. V 152_1
Schneckenburger, Max, Dichter der „Wacht am Rhein", VII 367 f.
Schneider, G., Philologe u. Platoforscher, I 428
Schneider, K. C., Biologe, XIX Nb. 405 f.
Schneider, O., Philologe, I 266, 272, 275, 371, 390.
Schneidewin, F. W., Philologe, I 227 f., 239
Schöll, R., Philologe, II 202
Schoemann, G. F., Philologe, II 221 f. V 376
Schönburg b. Naumburg, XXI 11, 33
Schöne, A., Philologe, II 186
Schönefeld b. Leipzig, XXI 27
Schopenhauer, I 290, 392—401, 402, 404 f., 414, 427, Nb. 451, 458. II Nb. 392 f. III 10, 12, 22, 24, 44 f., 49, 107 ff., 123 f., 134, 138, 152, 207, 225, 235, 273, 307, 339 ff., 345, 348, 351, 355, 358, 369, Nb. 399,

408, 409$_1$. IV 133 f., 157, 161, 169, 175 f., 178, 185, 230, 233, 238, 405, 407, Nb. 445. V 288 f., 303, 467$_1$, 474. VI 7—11, 32, 47, 60 f., 63, 66, 68, 70, 104, 108, 111, 144, 162, 164 bis 167, 173, 185, 198, 200 f., 205 f., 245, 307, 343, Nb. 349, 353, 355. VII 7, 11 f., 20 f., 23 f., 33, 37—146, 158, 172, 188, 190, 207, 214, 215 (Demopheles), 233, 258, 264, 320, 345, 349 f., 355 f., 363, Nb. 410 f., 415. VIII 4, 42 f., 61 f., 75, 100, 112, 211, 223, 238, Nb. 414, 418. IX 4, 16, 29 f., 86, 98, 133, 175, 194 f., 295, 360, 368, 371, 373, 376, 381, 407, 425, 439, Nb. 484—487. X 52, 59, 110, 125, 127, 129, 138, 151, 155 f., 170, 175, 179, 198, 295, 302, 305, 312, 328, 387 f., 431. XI 5 ff., 30, 51, 92, 141, 262. XII 123, 125—128, 159, 169, 171, 287—290, 309, 311, Nb. 353. XIII Nb. 427. XIV 226, 290, 304, 323, 328 f., 333, 335, 337. XV 22, 25, 68, 75, 110 f., 138, 210, 213, 217, 241, 274, 376 ff., 380—383, 388 f., 421. XVI 7, 11—15, 18, 22, 30, 37, 84, 92, 95, 119, 146—148, 160, 198, 203, 288, 324 f., 328, 375, 396 f., 399. XVII 4, 14 f., 31, 81, 90, 103, 118, 121—124, 131, 133, 135, 159, 175 f., 269, 284 f., 287, 308, 311, 320, 339, 341, 346, 351, 367. XVIII 19 f., 44, 64 ff., 69, 71—75, 197, 199, 202, 256, 265 f., 287, 290 f., 294, 331. XIX 92, 144, 175 f., 221, 223, 228, 236, 244, 247 f., 321, 337, 343, 387, 390 f., 396, 398, 402. XX 129, Nb. 265. XXI 46 f., 51, 62, 70, 72 ff., 77 f., 93 f., 96, 118, 120, 126, 192, 213, 224—226, 230, 232 f., 241, 272

Schröder-Devrient, Sängerin, V 74

Schubert, Franz, VII 319, 373. IX 263. XXI 21

Schulz, F., Philologe, IV 267$_1$

Schumann, Robert, I 257, 291. VII 181. IX 266. XV 202 f. XVII 327. XVIII 82. XXI 200

Schuster, P., Philologe, IV 398. V 59$_1$

Schütz, Heinrich, Komponist, XIX 235. XXI 204, 269

Schweighäuser, Philologe, I 360

Schwind, M. v., VII 224, 234 f., 372

Scipio, Africanus der Jüngere, V 199, 317

Scott, W., II 341. VII 158. XVI 362, 385. XVII 364 f. XVIII 63. XIX 233

Scribe, XVII 366

Seebass, Fr., Dr., V Nb. 482

Selene, IV 264. V 351

Seleucus, Herrscher v. Syrien II 79

Seleukos, Grammatiker, I 335. II 113

Semele, V 399

Semo Sancus, V 352

Semper, Gottfried, Architekt, XVI 363

Seneca, Philosoph, I 309 f., 311, 367. II 24, 46. IV 296. V 75, 165, 211, 312 f. VIII 246. XI 276. XII 21, 153. XIV 304. XVII 107. XVIII 293. XX 96

Sengebusch, Philologe, II 165, 181

Serenos, Grammatiker, I 321, 351

Sergius Flavius, Philosoph, V 313

Serila, I 161

Servet, M., Arzt, VIII 98

Servius, Grammatiker, II 310. V 397, 448
Seume, J. G., Dichter, XXI 5
Sévigné, Frau von, X 172. XVI 419
Sextier, I 310 f. II 46
Sextus, Qu., I 310 f.
Sextus Empiricus, II 48, 64, 102, 167 f., 171. IV 313_1, 317, 319, 385
Seydlitz, R., Freiherr von, VIII Nb. 422. XV Nb. 452. XVII Nb. 376, 381
Seydlitz, Freifrau von, XV Nb. 455
Shakespeare, I 189—191, 193, 204, 295. II 243, 248 ff., 254, 258, 261. III 28, 151 f., 169 f., 191, 193, 307, 312, 362 f., 368, 371 ff., 384. V 111 f., 307. VI 263, 341. VII 230, 261, 353, 370, 376. VIII 158, 168, 189, 191 f. IX 81, 446, 450, 476. X 213 bis 215, 341. XI 205. XII 124 f. XV 169, 428. XVI 331. XVII 318, 355 XVIII 80. XIX 245, 321, 362 XX 58—60, 62. XXI 198, 200, 255
Hamlet, I 198. II 250. III 56, 114, 390. VI 344. VII 58. XI 86, 283, 287. XII 124, 176. XV 146, 246. XVI 354, 378. XVII 296. XXI 200 f.
Julius Cäsar, I 113—121. XII 124 f. XXI 200
Kaufmann von Venedig, I 118, 121
Macbeth, X 214
Othello, VIII 77
Romeo u. Julia, I 198. II 252. XII 99
Sommernachtstraum, II 262. III 176, Nb. 407. XXI 22
Wie es euch gefällt, VI 313 (Zitat)
Shelley, VII 53. XV 202, XVI 424 XIX 346
Sibech, I 157 f., 162 f., 166 f.
Sieyès, XII 122
Sifeka, I 158 f.
Sigurd (Siegfried) I 139, 142, 148 f., 155
Silanion, Bildhauer, I 321
Silber, Dr., Gymnasiallehrer, XXI 24
Silen, II 168 f., 171 f. III 32 f., 37 f., 56, 160, 176, 182. V 109
Sils-Maria, III 16, Nb. 405. IX 11. XII 342, Nb. 347 f., 351. XIII Nb. 417 f., 424. XIV 371. XV 3, 278 Nb. 455, 457. XVII Nb. 381. XVIII 341. XX 120. XXI 124, 145, 181, 194, 267
Silvaplana, Dorf im Kanton Graubünden, XXI 247
Simeon Metaphrastes, I 268
Simmer, Weinstubenwirt, XXI 51, 64
Simmias, Sokratiker, II 99
Simon, Sokratiker, II 99
Simon, Skeptiker, V 282
Simonides von Amorgos, V 123
Simonides von Keos, I 237. II 247_1. 286, 302, 358, 376. IV 318. V 106 f., 108, 226 f., 235, 254, 264 f., 266, 269, 270_1, 277. VI 102, 109. VII 196. VIII 152. IX 110
Simplicius, Aristoteliker, II 46, 100, 121_2. IV 277, 279. V 51 ff., 55, 161_1. XVIII 287
Simrock, Karl, I 150
Sirach, Jesus, IV 267_1
Sisyphus, I 234. IV 263
Skalda, I 145 ff., 156
Skaliger, Joseph, Philolog, I 267
Skirpalos, II 71

Skylax von Karyanda, V 172
Skyllis, Bildhauer, V 405
Skymnos, Geograph, V 189, 196
Smiles, Samuel, engl. Schriftsteller, VII 28
Snorras Edda siehe Edda
Socher, J., Philologe, IV 369, 374 f.
Sokrates, I 315, 325 f., 341, 345, 352, 358, 366, 386, 388, 390. II 65, 79, 96, 98, 100, 107 f., 115, 134, 247, 268, 273, 362 ff., 385. III 4 f., 85—107, 116, 120 ff. 133 f., 137 f., 153 f., 157, 163, 189, 192 ff., 200 f., 215 ff., 233, 252, 257, 293, 295, 306, 308 f., 313 f., 363, 374, 390, Nb. 394, 397, 400, 408 f. IV 157, 159, 189, 213, 236 f., 239 ff., 243, 246, 248, 250, 280, 287, 296, 322, 354—364, 368, 372, 374 ff., 378—384, 390—92, 394, 396 f., 400—404, 412—414, 418—421, 432, 439. Nb. 452, 454. V 12, 15, 45, 50 f., 56 f., 60 ff., 80. 107, 117, 119, 132 f., 141 ff., 153, 184, 188, 204, 244, 247, 279, 376, 436, 471. VI 6, 8 f., 22, 30, 54, 66, 71 f., 101, 103—109, 111, 115 f., 119, 273, 279, Nb. 347. VII 21, 24, 107, 120, 157, 191, 198, 202. VIII 99, 125, 230 f., 273, 305, 307, Nb. 418. IX 185, 229, 236 f., 362, 444, 456. X 17, 28, 109, 182, 336, 395. XI 4, 199, 227, 243. XII 70, 72, 238, 253, 314. XIII Nb. 423. XIV 258 f., 263—265, 327. XV 2, 91, 115 f., 146, 156, 383. XVI 3—7, 18, 138—140, 144, 148, 328, 381. XVII 62—68, 154—156. XVIII 304—307, 312, 316—318. XIX 69, 384. XXI 73, 112 f., 176, 224 f., 227, 234.
Solger, K. W., Philosoph, IV 371.
Solinus, II 119
Solon, I 214, 239, 341, 353, 366 f., 384. II 34, 248, 363. IV 264—267, 270, 383. V 21, 75, 105 ff., 117, 123 f., 165, 243, 254, 261, 265, 268, 274, 276, 395, 458, Nb. 484. VI 110 f. VIII 229. IX 141
Sopater, I 273, 322 ff.
Sophokles, I 268, II 236, 258, 260 f., 265—273, 346 Nb. 400. III 51, 65, 67, 80 f., 83, 87 ff., 96, 98, 118, 170 f., 183, 191 ff., 211, 218, 221 ff., 294, 307, 356, 362, 388, 390, Nb. 397. IV 49, 67, 359. V 5, 11, 20, 107, 115 ff., 143, 212, 224, 242, 249 f., 255, 277, 279, 283, 306, 348, 422. VII 372, 383. IX 81, 86, 90, 257, 349. X 157, 214. XII 53, 108 f. XIV 261.
Ajax, I 198. II 383. V 116. VIII 77. X 214. XII 163
Antigone, III 192. V 114 ff., 258, 449 f. VII 180. VIII 227
Elektra, II 383. III 192. V 115 f., 319, 452. VIII 227
König Oedipus, I 194—208, 246 f., Nb. 451. II 237—273. III 65 ff., 192, 294. IV 65. V 72, 113, 115 f., 261, 447, 453, 460. IX 274. X 119, 214. XVI 186
Oedipus auf Kolonos, I 195 f., II 168, 171, 238, 243, 268. III 66 ff., 119, 257, 332. V 116 f.
Philoktet, II 272, 383, 386. V 115 f. IX 437. X 214
Trachinierinnen, II 383. V 115, 117

Sophron, Dichter, I 326. V 80, 138, 143, 150, 165
Sophroniskos, Vater d. Sokrates, IV 355
Sörli, Gudruns Sohn, I 143 ff.
Sorrent, VIII Nb. 412, 415, 418. IX Nb. 488, 491. XV 270. XX 80, 82. XXI 80, 240
Sosiades, IV 267. V 141
Sosibios von Sparta, V 196
Sosikrates aus Rhodus, I 335 f., 337 f., 343, 345, 356 f., 363, 366, 379. II 54, 101. V 155
Sosipolis, Dämon, V 401
Sössen, Dorf, XXI 6
Sotades, Dichter, II 289
Sotion, I 307 ff., 311 f., 326, 334—338, 344 f., 353, 356 ff., 360 f., 363—366, 379, 385, 388. II 46 f., 54, 120_2, 128 f., 130. IV 332. V 45 f., 50 f., 53—56, 63, 155
Spalletti, J., Philologe, II 222 f.
Spatinos, II 79
Spencer, Herbert, X 383. XI 116, 197, 202, 209, 211. XII 314. XIV 304. XV 212, 285, 345. XVI 100, 148, 150. XVII 136. XVIII 43, 266, 297. XIX 45, 309. XX Nb. 265, 280
Spener'sche Zeitung, VI 153
Spengel, L., Philologe, I 364. II 302. IV 391 f. V 289, 291
Speusippos, II 99, 102. V 59, 107, 153, 161_1, 281
Spielhagen, Friedrich, IV 50
Spinoza, VI 18. VIII 159, 338. IX 175. X 305, 312, 342. XI 141, 265. XII 73, 127, 241 f., 272, 313, Nb. 346. XIV 109, 206, 300. XV 11, 39, 123, 275, 329, 350, 383. XVI 7—9, 18, 37, 53, 92 ff. XVII 123, 149, 187. XVIII 8, 74, 240, 287, 307. XIX 68 f., 370, 387. XX 129, Nb. 265. XXI 98
Spintharos, Baumeister, V 434
Spintharos, Sokratiker, IV 356, 362
Spir, A., Philosoph, IV 213 f. VII 29. VIII 33. XVI 88, 111
Spitteler, Karl, XVII, Nb. 377, 384. XXI 213
Spontini, IX 432
Staël, Madame de, VI 162. XV 151, 183. XVI 419
Stallbaum, G., Philologe, IV 369, 419. XXI 51
Stark, B., Philologe, V 383
Statius, Publius Papinius, XXI 59
Stein, H. v., Philologe, Platoforscher, IV 369
Stein, Heinrich, Freiherr von, Freund N.'s, XV Nb. 457. XXI 181, 213
Steinabad, Kurort im Schwarzwald, VII Nb. 421, 424, 426
Steinhart, K., Philologe, IV 369
Stendhal (M. H. Beyle), X 426. XI 7. XII 122. XIV 304. XV 54, 215, 217, 379, 381. XVI 148 f., 151, 341, 348, 375, 427. XVII 145, 349 f., 358, 363, 368. XVIII 81, 98. XIX 46, 225, 386 f. XXI 199, 233, 273
Stephanus, H., Buchdrucker, II 161, 188, 201 ff., 222 f.
Stephanus Byzantius, Geograph, I 227, 313, 317—319, 365. II 42, 111, 199. V 346
Stern, Adolf, Literarhistoriker, VII Nb. 419

Sterne, L., V 300 (Yoricks empfindsame Reise) IX 60 ff., 447 (Tristram Shandy) XX 136, Nb. 265 ff.
Stesichoros, II 125, 183 ff., 191 f., III 363. V 240, 243, 264, 266, 270_1, 277
Stesichoros (in der Hesiodsage) II 182 f.
Stesimbrotus, II 125, 127. V 235, 268
Stifter, Adalbert, IX 245. XIX 348
Stilpon, I 341, 366, 388. II 100. V 280, 282, 376
Stobäus, I 223 f., 238. II 64, 66, 114_1, 115 f., 164, 166 ff., 174. IV 263, 303, 311, 332. V 141, 165, Nb. 484
Stolle, L. F., Schriftsteller, XXI 51
Strabo, I 279. II 53, 103, 113, 198, 244. IV 294. V 155, 157, 159, 182, 189, 196, 198, 216, 302, 353, 433, 436, 439
Straton, Peripatetiker, I 324, 366, 378, 382
Strattis, Komiker, V 136
Strauss, Dav. Friedr., II 56, Nb. 396, VI 124, 126, 131–226, 304, 343. Nb. 348, 351. VII 50, 224, 234 f., 402. IX 3. XI 142. XIV 331. XVI 13, 358, 362. XVII 101, 203. XIX 239. XXI 69
Stresa, X Nb. 444
Stuart, Archäologe, V 411
Studemund, W., Philologe, II 230
Suckow, Philologe, IV 369
Sue, Eugen, I 56
Suetonius, V 312. VII 22
Suidas, Historiker, I 267
Suidas, Lexikograph, I 214, 216, 219, 227, 232, 266–280, 309, 313, 316, 337 ff., 340_1, 342, 362, 364, 367 ff., 389 f., 391. II 35, 71, 100, 102, 105, 106_1, 109 ff., 122, 124, 168, 184, 187, 200, 216, 224 f., 265. IV 277, 292, 389. V 50, 52, 54, 57 f., 59 f., 140, 146, 153 f., 271_1. XXI 59 f., 63
Sulla, I 309. V 156 f.
Sulzer, VIII 220
Surlej, Oberengadin, XXI 247
Susemihl, F., Philologe, IV 369, 419
Swanhilde (Sonilde) I 143, 145 ff., 153, 164 ff.
Swanhwit, I 148
Swedenborg, XVIII 69
Swift, J., VI 279. VII 129. VIII 65, 72
Syadras, Dichter, V 404
Sybel, H. v., XV 207
Sylburg, I 317, 363. II 118
Synesios, Bischof, I 268. IV 355. V 62
Synkellos, II 112, 119. V 63

Tacitus, II 87, 344, 359. III 298. IV 68, 117. IX 259. X 59. XI 135. XII 240. XV 121, 312 (Zitat), 390 (Zitat). XVI 351. XVIII 132
Taine, XIV 290. XV 214, 422, Nb. 459. XVI 341. XVII 309, 350, 353, 369. XVIII 294. XIX 232, 246, 344. XXI 199, 216
Talleyrand, XI 134
Talma, XVII 26
Tantalos, V 462_1. XV 218
Tasso, XII 227 (Armida)
Tautenburg in Thüringen, XII Nb. 351
Teichmüller, G., Philosoph, XII Nb. 346. XVI 8, 88, 111

Teiresias, V 438
Telakeus, XXI 32
Telauges, I 385, 388. II 49, 120$_2$. V 49
Telekleides, Komiker, V 129
Telephanes, V 405
Telestes, Dithyrambiker, II 248$_1$
Tennemann, W. G., Philologe, IV 369, 371
Terentianus Maurus, II 297 f., 308, 319
Terenz, I 230. V 137, 313. XXI 59
Tereus, Thraker, V 348
Terpandros, Dichter, I 219. II 125. V 121, 232, 239 ff., 272, 277, Nb. 482, 484. XII 110
Tertullianus, V 419. XV 310 f. credo quia absurdum est: VI 95. VII 3. XVIII 83. XXI 151
Tethys, IV 257$_1$
Teubner, Verleger, II 222. V 258
Teuffel, W. S., Philologe, I 230, 241, 249
Teutschenthal, Dorf bei Halle, XXI 27
Thales, I 341, 367, 384. II 100, Nb. 395. IV 156 f., 159, 163 ff., 172, 180, 207, 238, 243, 246, 252 ff., 259 f., 264—275, 278, 280, 330, Nb. 452. V 46, 52, 58, 247, 274, 276, 280. VI 53, 66, 72, 107, 116, 118. VIII 231
Thaletas, II 125. V 75, 232, 240, 272
Thamyris, griech. Sänger, II 374. V 346
Thayer, A. W., XV 421
Theagenes von Megara, I 212 f.
Theagenes v. Rhegion, Grammatiker, II 125
Theano, Frau des Pythagoras, I 388 f.
Theäter, I 379. II 125
Thebaïs, V 85, 98
Themis in Delphi, V 436 f.
Themistios, II 154 f., 159, 179. V 109, 150
Themistogenes, Pseudonym Xenophons, V 185
Themistokles, II 374, 379. IV 433. V 107. X 182
Theo, II 49
Theodektes, I 340$_1$. II 303. V 70, 187 f., 271
Theodoretos, Kirchenhistoriker, I 361. II 167 f.
Theodorich der Grosse, König d. Ostgoten, I 139, 142, 149, 152, 155, 158 ff.
Theodoros der Atheist, II 100. V 376
Theodoros, Vater des Isokrates, V 15
Theodoros von Samos, Künstler, V 405
Theodoros, Rhetor, V 37, 202, 293
Theodoros, Schauspieler, V 21, 267
Theodosios, Kaiser, V 359
Theodosios, Skeptiker, II 48 f.
Theognis, I 209—253, 272, 276, Nb. 450. II 166 ff., 171 ff., 225 f., 350. V 75, 104 f., 254, 265, 276, Nb. 479, 482. XV 287. XVI 373. XXI 48, 53, 55, 59, 62 f.
Theokrit, Dichter, IV 267. V 141, 250, 450, 461. IX 90. XII 110. XX 115
Theokrit aus Chios, Historiker, I 321. V 187
Theombrotos, I 344. II 77
Theon, Mathematiker, II 49
Theon, Rhetor, V 163
Theophrast, I 323, 339, 341, 344, 358, 366, 388 f. II 46, 52, 77, 100, 108 f.,

111, 114, 115$_1$, 117, 120$_1$, 121, 122$_1$, 125$_1$, 127, 132, 140, 142, 145, 303. IV 263, 276f., 279, 315, 317, 329f., 354$_2$. V 13, 25, 27, 30, 47$_1$, 49, 51ff., 58f., 70, 80f., 151ff., 155—160, 161$_1$, 167, 187, 194, 197, 273, 461. IX 307
Theopomp, Historiker, V 25, 27, 71, 81, 167f., 183f., 186—190, 192, 257, 271, 274, 295, 442
Theopomp, Komiker, V 136
Theotimos oder Diotimos, Stoiker, I 309
Theramenes, Redner, V 15, 50$_1$
Therese, Die heilige, XV 414. XVIII 160
Therese, Prinzessin v. Sachsen-Altenburg, XXI 180
Theron v. Agrigent, IV 318
Thersites, IV 195
Theseus, IV 263. V 85f., 230, 260, 348, 355, 369, 454. XVI 278, 427f.
Thespis, II 248, 255. III 196. V 76, 113, 122, 124$_2$, 125$_1$, 261, 267
Thessalos, I 319
Theudas, II 48
Thierry, XVIII 240. XIX 304, 401
Thiers, I 54, 56. VI 282. XVII 352
Thomas, franz. Abgeordneter, I 54
Thomas von Aquino, XV 309
Thomas a Kempis, XVI 414. XVII 109
Thomson, William, engl. Physiker, XIX 372
Thoosa, IV 322
Thrasippos, V 127$_1$
Thrasybulos v. Milet, I 367. IV 266. V 5
Thrasybulus, Sohn des Lykon, athen. Heerführer, IV 378. V 20$_1$
Thrasydäos von Agrigent, IV 318
Thrasyllos, Platoniker, I 333, 354f., 365, 382. II 41, 45, 52f., 55, 60ff., 64—71, 86—93, 103ff., 115f., 117ff., 122ff., 126, 141, Nb. 398. IV 332, 349. V 144
Thrasymachos, Sophist, II 313, 316. IV 386. V 10, 11, 14, 18, 70f., 243
Thukydides, I 268, 278, 340$_1$. II 152, 193, 197, 199, 359, 374. III 8. IV 372. V 10, 19, 24, 26, 34, 56$_1$, 71, 79, 81, 107, 120, 142, 162$_2$, 167—170, 174 bis 185, 188, 190, 194, 202f., 247, 252f., 258, 263, 271, 274—276, 283, 311, 332, 369, 433, 451. VIII 89, 230, 336. IX 207, 259. X 157. XI 135. XIV 259, 262, 264. XVI 345, 348. XVII 154f. XVIII 303f., 318. XXI 116
Tiberius, Kaiser, I 309, 317, 355, 360, 362, 365, 390. II 41, 46, 87f., 91. III 77. V 37, 312. XII 72. XV 74
Tiberius, Rhetor, V 202
Tibullus, XXI 52
Tieck, L., II 258
Timaeus, Historiker, V 182, 190, 191
Timaeus, Pythagoreer, I 278, 387, 389f. II 49, 106. IV 319f., 342 Siehe auch Plato
Timanthes, V 283
Timarch v. Alexandrien, I 344. II 77
Timo, Priesterin, II 378
Timokles, Dichter, I 278. V 135$_3$
Timokrates, Rhetor, V 37
Timokreon, I 278
Timolaus, Rhetor, I 278
Timon von Phlius, Philosoph, I 278, 324, 362, 365. II 41, 60ff., 76f., 141. IV 319. V 153. XVIII 303

Timon, d. Misanthrop, XII 322. XX 133
Timotheos, I 272, 278, 386, 389. II 247, 248$_1$. III 195. V 120, 242, 264
Timoxena, Gemahlin Plutarchs, V 204
Tinctoris, Joh., Musikschriftsteller, II 295
Tischendorf, L. F. K., Bibelforscher und Paläograph, I 309. V 154. XXI 56ff., 63
Tisias, Rhetor, V 5, 9, 289
Tizian, IV 407
Tocqueville, XVI 348
Tolstoi, XV 442. XVII 176. XVIII 64, 310. XIX 346
Töpffer, Philologe, V 366
Trajan, Kaiser, V 37, 390
Trasybulus, Freund Pindars, V 265
Trebatius, V 294
Treitschke, H. v., XV 207. XXI 231, 270, 273
Trendelenburg, Adolf, Philosoph, I 427. VII 22, 33
Treviranus, Ch. L., Professor, I 427
Tribschen, III Nb. 399, 403f. XXI 201, 237
Triptolemos, I 341
Troilos (Hesiodsage), II 186, 189f., 198
Trophonios, IV 158. V 403, 434, 438. X 3. XXI 147
Turenne, V 259. XII 257, Nb. 354
Turin, XVII 1, 35, 54, 275, Nb. 371, 374, 383. XXI 194, 196, 206, 215, 267, Nb. 296
Turner, Jos. Mallord William, englischer Maler, XVII 309
Tydeus, I 239. V 340
Tynnichos, Dichter, V 232, 473
Typhon, V 344, 407. VII 72
Tyrannio, Aristoteliker, I 379. V 156f., 160
Tyrtäos, V 104ff., 217, 251, 261, 267, Nb. 484. VI 342
Tzetzes, J., Byzantiner, I 279. II 38, 150ff., 154, 159, 178, 182f., 191f., 196, 200. IV 270

Ueberweg, F., Philologe, I 394, 427. IV 354, 369, 391f., 419. V 146
Uhland, Ludwig, III Nb. 395. IX 152, 449. XVIII 82
Ulfilas, IX 239. XII 169
Ulixes, I 234 S. auch Odysseus
Ullrich, Philologe, V 174, 182
Ulrici, Hermann, Philosoph, IV 260. VII 25f.
Uranios, Historiker, V 198
Uranos, II 371. IV 257$_1$, 258
Urlichs, L., Philologe, I 322
Usener, H., Philologe, II 115, 121$_2$. IV 313$_1$. V 47$_1$, 51f., 126$_1$, 128

Vahlen, J., Philologe, II 165, 174ff., 199
Valckenaer, L. K., Philologe, II 37
Valerius Maximus, I 320, 351. V 120
Varnhagen, Rahel, XVI 413. XIX 235
Varro, M. Terentius, I 343. II 74, 78, 80f., 111, 307ff., 316, 334. V 165, 312
Vater, Philologe, II 175
Vauvenargues, Luc de Clapier, Marquis de, franz. Moralist, II 135. IX 295

Velde, Henry van de, Professor, XXI Nb. 301
Venedig, IX Nb. 489. X Nb. 443. XV 232. XX 119, 152, Nb. 266. XXI 196, 205, 247
Venus, III 383. IV 50. V 340$_1$, 344, 355. IX 117. XIX 178
Verdi, G., XI 287. XVII 313 f.
Vergilius, II 310, 350, 359. III 131. V 74, 92 f., 95, 317, 397, 448
Vergniaud, Girondist, I 74. XX 25
Vernet, Horace, XVIII 81
Verri, Graf, Philosoph, XIX 146
Vesta, V 349, 352
Vestinos, Grammatiker, I 269
Vicenza, XXI 247
Victor Emanuel II., König v. Italien, XXI 267
Viçvamitra, X 104. XV 393
Vigny, Alfred de, XIV 328. XIX 346
Vilkinasage, I 157, 162, 167
Virchow, Rud., I 427. XV 288
Vischer, F. Th. v., Aesthetiker, VI 145 f. XXI 270
Vischer, W., Philologe, V 454
Volkmann, R., Philologe, I 266$_1$, 273, 275, 280, 371. II 111$_1$. V 289
Volquardsen, Ch. A., Philologe, IV 419
Völsungasaga, I 146, 156
Voltaire, I 406. III 169. V 303. VI 191, 193 f., 196, 209, 285. VII 169, 217. VIII 42, 190, 214, 311, 326, Nb. 415 f. IX 308, Nb. 486. X 125, 179. XI 302. XII 121, 126, 128, 131. XV 43, 51, 162, 169. XVI 14, 386. XVII 356, 366, 368. XVIII 29, 68 f., 76—78, 307. XIX 177, 391. XXI 236
Völundurlied, I 148
Voss, Joh. Heinr., Dichter, VII 154
Voss, J., Philologe, I 307
Vulcanus, V 319

Wachsmuth, K., Philologe, I 266, 272 f., 275, 305, 339 ff., 362, 371. II 41 f., 58
Wackernagel, Wilh., Germanist, VI 295 f.
Wagner, Richard, I 202, Nb. 451. II 264, Nb. 396. III 6 f., 9, 19 f., 55, 133, 267, 332, 355 ff., 364, 366, 373 bis 381, Nb. 398 f., 403 ff., 408. IV 153, 248$_1$, 249$_2$, Nb. 445, 448, 451. V 31, Nb. 478. VI 9, 104, 126, 342, Nb. 348 f., 353. VII 15, 52 f., 97, 99, 158, 172, 181, 207, 209, 223 f., 229, 232, 240 ff., 245—377, 384, Nb. 410 f., 414, 416—421. VIII 4, Nb. 412, 420 ff. IX 4, 71, 88, 422, 424—441, 450, Nb. 484—487. X 155 f., 206, 397. XI 90 bis 92, 112, 143, 286—288. XII 108, 127—130, 305—307, 309, 311, Nb. 351, 353. XIII Nb. 419. XIV 315, 320 f., 323, 325, 329, 333, 335—337. XV 177, 372 f., 376, 444. XVI 15, 17, 30, 37, 324 f., 329 f., 356, 358 f., 362 f., 375, 377, 385 f. XVII 1—49, 102, 109, 176, 275—300, 308, 312 bis 315, 318, 320—342, 345 f., 352, 354, 365, 368 f., Nb. 371—378, 384 f. XVIII 66, 69, 80, 82 f. XIX 231—233, 235, 237—241, 244, 246, 253, 384, 387. XX 81, 129 f., Nb. 260, 265. XXI 52, 68, 70—73, 93—96, 114 f., 117, 126, 140, 181, 187, 194, 201—204,

223, 228ff., 233, 236—241, 247, 269, 274, Nb. 290
Beethoven, III 19, 108, 272, 348, Nb. 396. VII 324
Bestimmung der Oper, V 74
Der fliegende Holländer, VII 254f., 330, 342, 365. XVII 9, 11f., 24, 337. XVIII 82
Kaisermarsch, VII 327, 356, 367
Lohengrin, III 153. VII 230, 254f., 260, 297, 330, 352, 355, 365. IX 432, 436. XI 287. XIV 333. XVII 11f., 24, 30f., 337. XIX 238f.
Meistersinger, II Nb. 403. III 22 (Zitat). VI 287 (Zitat). VII 229f., 254, 260, 300, 303, 308, 330, 341, 343f., 352, 365, 370. XV 193. XVII 11. XXI 203
Oper und Drama, VII 324
Parsifal, VIII Nb. 422. IX 425. XI 143. XV 68, 220, 373—376. XVI 324. XVII 11, 13, 20, 29f., 39f., 290f., 329, 333, 337, 340, 346. XVIII 66. XXI 223, 241
Rienzi, VII 181, 254, 364
Ring des Nibelungen, II 381. III 163, 212, 359, 381. V Nb. 479. VII 230, 241, 253ff., 300, 305f., 322, 331f., 343, 352, 355, 362, 365, 368, 371, 375, Nb. 417, 421. IX 434, 436f. XI 92, 143. XII 127. XIV 325, 335. XV 219, 228. XVI 143. XVII 11, 14f., 23, 29, 32, 332f., 337. XVIII 9. XXI 203f., Nb. 300
Staat und Religion, VII 324
Tannhäuser, III 380. VII 69 (Zitat), 230, 254ff., 297, 330, 342, 352, 355, 365. IX 432, 436. XIV 333. XV 202. XVI 324. XVII 11, 23. XVIII 229
Tristan u. Isolde, II 286$_1$, Nb. 403. III 142ff., 149 (Zitat), 358, 375, 378ff., Nb. 404. V Nb. 479. VII 230, 254f., 267, 299f., 308, 331, 341, 344, 355, 363, 365, 370, 375. IX 437. X 214. XIV 333. XV 177. XVII 11, 28, 337. XXI 203, Nb. 290
Ueber Schauspieler und Sänger, VII 324
Ueber das Dirigieren, VII 324
Wagner, Cosima, Gattin R. Wagners, II Nb. 395f. IV Nb. 447, 449, 455. V Nb. 478. VII Nb. 414f., 420. XX 81. XXI 198, 240
Wallace, Alfred Russell, englischer Naturforscher, XVIII 97
Walpole, Horace, XVI 405
Wassenberg, Philologe, II 308
Weber, Philologe, I 228
Weber, Karl Maria von, IV 117. IX 431f. XV 202. XVII 338
Weber, Prediger u. Lehrer in Naumburg, XXI 10ff., 20
Wecklein, Philologe, V 75
Weidmann, Verleger, II 221, 228
Weimar, XXI 179
Weisse, Chr. Herm., Prof. der Philosophie, VII 234
Welcker, F. G., Philologe, I 209ff., 217, 220ff., 227f., 231f., 234, 238f., 243f. II 156ff., 183, 260, 266. VII 193
Wenzel, Professor, XXI 50
Werner, Zach., Dichter, II 239
Werner, der Gärtner, Verfasser des „Meier Helmbrecht", VIII Nb. 413

Wesley, X 247
Westermann, A., Philologe, I 330, 340_1, 342. II 154, 187 f., 191, 201, 203, 216
Westphal, R., Philologe, I 362. II 229, 286, 293 f., 298, 300, 310 f., 314, 317, 320, 333, Nb. 399 f. IV 345. V 76
Wethau, Dorf bei Naumburg, XXI 26
Wettig, Musikdirektor, XXI 21
Whitefield, G., Methodist, X 73
Widemann, Heinrich, III Nb. 408
Widmann, J. V., Dr., XV Nb. 459. XVII 133 f. XXI 213
Wieland, IX 239, 244, 253, 424
Wilamowitz-Möllendorff, Ulrich von, III Nb. 405 f.
Wilhelm II., XVII 279, 287 f. XXI 273
Wilhelm, Karl, Komponist der „Wacht am Rhein", VII 367 f.
Wilke, Superintendent, XXI 8
Wimmer, Pastor, XXI 8
Winckelmann, J. J., Archäologe, II 343. III 136, 213, 301, 392. IV 47, 88, 90. VI 157. VII 31, 175 ff., 181. XIV 265. XVI 352, 354. XVII 157, 315. XIX 233, 245, 363
Windisch, Ernst, Studiengenosse N.'s XXI 63
Wischnu, ind. Gott, XII 160
Wisser, W., Studiengenosse Fr. N.'s, später Gymnasiallehrer, XXI 47, 51 f.
Wolf, Ch., Philosoph, V 300
Wolf, Friedrich August, II 6, 10 f., 23 f., 125, 175, 348, 352, 361. III 391. IV 51 f. V 89 f., 211, 213, 228 f. VII 133, 168, 170, 173, 175 ff., 197, Nb. 424
Wolff, G., Philologe, IV 359
Wölfflin, Philologe, V 182
Wolfram von Eschenbach, III 332. XXI 215 (Parsifal)
Wundt, W. M., Philosoph, I 427
Wuotan (Wodan), V 353
Wyttenbach, Philologe, I 345. II 192

Xanthippe, I 382. VIII 305
Xenarchos, Mimendichter, V 80
Xenocles, V 382
Xenodamos, Lyriker, V 240
Xenokrates, Philosoph, II 38, 99, 103, 260. V 187, 272, 282
Xenokritos, Dichter, II 125. V 240, 242
Xenophanes, I 325, 388. II 100, 102 f., 120_2, 121_2, 124_1, 128 f., 142, 374. IV 193 f., 246, 278, 280, 285 f., 289, 314. V 46 f., 49, 50_1, 51 ff., 58 f., 61, 63, 75, 106, 123, Nb. 484. VI 102
Xenophilos, Pythagoreer, IV 342
Xenophon, I 223, 238, 268, 307, 320, 337, 351, 358, 367. II 56, 98, 106. IV 356, 360, 362 f., 376, 380, 386, 404, 421. V 12, 34, 50, 92, 142, 144, 150, 152, 162_2, 183—186, 204 f., 244, 274, 459, Nb. 480. IX 444. X 418. XIV 258. XVI 5, 7
Xerxes, II 128, 255. III 303. V 60, 84, 172, 373, 422. VIII 85

Zagreus, siehe Dionysos
Zaleukos, V 376
Zalmoxis, IV 286
Zarathustra, der historische, siehe Zoroaster

Zarncke, Friedr., Germanist, VI Nb. 357
Zech, J., Physiker, IV 268
Zeller, E., Philosoph, II 122_1, 180. IV 277_1, 281, 283, 285, 288, 291f., 309, 316, 342, 369, 387. V 50, 57, 61. VII 125
Zelter, K. F., Komponist, XX Nb. 255
Zeno, Eleat, I 326, 366, 383. II 101, 128, 180, 376. IV 202ff., 246, 315. V 46f., 59f., 244, 270, 283
Zeno, Stoiker, I 280, 299f., 304ff., 353f. II 97, 100ff., 120_2. V 163f., 213, 281. VII 121
Zeno Sidonius, Epikureer, I 379. II 101_1
Zenobios IV 333_1
Zeus (Juppiter), I 235, 242, 250ff. II 39, 181, 186, 191, 195, 268, 371f. III 221, 279. IV 144, 166, 180, 187, 258ff., 305, 325, 350. V 38, 140, 163, 339f., 342f., 347, 349, 352ff., 356, 360ff., 364–369, 375, 383, 386f., 389, 396ff., 400, 405, 409 bis 413, 416, 418, 420, 422f., 424f., 427, 435, 438, 440f., 444, 451f., 454, 457, 460f. VI 292. VII 365. VIII 81. XII 194, XV 364
Zeuxis, Maler, V 107
Ziegler, Christ., Philologe, II 225f.
Zimmermann, R., Philosoph, IV 260
Zoagli bei Genua, XIII Nb. 419. XXI 249
Zola, XVII 107, 369. XIX 229, 232, 246
Zöllner, J. K. F., Physiker und Astronom, VI 280. VII 29, 224, 236
Zopyros, Orphiker, V 140
Zopyros, Physiognomiker IV 401. XVII 64, 66f.
Zopyrus, Rhetor, II 77
Zoroaster, I 382. II 112_1, 113. IV 155, 247. V 153 (Magus). XIII Nb. 416ff., 420. XXI 98, 105
Zosimos, Grammatiker, I 269
Zumpt, A. W., Philologe, 353, 390
Zürich, XIII Nb. 431. XX Nb. 264f.

Diese einmalige Monumentalausgabe erscheint in 1600 Exemplaren: davon Nr. 1 — 15 auf Japan-Velin, Nr. 16 — 200 auf Hadernpapier, Nr. 201 — 1500 auf reinem holzfreiem Papier. Hundert Exemplare Nr. I — C gelangen nicht in den Handel. Den Druck besorgt die Offizin W. Drugulin in Leipzig. Es werden gebunden: Nr. 1 — 15 in Ganzleder von A. Köllner, Nr. 16 — 200 in Ganzpergament von Hübel & Denck und Nr. 201 — 1500 in Halbleder von A. Köllner, beide in Leipzig.

Dieses Exemplar trägt die Nummer .....